Christian Gottfried Körner.

Biographische Nachrichten

über ihn und sein Haus.

Aus den Quellen zusammengestellt

von

Dr. Fritz Jonas.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung
1882.

Christian Gottfried Körner.

Motto:

Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!

Christian Gottfried Körner.

Biographische Nachrichten

über ihn und sein Haus.

Aus den Quellen zusammengestellt

von

Dr. Fritz Jonas.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1882.

I.

„1785 Dominica 11 post trin. Christian Gottfried Körner, des Kurf. Sächs. Oberkonsistorii in Dresden Oberkonsistorial-Rat, der Landes-Ökonomie-Manufaktur- und Kommerzien-Deputation Assessor, ist mit seiner Verlobten Anna Maria Jakobina, weiland Herrn Johann Michael Stocks, Kupferstechers allhier, hinterl. ehel. jüngsten Tochter, auf gnädigsten Befehl ohne Aufgebot in seinem Gartenhause vor dem Schloß ☉ 11 post trin. den 7. August 1785 hor. 5 vesp. von Herrn M. Johann August Wolf, Diac. an der Nikolaikirche, ehelich kopuliert worden. Es nahm auch H. M. Wolf den Handschlag im Beisein des H. Protonot. Karthauß von den Verlobten vor der Trauung im Hause ab."

So lautet der Vermerk im Kirchenbuch der Nikolaikirche zu Leipzig über die Einsegnung der Ehe zweier Menschen, denen ein reiches Leben an Liebe und Leid, an Lust und Verlust mitsammen beschieden war, und deren Haus ein Tempel der Liebe und Freundschaft und ein Muster geworden ist für die Pflege alles Guten und Schönen in

der Familie, das den Menschen über die Enge des Irdischen hinweg in das Reich des Idealen erhebt. Sie haben ihre Namen unvergänglich in die Herzen vieler der Besten ihrer Zeit eingeprägt, mit deren Gedächtnis auch sie in der Erinnerung der dankbaren Nachwelt fortzuleben ein gutes Recht haben, ohne daß sie selbst zu den Großen der Erde gehören. Es sind die Eltern Theodor Körners, die treuen Freunde Schillers, deren Hauswesen auf den folgenden Blättern geschildert werden soll.

Wenn wir in ein Haus eintreten, in dem die echte Liebe zwischen den Ehegatten waltet, verfolgen wir gern und mit Teilnahme die Fügungen, durch welche die beiden, oft erst nach mannigfachen Kreuzungen ihrer Lebenswege, sich endlich zusammengefunden haben. Denn die Vorgeschichte eines Hauses erscheint gleichsam als das Fundament desselben, und sein inneres Glück führt uns weiter zurück auf den Segen der Eltern und Voreltern, der es den Enkeln und Kindern gebaut hat.

Christian Gottfried Körners Ahnen gehörten zum größten Teil dem Gelehrtenstande an. Sein Großvater Johann Christoph, Prediger in Weimar an der St. Petri und Pauli Kirche, oder auch Stadtkirche genannt, war ein vertrauter Freund des großen Philologen Johann Matthias Geßner. Er hatte eine Tochter des 1715 verstorbenen Professors an der Leipziger Universität Gottfried Olearius geheiratet. Aus dieser Ehe stammte Johann Gottfried Körner, geb. d. 16. Sept. 1726, der Vater unseres Christian Gottfried. Er besuchte das Weimarer Gymnasium. Schon früh verlor er den Vater, der 1736 starb. Er widmete sich dem Berufe des Vaters, studierte seit 1743 in Leipzig und erwarb sich 1748 die philo-

sophische Magisterwürde. Seitdem war er bis zu seinem Tode als Prediger in Leipzig thätig und wechselnd an der Nikolaikirche und Thomaskirche angestellt. 1770 wurde er zum Doktor der Theologie ernannt, rückte 1775 zum Archidiakonus an der Thomaskirche auf, wurde im folgenden Jahre Superintendent und ordentlicher Professor, sowie auch Assessor im Konsistorium. Im Jahre 1782 wurde er als Domherr in das Hochstift zu Meißen aufgenommen und starb eines sanften Todes in hohem Ansehen am 4. Januar 1785.

Schon 1755 hatte er sich mit Sophia Margareta Stirner, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Leipzig verheiratet, die ihn nur wenige Monate überlebte. Am 2. Juli 1756 war ihnen ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Christian Gottfried erhielt. Eine jüngere Tochter Johanna Sophia starb als Kind.

Der Vater ließ es sich angelegen sein, dem einzigen Sohne eine gute Erziehung zu geben. Wie er selbst durch Fleiß und Pflichttreue sich auszeichnete, so wünschte er auch in dem Sohne diese Tugenden auszubilden. Vorzüglich aber suchte er ihn von früh auf zur Frömmigkeit anzuhalten. Er selbst huldigte als lutherischer Theologe den Anschauungen der strengen Orthodoxie und glaubte keineswegs wie sein Zeitgenosse Lessing, daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhänge; im Gegenteil erschien ihm wahre Frömmigkeit und wahrer Glaube ganz unzertrennlich vom Buchstabenglauben und der Auffassung, daß die Bibel ihrem Inhalt nach bis auf das einzelne Wort göttliche Offenbarung sei. Wohl drängten sich auch ihm einige religiöse Bedenken auf, aber diese richteten sich nie gegen die Glaubwürdigkeit auch nur

eines Wortes in der Bibel selbst, sondern nur auf die Vereinigung gewisser Widersprüche von Bibelworten untereinander oder mit den Kirchenlehren und kirchlichen Gebräuchen. Eine seiner gedruckten Predigten behandelt die Taufe und spiegelt die innere Not und Beängstigung wieder, die dem im Autoritätsglauben gebundenen und doch wieder selbstdenkenden, gewissenhaften Prediger und Theologen die Verschiedenheit der Taufgebräuche in Christi Zeit und in der seinigen verursacht hat. Ehemals wurden die Täuflinge laut biblischer Überlieferung untergetaucht; und der Prediger Körner übergoß nur den Kopf seiner Täuflinge mit Wasser oder besprengte sie. Dieser Unterschied der Form erregte ihm ernste Gewissensbedenken. Aus solchen Zweifeln weiß er sich nicht anders zu helfen als durch eine Art protestantischer Scholastik. Der Glaube ging dem Verständnis voraus. Seine wissenschaftliche Thätigkeit sollte lediglich den Glauben bestätigen und war darauf gerichtet, wo die kirchlichen Institutionen der Zeit oder die eigene Überzeugung thatsächlich im Widerspruch mit der biblischen Überlieferung stand, diesen Widerspruch hinwegzuschaffen und durch Pressen einzelner Worte das Widersprechende scheinbar verstandesmäßig zu vereinigen. Die Taufe, das Bad der Wiedergeburt, wurde freilich unbestreitbar zuerst durch das Untertauchen vollzogen, aber zur Beruhigung des Doktors Körner fand sich zwar in der Bibel das Gebot der Taufe und der Anwendung des Wassers dabei, aber doch nicht ausdrücklich an allen betreffenden Stellen auch das Gebot des Untertauchens, und so folgerte er, das Wasser müsse wohl bei der Taufe notwendig sein, aber die Art der Verwendung desselben werde freigegeben sein, ja es dünkt

dem gelahrten Herrn sogar wahrscheinlich, daß bei den Massentaufen der Jünger der Zeitersparnis halber auch schon das Besprengen statt des Untertauchens getreten sein werde. So ist der damalige Taufritus durch den Aufwand spitzsinniger Dialektik gerettet und gestützt, und das Gewissen des gläubigen und des gelehrten Predigers befriedigt.

Dieses eine Beispiel mag hier genügen, um die religiösen Anschauungen des Vaters zu veranschaulichen, in denen natürlich auch der Sohn unterrichtet wurde, und die er, wie er selbst später berichtet, zunächst auch mit voller Empfänglichkeit als die allein vor Gott berechtigten in sich aufnahm. Vertrat sie doch sein Vater mit allem Ernst, aller Lauterkeit und Aufrichtigkeit, und war das ganze Leben im elterlichen Hause in seiner ascetischen Strenge mit ihnen doch im vollsten Einklang. Jeglicher Genuß erschien dem ernsten, frommen Prediger fast schon als unerlaubt oder sündhaft, und allein in stetiger, ruheloser Arbeit und innerer Demütigung und im Gebet fand er den inneren Frieden in seinem Gewissen. In der Entsagung suchte er seinem streng richtenden Gott zu opfern und in der Furcht ihm zu dienen, aber mit der Redlichkeit und mit der Kraft und Zuversichtlichkeit, daß auch die Gegner seiner Anschauungsweise, denen eine andere Erkenntnis des Gottes der Liebe die Furcht vor ihm in lautere Ehrfurcht verwandelt hat, dem Manne persönlich Achtung und Ehre nicht versagen werden.

Aus den Kindheitsjahren des Sohnes ist uns so gut wie nichts überliefert. Die Taufe wurde schon am 4. Juli 1756, am dritten Lebenstage, vollzogen. Als Taufpaten fungierten Johann Matthias Geßner, den,

da er abwesend war, der Stiefvater der Mutter, D. Christian Friedrich Schmidt, Vornehmer des Rats vertrat, ferner Frau Johanna Sophia „Herrn D. Chrstn. Fr. Schmidts, des obigen Eheliebste," endlich Johann Gottfried Peinemann, Kauf- und Handelsmann in Leipzig. Das nächste, was ich aus seiner Kinderzeit anführen kann, ist ein Eintrag seines Vaters in sein Stammbuch:

Pred. Sal. XII. 1.

Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen.

Ja Sohn, vergiß es nie in Deinen muntern Jahren,
Dich Deinem Schöpfer ganz zu weyhn,
Dann wird er Dir, was Du auch sollst erfahren,
Dein bester Freund, Dein treuster Vater seyn.

Leipzig, d. 13. Jun. 1768.

Diese liebereiche Ermahnung und
tröstliche Versicherung schrieb aus
väterlichem Herzen
M. Johann Gottfried Körner.

Im nächsten Jahre ward er einem Antrag des Vaters beim Kurfürsten zufolge in die Landesschule zu Grimma aufgenommen. Die kurfürstliche Bewilligung lautet:

Von Gottes Gnaden, Friedrich August, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Westphalen, Chur Fürst rc.

Lieber, getreuer; Wir sind, auf des Licentiati, Johann Gottfried Körners, zu Leipzig, beyliegende unterthänigste Supplices, in Gnaden zufrieden, daß dessen Sohn, Christian Gottfried Körner, unter der Aufsicht des Con-Rectoris, M. Johann Heinrich Mückens, die öffentlichen Lectiones auf Unserer

Landschule Grimma als Extraneus besuchen möge und begehren dannenhero hiermit gnädigst, ihr wollet euch darnach gehorsamst achten, und, demgemäs, das ferner nöthige behörig besorgen. Daran geschicht Unsere Meynung. Datum Dreßden am 24 May 1769

Hanns Gotthelf von Globig

Friedrich August, Jnst. S.

Am 21. Juni 1769 trat Körner in die Landesschule ein und wohnte im Hause des Konrektors Mücke, des späteren vielgelobten Rektors der Schule. Einer seiner Genossen auf der Schule und in der Pension war, wenigstens noch ein Jahr hindurch, Ernst Florens Friedrich Chladenius aus Wittenberg, der später unter dem veränderten Namen Chladni berühmt gewordene Akustiker. Am 23. April 1772 verließ Körner die Anstalt mit der Reife zur Universität. Zwei Briefe aus der Zeit seines Aufenthalts zu Grimma an seines Vaters Schwester Christiane Sophia Ayrer verwitwete Hendrich, der eine in Prosa, der andere in Versen, sind in Karl Elzes Vermischten Blättern abgedruckt. Sie enthalten nur Danksagung für ein Geschenk und Glückwünsche zum Geburtstage der Tante und geben für die Kenntnis seines damaligen Lebens keine Ausbeute. Der Stil ist noch ungelenk, wie es nach seinem Alter und nach dem steifen und förmlichen Ton in Familienbriefen damaliger Zeit nicht anders zu erwarten ist, und die Verse des zehnstrophigen Gedichts sind nichts als gereimte Prosa.

Schon die Schulzeit war für ihn eine Zeit ernster Arbeit gewesen. Er zeichnete sich durch Fleiß aus. Eltern und Lehrer, so erzählte er selbst später, mühten

sich ab, jeglichen Hang zum Vergnügen in ihm zu unterdrücken, und es gelang ihnen auch, durch eine Art leidenschaftlicher, mönchsartiger Frömmigkeit ihn so sehr zur Resignation zu gewöhnen, daß er über jede Stunde, die er ohne Vorwissen seiner Vorgesetzten mit irgend einer Ergötzlichkeit zugebracht hatte, Gewissensbisse gefühlt habe, und nie froh und zufrieden gewesen sei als nach Beendigung einer beschwerlichen Arbeit. Diese Erziehungsweise hatte den nie ermüdenden Fleiß, den Thatendurst und die Gewissenhaftigkeit in ihm ausgebildet, die ihn sein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet haben; aber gerade bei seiner Naturanlage unterstützte sie auch wohl jene sich nie genugthuende und darum auch wenig zustandebringende Peinlichkeit und Umständlichkeit, sowie die unruhige Sucht, stets neue ihm wichtig erscheinende Arbeiten anzugreifen, ehe noch die früher begonnenen, die ihm jetzt weniger wichtig dünkten, abgeschlossen waren. So ist es begreiflich, daß er bald dankbar, bald bedauernd dieser ihm in seiner Kindheit eingeimpften Vielgeschäftigkeit gedachte.

Bei dem Abgang von der Schule trat nun die Frage an den Jüngling heran, welchem Beruf er sich widmen wolle. Wie der Vater ein fruchtbarer theologischer Schriftsteller gewesen war, so gingen auch die Pläne des Sohnes von Kindheit an auf schriftstellerische Thätigkeit und die Laufbahn eines Gelehrten.

Sein Hang war es, sich immer dahin zu stellen, wo es gerade an Arbeitern fehlte. So oft er auf irgend einem Gebiete des Wissens eine entschiedene Lücke wahrnahm, wünschte er einzutreten, und so kam es, daß er etwas unstät von einer Wissenschaft zur andern flog. Zunächst hatten ihm seine Schullehrer eine große Ver-

ehrung für die alte Literatur eingeflößt, und er beschloß Autoren herauszugeben. Garves und Platners Vorträge erweckten in ihm Neigung zur Spekulation, und vitam impendere vero (der Wahrheit das Leben zu widmen) wurde sein Wahlspruch. Zugleich aber hatte die Spekulation ihn in innerlichen Widerspruch mit der Kirchenlehre und seinen bisherigen religiösen Anschauungen gebracht und die „Sklaverei des symbolischen Lehrzwangs" war ihm so unerträglich geworden, daß er, als er sich für eine der drei damaligen Universitätswissenschaften entscheiden mußte, von der Theologie völlig absah. Von der Medicin schreckten ihn die unangenehmen Situationen praktischer Ärzte ab, und so blieb nur die Jurisprudenz ihm als Brotstudium übrig, obwohl die juristische Wissenschaft als solche ihn am wenigsten anzog, und er nur die philosophische Behandlung rechtlicher Gegenstände mit wirklichem Interesse erfaßte. Wohl fand er hin und wieder bei Pütter im Staatsrecht Befriedigung, aber dem Fache selbst konnte er keinen Geschmack abgewinnen, weil er sich durch zwanzig armselige Streitfragen hindurchwinden müsse, ehe er zu einer fruchtbaren Idee gelange. Weit lohnender und wichtiger erschien ihm das Studium der Natur nebst Mathematik und ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen, und es lag für ihn „etwas Herrliches in dem Gedanken, das Feld dieser Wissenschaften zu erweitern, um dadurch die Macht des Menschen über die ihn umgebenden Wesen zu vergrößern und ihm neue Quellen von Glückseligkeit zu eröffnen." Diese Studien betrieb er besonders in den Jahren 1776 und 1777 in Göttingen, ohne doch seine juristische Ausbildung außer Acht zu lassen. Er hat in

den Jahren 1772—1776 in Leipzig Vorlesungen von Platner, Morus, Seger, Böhme, Sammt und Schott und in Göttingen sodann die von Pütter, Böhmer, Heyne, Gatterer, Schlözer und Beckmann besucht. Im Umgang mit Freunden hatte er es nicht gut auf der Universität gehabt, und hatte in Göttingen und Leipzig sehr vorlieb nehmen müssen, um nicht ganz der Geselligkeit zu entbehren.

Kaum war er 1778 nach Leipzig zurückgekehrt, als er sich an einige größere philosophische Abhandlungen machte, die als Examenarbeiten dem Drucke übergeben wurden, und deren äußerer Zweck die Erlangung des Rechtes zu Universitätsvorlesungen war. Die Erstlingsschrift führt den Titel: Quem fructum oeconomia politica capiat ex descriptione civium ad ipsius usus accommodata. Specimen primum quod a. d. XXIII mensis Septembris 1778 defendet M. Christianus Gottfr. Körner i. u. baccalaureus assumpto socio Carolo Gottfrido Schreitero i .u. baccalaureo. Sie ist dem Vater gewidmet, dessen väterliche Liebe und unermüdliche Sorgfalt, den Sohn mit den Hilfsmitteln zur Pflege der Wissenschaften auszurüsten, von diesem in Dankbarkeit und Gegenliebe öffentlich anerkannt wird. Am Schlusse folgen fünf Thesen, deren letzte dem Inhalte nach mit dem Thema seiner zweiten Arbeit, seiner Doktordissertation übereinstimmt, welches ich hier ebenfalls vollständig anführe: Quam intersit ICtorum iurisprudentiam naturalem ab universali vivendi norma distingui. Dissertatio .... quam defendet pro summis in utroque iure honoribus capessendis a. d. XV April. A. R. G. 1779 M. Christ. Gottfr. Körner, Lipsiensis etc. In einem zeitgenössischen Buche wird von diesen Schriften rühmend hervorgehoben,

daß sie in schönem Latein abgefaßt seien und einen hellen Kopf zu erkennen gäben.

Diese Erstlingswerke waren im Verlage des Buchhändlers Breitkopf erschienen, dessen gastliches Haus damals in Leipzig der Mittelpunkt guter Geselligkeit war. Namentlich wurde hier die Musik gepflegt, wie denn der eine Sohn des Hauses Goethesche Lieder komponiert hatte. Auch Körner verkehrte in dieser Familie. Gerade für Musik war auch er mit so bedeutendem Talente ausgestattet, daß er, wenn er sich ihr früher gewidmet hätte, nach seinem eigenen späteren Zeugnis, darin etwas geleistet haben würde. Dem hatte nun die religiöse Anschauungsweise seiner Eltern entgegengestanden, die ihm gemäß ihrer eigenen Auffassung die Kunst nur als ein Vergnügen dargestellt hatten, und Vergnügen zu empfinden und zu wirken, galt ihnen für kein Ziel, das des Ringens und eines vollen Lebensberufes wert sei. Erst spät entstand in dem Sohne daher der Gedanke, „daß Kunst nichts anderes ist, als das Mittel, wodurch eine Seele besserer Art sich andern versinnlicht, sie zu sich emporhebt, den Keim des Guten und Großen in ihnen erweckt, kurz alles veredelt, was sich ihr nähert." Nun fehlte es ihm nicht mehr an Lust zur Ausübung der Kunst, aber an Hoffnung das Versäumte noch nachholen zu können und das Ideal zu erreichen, dem er zugestrebt haben würde. Denn ein ihm von früh auf innewohnender Widerwille gegen die Mittelmäßigkeit in Werken der Kunst lähmte bei aller Verehrung des wahren Virtuosen jeder Art in bescheidener Zaghaftigkeit den Trieb, mit eigenen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst an die Öffentlichkeit zu treten. Charakteristisch für seine vielleicht übertrieben hohe Anforderung an den

Künstler ist sein Ausspruch: „Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft, und wodurch sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht es, er gebeut, so steht es da. Wehe dem, der noch mit widerspenstigen Elementen zu kämpfen hat, wenn ihn eine begeisternde Idee durchglüht." Später mag er im Verkehr mit seinen großen Freunden Schiller und Goethe wohl oft noch gesehen haben, wie auch der große Künstler unter das Gesetz gethan ist, nur im Schweiße seines Angesichts schaffen zu können. Als Dilettant aber hat Körner sein Leben lang die Musik gepflegt, und gern suchte er Konzerte und musikalische Gesellschaften auf.

Im Breitkopfschen Hause oben in der Dachwohnung wohnten dazumal die Kinder des bereits am 30. Januar 1773, im Alter von 35 Jahren, gestorbenen Kupferstechers Stock, unter dessen Leitung Goethe in der Zeit seines Leipziger Trienniums 1765—1768 die Kupferstecherkunst erlernt hatte. Auch Stocks Gattin Marie Helene, geborene Schwabe, verwitwete Endner, erreichte kein hohes Alter und starb 9 Jahre darauf am 16. Januar 1782. Seitdem wohnten die beiden von vier Kindern allein noch die Eltern überlebenden Töchter Stocks Johanna Dorothea (geb. 6. März 1760) und Anna Maria Jacobina (geb. 11. März 1762) bei ihrem Stiefbruder Georg Gustav Endner, der des Stiefvaters Kunst gelernt hatte und fortübte.

Die beiden jungen Mädchen waren auch bisweilen zu den Breitkopfschen Gesellschaften geladen, und hier hatte Körner zuerst ihre Bekanntschaft gemacht, die bald zumal mit der jüngeren so innig wurde, daß der erst

zweiundzwanzigjährige Jüngling eine herzliche Liebe und Zuneigung zu ihr faßte, die wenn er sie auch weder sich selbst noch seiner Erwählten zu bekennen wagte, ihn dennoch innerlich gebunden hielt.

Über die Kinderzeit der Maria Stock sind neuerdings einige Erinnerungen derselben, wie sie nach ihrer Erzählung, Friedrich Förster aus dem Gedächtnis aufschrieb, veröffentlicht, welche hier im Wortlaute eine Stelle finden mögen:

„Es war“, erzählte die Freundin, „wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1764, als mein Vater Nürnberg verließ und seiner Nadel vertrauend — glauben Sie aber nicht, daß er ein Schneider gewesen, er war Kupferstecher — nach Leipzig zog. Frau und Kinder wurden in Nürnberg zurückgelassen. Wir waren drei Schwestern im Alter von sieben, fünf und drei Jahren, einer vierten Entbindung sah die Mutter entgegen. Mein Vater hatte als ein junger Mann von 19 Jahren meine Mutter, welche Witwe, fünf Jahr älter war und einen Sohn aus erster Ehe hatte, in übereilter Leidenschaft geheiratet; die Sorge für den Hausstand in Nürnberg mag sich mit seiner künstlerischen Beschäftigung nicht zum besten vertragen haben, und so mußte ihm seine Junggesellenwirtschaft in Leipzig und der bessere Verdienst mehr behagen als sein abhängiges Leben mit Frau und Kindern. Er hatte versprochen uns bald abzuholen, allein Briefe und Geld kamen immer spärlicher. Da faßte unsere gute Mutter, sobald sie von ihrem Wochenbette genesen war, ohne weitere Anmeldung einen raschen Entschluß, mietete sich auf einem großen Frachtwagen, welcher, mit Spielzeug beladen, zur Messe nach Leipzig fuhr, Plätze für uns und den nötigen

Raum für allerhand Hausgerät. Von dieser Reise, auf welcher wir zwölf bis vierzehn Tage lang ganz jämmerlich zerrüttelt und zerschüttelt wurden, hab' ich in späteren Jahren die Mutter noch oft erzählen hören. Obschon die Überraschung dem Vater wohl nicht besonders angenehm gewesen sein mag, so wurden wir doch von ihm geherzt und geküßt, und er soll nur die Mutter im Scherz darüber gescholten haben, daß sie so viel „Nürnberger Tand" — darunter waren wir vier Schwestern und der Stiefbruder gemeint — mitgebracht habe."

„Unsere ganze Wohnung bestand in einer geräumigen Dachstube drei Treppen hoch, zwei Schlafkammern und der Küche. Den Tag über waren wir sämtlich in der Wohnstube, in welcher auch der Vater seine Werkstatt an dem einzigen hellen Fenster aufgeschlagen hatte. Die Mutter war, da wir keine Köchin hatten, fast den ganzen Tag in der Küche beschäftigt, wir Kinder suchten, wenn es das Wetter erlaubte, das Freie, denn mit unsern Arbeiten und Spielsachen waren wir auf einen sehr engen Raum angewiesen."

„Der Vater arbeitete vornehmlich kleine Vignetten für den Verlagsbuchhändler Breitkopf; auch durch Unterricht in seiner Kunst hatte er Verdienst. Von seinen Schülern der eifrigste, zugleich aber auch zu allerhand munteren Streichen der aufgelegteste, war der später so berühmt gewordene Goethe, damals Student der Rechte, sechzehn Jahre alt. Unserer guten Mutter machte diese Bekanntschaft mancherlei Sorge und Verdruß. Wenn der Vater in später Nachmittagstunde noch fleißig bei der Arbeit saß, trieb ihn der junge Freund an, frühzeitig Feierabend zu machen, und beschwichtigte die Einwendungen der Mutter damit, daß die Arbeit mit der

feinen Radiernadel im Zwielicht die Augen zu sehr angreife, zumal man dabei durch das Glas sehe. Wenn nun auch die Mutter erwiderte, durch das Glas sehen, greife die Augen nicht so sehr an, wie in das Glas und zwar manches Mal zu tief sehen, so ließ doch der muntere Student nicht los und entführte uns den Vater zu Schönkopfs oder nach Auerbachs Keller, wo in lustiger Gesellschaft die Studien zu den Studentenscenen des Faust entstanden sind. Diese Bekanntschaft hat unserer guten Mutter manche Thräne gekostet. Wenn aber am andern Morgen Mosje Goethe — denn vornehme junge Herren wurden Mosje tituliert — sich wieder bei uns einfand, und ihn die Mutter tüchtig schalt, daß er den Vater in solche ausbündige Studentengesellschaft führe, in welche ein verheirateter Mann, der für Frau und Kinder zu sorgen habe, gar nicht gehöre, dann wußte er durch allerhand Späße sie wieder freundlich zu stimmen, so daß sie ihn den Frankfurter Strubbelpeter nannte und ihn zwang, sich das Haar auskämmen zu lassen, welches so voller Federn sei, als ob Spatzen darin genistet hätten. Nur auf wiederholtes Gebot der Mutter brachten wir Schwestern unsere Kämme, und es währte lange Zeit bis die Frisur wieder in Ordnung gebracht war. Goethe hatte das schönste braune Haar, er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der alte Fritz als steifen Zopf, sondern so, daß es in dichtem Gelock frei herabwallte. Wenn ich," erzählte Frau Körner, „in späteren Jahren Goethe hieran erinnerte, wollte er es nie zugeben, sondern versicherte, es hätte sich die Mutter ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, ihn zu kämmen, so daß sie sein

wohlfrisiertes Haar erst in Unordnung gebracht, um ihn dann recht empfindlich durchzuhecheln."

„Am meisten verdarb es der lustige Bruder Studio mit uns Kindern dadurch, daß er weit lieber mit dem Windspiele des Vaters, es war ein niedliches Tierchen und hieß Joli, als mit uns spielte und ihm allerhand Unarten gestattete und es verzog, während er gegen uns den gestrengen Erzieher spielte. Für Joli brachte er immer etwas zu naschen mit; wenn wir aber mit verdrießlichen Blicken dies bemerkten, wurden wir bedeutet, das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüsse die Stimme. Goethe und der Vater trieben ihren Mutwillen soweit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rotwollenes Kamisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlichst besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pate aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein so unverständiges, ja ich darf sagen, unchristliches Geschöpf, daß er für die von uns unter unserem Bäumchen aufgepflanzte Krippe nicht den geringsten Respekt hatte, alles beschnoperte, und mit einem Haps das zuckerne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknapperte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Thränen zerflossen. Ein Glück nur, daß Mutter Maria, der heil. Joseph und Ochs und Eselein von Holz waren, so blieben sie verschont."

„Einer tragikomischen Scene muß ich auch noch gedenken. Unser Unterricht war auf sehr wenige Gegenstände beschränkt. Um 11 Uhr vormittags fand

sich ein eingetrockneter Leipziger Magister, welcher in der Druckerei von Breitkopf mit Korrekturen beschäftigt wurde, bei uns ein, der sich durch seine schwarze Kleidung und weiße Halskrause das Ansehn eines Theologen geben wollte. Er unterrichtete uns im Lesen, Schreiben und Rechnen und erhielt für die Stunde einen guten Groschen. Was seinem Anzuge im eigentlichsten Sinne die Krone aufsetzte, war seine von haarfeinem Draht geflochtene, in vielen Locken herabwallende Perücke. Beim Eintreten rief er uns schon von der Thüre her entgegen: „Ihr Kinder, das Gebet!" Wir sagten nun unisono, einen Vers aus einem Gesangbuchliede her, worauf eine Stunde in der Bibel gelesen wurde. Wie ich schon erwähnte, wir allesamt waren auf eine einzige Stube angewiesen, und so geschah es öfter, daß Goethe während unserer Lektion eintrat und sich an den Arbeitstisch des Vaters setzte. Einmal traf es sich nun, daß wir eben mitten aus einem ihm für junge Mädchen unpassend scheinenden Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört, mit einem Male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: „Herr, wie können Sie die jungen Mädchen solche Geschichten lesen lassen!" Unser Magister zitterte und bebte, denn Goethe setzte seine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwischen trat und ihn zu besänftigen suchte. Der Magister stotterte etwas von „alles sei Gottes Wort" heraus, worauf ihn Goethe bedeutete: „Prüfet alles, aber nur was gut und sittlich ist, behaltet." Dann schlug er das Neue Testament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er suchte, ge-

funden hatte. „Hier Dorchen," sagte er zu meiner Schwester, „das lies uns vor, das ist die Bergpredigt, da hören wir alle mit zu." Da Dorchen stotterte und vor Angst nicht lesen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserm Magister niemals gehört hatten. Dieser faßte nun auch wieder Mut und fragte bescheidentlich: „Der Herr sind wohl studiosus theologiae. Werden mit Gottes Hilfe ein frommer Arbeiter im Weinberge des Herrn und ein getreuer Hirt der Herde werden." — „Zuverlässig," fügte der Vater scherzend hinzu, „wird er sein Fäßchen in den Keller und sein Schäfchen ins Trockne bringen; an frommen Beichtkindern wird es ihm nicht fehlen." So schloß die Lektion ganz heiter, alle lachten über den Witz des Vaters, und wir eigentlich, ohne zu wissen, warum."

Viel lernten Stocks Töchter in ihrer Kindheit eben nicht und schoben die Schuld daran auch auf Goethe. Diesen, so erzählte später Dora an Gustav Parthey, habe der Vater einst gefragt, worin er die heranwachsenden Mädchen unterrichten lassen solle; und Goethe habe geantwortet: „In nichts anderem als in der Wirtschaft. Laß sie gute Köchinnen werden, das wird für ihre künftigen Männer das Beste sein." Später hatten die Stockschen Töchter Mühe, das einst Versäumte nachzuholen.

Einige Mitteilungen Goethes über den Kupferstecher Stock in „Dichtung und Wahrheit" bestätigen im wesentlichen das von der Tochter entworfene Bild des fleißigen, lebenslustigen und humoristischen Vaters. Auch rühmt Goethe die teilnehmende Sorge der ganzen Familie

Stock für ihn während einer Krankheit gegen das Ende seines Leipziger Aufenthalts.

Inzwischen waren beide Töchter herangewachsen und entfalteten mannigfache Reize des Geistes wie des Körpers. Zwar war die ältere von kleiner Statur und ein wenig verwachsen, aber ihr Gesicht war schön und ihr Geist von großer Lebendigkeit. Der Eltern Humor war ihr Erbteil, wie sie auch des Vaters Talente in noch höherem Maße als ihre jüngere Schwester überkommen und ausgebildet hatte, so daß sie sich später den verdienten Ruf einer begabten und bedeutenden Malerin erringen konnte.

Nicht von gleich hoher künstlerischer Beanlagung, wenngleich auch immer noch talentvoll, und milderen Charakters war die jüngere Schwester Maria, die durch Wuchs und zarte Schönheit und Weiblichkeit überall auffiel und gefiel, und deren Bild, wenn Körner sie bei Breitkopfs sah, sich nicht nur in sein Auge sondern tief in sein Herz hinein spiegelte; und auch ihr mag der schmucke, tüchtige junge Mann mit seiner warmen Bewunderung für sie nicht eben unlieb gewesen sein. Da bot sich plötzlich für Körner zu einer langen, weiten Reise Gelegenheit, die er behufs seiner weiteren Ausbildung ergreifen zu müssen glaubte.

Es gehörte dazumal, um mit Schelling zu sprechen, zur Etikette einer Reise, ein Tagebuch zu führen, das oft bei der Schreibseligkeit jener Zeit zu ansehnlichem Umfang anschwoll. Man reiste in der Postkutsche mit weit beschaulicherer Gemächlichkeit als heut in dem im Fluge dahinrollenden Eisenbahnwagen. Man sah weniger aber das wenige gründlicher, erlebte auf der Reise mehr, weil sie länger dauerte, und schloß

Bekanntschaften, ja Freundschaften mit den Leidensgenossen auf den Folterbänken im Postwagen. So konnte man in der That auch mehr von der Reise erzählen. Dazu kam, daß nach der Richtung des Zeitgeistes dem inneren Gefühlsleben des einzelnen eine größere Beachtung beigelegt wurde als in unserer politisch regeren und reiferen Zeit. Noch waren die großen Gebiete der Teilnahme und gar der Mitwirkung am öffentlichen Leben in Staat und Kirche den Unterthanen und Laien verschlossen, und so waren Kunst und Litteratur das hauptsächlichste Wirkungsfeld aller derjenigen, welche in reger Mitteilens- und Schaffenslust auch auf weitere Kreise eine Einwirkung erstrebten. Aus den tiefen Schachten des Gedankens und Gefühls sind damals Schätze ans Licht gehoben, welche die bisherigen Güter der Welt wie Rang und Stand, Macht, Ehre und Reichtum verdunkelten und einen gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse hervorriefen, so daß statt des erblichen Geschlechtsadels ein Verdienstadel der Bildung, des Verstandes und Gemüts die Führerschaft im Volke übernahm. Aber so herrliche Früchte jener Aufschwung der Litteratur und des Idealismus auch gebracht hat, so läßt sich auch nicht verkennen, daß jenes Zeitalter im süßlichen Gefühlsschwärmen zu weit ging und so wenig von einer Einseitigkeit im Gefühlsleben freizusprechen ist als unsere Zeit im allgemeinen von allzu nüchterner Berechnung des baren Nutzens. Man schwelgte wahrhaft in der Mitteilung von Empfindungen und Gefühlen, und zumal die Memoiren und Tagebücher und Briefe unserer Voreltern zeigen als die eigentlichen Ablagerungsstätten jener Gefühlsniederschläge oft die Merkzeichen entschiedener Schwärmerei.

Um so auffallender und bezeichnender für die geistige Gesundheit und Tüchtigkeit unseres Körner erscheint seine eigene Mitteilung an einen Freund, daß er von seiner Reise zwar kein reichhaltiges Tagebuch mitgebracht habe, wohl aber seinen Beobachtungsgeist geschärft, seinen Geschmack mehr gebildet und besonders seine Begriffe über menschliche Fertigkeiten erweitert habe. Diese Selbstkritik seines Tagebuches wird bestätigt durch die Überbleibsel desselben, welche im Körnermuseum in Dresden aufbewahrt werden. Dieselben gestatten, so lückenhaft sie auch sind, immerhin einen wertvollen näheren Einblick in den Gang der Reise, ihre Dauer, Art und Veranlassung.

Im Spätsommer 1779 reiste Körner von Leipzig ab, zunächst nach Dresden, um dort verabredetermaßen mit einem bereits voraufgereisten jungen Grafen v. Schönberg zusammenzutreffen, als dessen Begleiter er diese Reise mitmachen wollte. Die Aufforderung dazu trat plötzlich an ihn heran, ohne daß er Zeit gehabt hätte, sich sonderlich vorzubereiten. Doch folgte er derselben gern, weil sie auf seine eigene Ausbildung in jenem Zeitpunkte nur vorteilhaft einwirken konnte. Die Reise währte länger als ein Jahr und führte ihn durch Deutschland, Holland nach England, sodann zurück durch Frankreich und die Niederlande nach Aachen und von dort südwärts über Darmstadt nach Zürich, wo am 4. Oktober 1780 das Tagebuch abbricht.

Der Inhalt der Reiseaufzeichnungen verrät die schon früh entwickelte Reife und Verständigkeit unseres Körner. Seine Interessen erstrecken sich in erster Reihe auf die Erzeugnisse der Kunst und Industrie, daneben aber beachtet er mit regem Sinn die verschiedensten Dinge,

sucht bedeutende Persönlichkeiten wie z. B. Jacobi in Düsseldorf, Schlosser in Emmendingen und Lavater in Zürich kennen zu lernen, in guten geselligen Kreisen Einlaß zu finden und Land und Leute nach allen Seiten hin zu erforschen. Niemals verliert er sich in empfindelnde Beteuerungen seines Genusses oder in glänzende Schilderungen mit poetischem Anflug, sondern auch hier schreibt er nach der ihm später so eigenen Weise interessiert und frisch, aber einfach und knapp, die ihm bemerkenswert erscheinenden Erlebnisse und Begegnisse nieder. Einzelne Kunsturteile zeugen von großem Kunstsinn und Verständnis, wie er denn echter und wahrer Begeisterung überhaupt in hohem Grade fähig war. Nur vor krankhafter Schwärmerei und Süßlichkeit bewahrte ihn von jeher sein gerader, wahrhaftiger Sinn, der jede Übertreibung und Künstelei im Ausdruck seiner Gefühle und Empfindungen peinlich vermied.

Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich in Leipzig als Privatdocent und kündigte für zwei aufeinander folgende Semester, Ostern 1781 bis Ostern 1782 dieselben zwei Vorlesungen an, nämlich: Oeconomia politica zweistündig und jus naturae vierstündig. Aber er selbst war bei dieser Lehrthätigkeit nicht nur sein bester sondern mitunter fast auch sein einziger Schüler. Auch er erfuhr die häufige Not junger Docenten, den Mangel an pünktlichen Zuhörern, und da er „etlichemal zu Anfang des halben Jahres am Fenster gelauert, wobei jedes Stiefeltretschen ihm willkommene Musik war," gab er seine Docentenschaft auf und nahm mit Freuden die Stellung eines Konsistorial-Advokaten im Leipziger Konsistorium an, die ihm schon 1781 angetragen wurde.

Zwei Jahre darauf ward er als Rat an das Oberkonsistorium zu Dresden versetzt.

So erwünscht ihm diese Versetzung war, so wurde ihm doch die Trennung von Leipzig und namentlich von seiner Geliebten nicht leicht. Natürlich setzte er den Verkehr auch von Dresden aus, so gut es gehen wollte, fort. Schon im Jahre vorher 1782 hatte er nach dem Tode der Frau Stock es für seine Pflicht erachtet, nunmehr sich seiner Minna gegenüber — denn so nannte er seine Geliebte — durch einen offenen Antrag zu binden und der Verwaisten die Sorge für ihre Zukunft zu benehmen. Aber an baldige Heirat war vorläufig noch nicht zu denken. Seine Stellung als Oberkonsistorialrat brachte ihm einschließlich seines Nebenamtes als Assessor der Landes-Oekonomie-, Manufaktur- und Kommerzien-Deputation ein jährliches Einkommen von 200 Thalern, und der Vater scheint die Verlobung seines Sohnes gemißbilligt zu haben. Sei es, daß der wohlhabende Herr Superintendent sich eine reichere Schwiegertochter und namentlich eine nach seinem Maßstabe frommere gewünscht hatte, sei es daß er an dem Berufe des alten Stock, als eines geringfügigen Künstlers, Anstoß nahm, sei es daß er besorgte, der Sohn sei nur durch die Körperschönheit seiner Braut bestrickt, kurz er scheint der Verbindung Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben. Die religiösen Ansichten des Sohnes waren schon längst wesentlich andere geworden, als diejenigen, die der Vater ihm einst eingepflanzt hatte und selber noch in voller Schärfe vertrat. Die Freunde und Umgangskreise des Sohnes waren ebenfalls nicht nach des Vaters Wunsch; und so still auch der Sohn in kindlichem Gehorsam des Vaters Widerspruch ertrug, und so wenig er in seiner

Dankbarkeit und Verehrung desselben irre wurde, es konnte im persönlichen Verkehr nicht ausbleiben, daß zuweilen die Gegensätze der Meinungen wider alle Absicht schärfer hervortraten, als sich leicht wieder vergessen ließ, und die Brautleute hatten manchen bitteren Eindruck zu verwinden.

Einst hatte der berühmte Porträtmaler Graff auf seinen eigenen Wunsch das Porträt Minnas gemalt. Der Bräutigam war über das wohlgelungene Bild hocherfreut. Als er es aber dem Vater zeigen oder gar zum Geschenke überreichen wollte, soll der gestrenge Papa in sittlicher Empörung, weil ein leichter Schleier Hals und Busen nicht völlig verdeckte, vor den Augen des erstaunten Sohnes das Bild sofort aus dem Rahmen gelöst haben, es wie einen Bogen Papier vierfach zusammengefaltet und mit der Weisung bei Seite geworfen haben, ein solches Sündenkonterfei ihm nie wieder vor Augen zu bringen.

Das hinderte nicht, daß Körner in seiner Treue zu seiner Braut beständig blieb. So oft er es ermöglichen konnte, kam er von Dresden nach Leipzig hinüber. Inzwischen hatte auch die ältere Schwester seiner Braut ihre Zuneigung einem talentvollen, jungen Litteraten, Ludwig Ferdinand Huber, geschenkt. Beide Brautpaare schlossen sich in innigster Anhänglichkeit fest aneinander, und das gemeinsame Interesse der beiden Männer für Kunst und Litteratur wirkte bildend und veredelnd auf das bräutliche Schwesternpaar ein. Gemeinsam wurde bei allen Zusammenkünften in jugendlicher Liebeslust und Begeisterung gesungen, gelesen, gelernt und geschwärmt. Auch Huber und Körner standen in ihrer Sturm- und Drangperiode, und so fanden Schillers erste

Dramen, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe sowie seine stürmische Lyrik in der Anthologie auch bei ihnen den lebhaftesten Beifall. Den leidenschaftlichen Gegnern aller überbildeten Unnatur und Verweichlichung, wie sie Rousseau in den bestehenden Zuständen schonungslos aufgedeckt hatte, erschien Derbheit und Roheit fast nur als die durch die Civilisation verdrängte Natur und hob in ihren Augen den Wert jener Schauspiele mehr, als daß sie ihn schmälerte. Schiller schrieb in seiner Selbstrecension der Räuber ganz im Sinne seiner gleichaltrigen Zeitgenossen, daß gerade je entfernteren Zusammenhang diese Gaunerhorden mit der Welt hätten, desto näheren das Herz mit ihnen habe. Ein Mensch, an den sich die ganze Welt knüpfe, und der sich wiederum an die ganze Welt klammere, sei ein Fremdling für unser Herz. Daß diese Räuber in ihren Reden wild, roh, ja gemein waren, stieß also Huber und Körner nicht ab, dafür waren es eben Räuber; aber daß sie titanenhaft, urwüchsig, kolossalisch waren, das zog sie unwiderstehlich an, und die Grundidee des Dramas war ihnen so aus der Seele gesprochen, daß sie ihren Jubel nicht zurückzuhalten vermochten. Ihre Begeisterung ergriff auch ihre Bräute, und mit immer neuer Lust wurden Schillers ungestüme Dichtungen wieder und wieder gelesen und ihre wilde, stürmische Größe mit Entzücken nachempfunden.

Erfüllt von den Gefühlen dankbarer Bewunderung, machte einst Dorothea Stock, oder, wie sie in der Familie genannt wurde, Dora oder Dorchen, den Vorschlag, sie wolle als Zeichen der Verehrung die Porträts der vier Verlobten für Schiller en miniature malen und, ohne ihre Namen zu nennen, an Schiller einsenden. Der Vorschlag fand sogleich Beifall, vorzüglich nahm ihn

Körner mit Lust auf und fügte der Sendung selbst noch die eigene Komposition des Liedes Amalias aus den Räubern hinzu: „Schön wie Engel voll Walhallas Wonne.“ Seine Minna wollte nicht zurückbleiben und verzierte eine Brieftasche für Schiller mit einer Stickerei, die eine Lyra mit goldenen Saiten und einem grünen Lorbeerkranz zeigte. Alles wurde sorgfältig zusammengepackt und mit vier Begleitbriefen ohne Unterschrift Ende Mai 1784 dem Buchhändler Götz aus der Schwanschen Buchhandlung zu Mannheim zur Überbringung an Schiller mitgegeben. Die übrigen Briefe scheinen verloren zu sein: Körners ist erhalten und leitet den wertvollen, zuerst 1847 veröffentlichten, Briefwechsel zwischen Schiller und Körner ein. Darin heißt es:

„Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen der Freude und Begeisterung sehen lassen, daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte, ob seine Zeitgenossen wert wären, daß er für sie arbeitete. Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesamt wert sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu

huldigen. Zur Probe, ob ich Sie verstanden habe, habe ich ein Lied von Ihnen zu komponieren versucht."

„Wenn ich, obwohl in einem andern Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann er zu nichts helfen."

„Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht."

Jener scheinbar so willkürliche Einfall der Dora und der bloße freundlich dankbare Scherz ist eine Fügung, an die sich bedeutende Folgen für die vier Absender, für Schiller und damit für uns alle geknüpft haben. Es war die Hilfe, die unserm Schiller zugesandt wurde, als seine geistige Not den Höhepunkt erreicht hatte.

Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. zu Marbach, d. 10. Nov. 1759 hatte die ersten dreizehn Jahre seines Lebens in fröhlicher, sorgloser Kindeslust im elterlichen Hause zu Marbach, Lorch und Ludwigsburg verlebt. Am 16. Januar 1773 trat er in die Karlsschule ein und verließ die inzwischen zur Akademie erhobene Schule, nachdem er das mediciniſche Doktorexamen bestanden hatte, am 15. Dezember 1780. Er wurde nunmehr als Regimentsmedicus beim Regiment Augé in Stuttgart angestellt. Aber auch in dieser Stellung war seine persönliche Freiheit nur um wenig größer, als in der Schule mit ihrer militärisch straffen Zucht. Nicht nur, daß sein Einkommen gering war — er erhielt monatlich achtzehn Gulden Reichswährung — er durfte, was für ihn der größte Zwang war, nicht dichten, wie er wollte und mußte. Als im Jahre 1781 die Räuber und die Anthologie im Druck erschienen waren, und die

Räuber am 13. Januar 1782 in Mannheim aufgeführt waren, wurde er vom Herzoge erst milde verwarnt, bald aber heftig bedroht, daß er bei Strafe der Kassation keine Komödien mehr schreibe. Seitdem hegte Schiller den Plan zur Flucht aus Stuttgart, die endlich im September 1782 zur Ausführung gebracht wurde, wie schmerzlich auch dem jungen Dichter die Trennung von der Heimat und den Eltern fiel. Die Flucht gelang unter der Beihilfe des treuen Freundes Streicher, aber die Sorgen waren ihm nachgeeilt. Seine Hoffnung von Dalberg, dem Intendanten des Mannheimer Theaters einen Vorschuß auf sein zweites Schauspiel, den Fiesko, zu erhalten, betrog ihn, und zugleich mußte er fortdauernd in Furcht schweben, verhaftet und nach Stuttgart zurückgeführt zu werden. Unter fremdem Namen mußte er, der schon durch den Druck seiner Räuber sich in Schulden gestürzt hatte, von der Güte seines Freundes Streicher und später seiner edlen Gönnerin der Frau von Wolzogen leben, bis er endlich am 1. September 1783 mit einem Jahrgehalt von dreihundert Gulden als Theaterdichter in Mannheim angestellt wurde.

Aber als ein bösartiges Fieber und die stets erneuerten ärgerlichen Anforderungen auf zeitraubende Abänderung seiner Dramen nach allerlei kleinlichen, äußerlichen Rücksichten ihn hinderten, seinerseits den Verpflichtungen des Kontraktes nachzukommen, wurde ihm auch diese Stellung wiederum verleidet, welche durch Theaterintriguen aller Art ihm ohnehin schon erschwert war. Dazu wuchs die Schuldenlast, und die Vorwürfe des Vaters und seine Mahnungen, doch lieber als Arzt redlichen und sicheren Gewinn zu suchen, beunruhigten und bedrückten den Sohn. Sein warmes Herz bedurfte

des nahen Freundes, und zur Zeit hatte er, wie er schrieb, keine Seele dort, welche die Leere seines Herzens füllte, und von denen, die ihm etwa noch teuer sein konnten, schieden ihn „Konveniens und Situationen." Dazu traten noch beunruhigende und aufregende Hoffnungen und Pläne auf eine eheliche Verbindung mit Margarete Schwan oder der Frau Charlotte von Kalb, die ihn gerade bei seiner bedrückten äußeren Lage nicht am wenigsten quälten. In diese trübe Stimmung geistiger Vereinsamung und selbstquälerischen Kleinmuts traf nun die ermutigende Sendung unserer zwei Leipziger Brautpaare wie ein plötzlicher Lichtblick in finstre Nacht. Sie durften es sich zuschreiben, wie Schiller ihnen später beteuerte, wenn er die Verwünschung seines Dichterberufes, die sein widriges Verhängnis ihm schon aus der Seele preßte, zurücknahm und sich wieder glücklich fühlte. Unbefangener noch und glühender sprach er seine lebhafte Freude über diese zartfühlende Teilnahmbezeugung, und die neue Kraft, die er aus ihr schöpfte, in einem kurz nach dem Empfang geschriebenen Briefe an seine vertraute Wohlthäterin, die Frau von Wolzogen, aus: „So ein Geschenk, von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße, reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch

mein Staub schon lange verwest ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen der Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Die Antwort an die gütigen Geber in Leipzig, deren Namen Schiller nach einiger Zeit vom Buchhändler Götz doch erfahren haben muß, verschob er auf eine bessere Stunde, auf einen Besuch seines Genius, wenn er einmal in einer schöneren Laune seines Schicksals, schöneren Gefühlen würde geöffnet sein. Diese „Schäferstunden" blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete sein Herz für Freundschaft und Freude. Da erinnert ihn ein wehmütiger Abend plötzlich wieder an jene guten, teilnehmenden Herzen, und er eilt an den Schreibtisch, um ihnen die schändliche Vergeßlichkeit abzubitten, die ihn länger als ein halbes Jahr hatte schweigen lassen. Zugleich mit dem Brief übersandte er die Ankündigung seines neuen Journals „Thalia."

In Leipzig hatten die Brautpaare der Anonymität der Sendung halber auf eine Antwort Schillers nicht mit Bestimmtheit rechnen können, aber sie hofften doch, Schiller werde nicht ruhen, bis er ihre Namen ausfindig gemacht haben werde. Das lange Ausbleiben der Antwort enttäuschte sie deshalb nicht wenig, und Huber, der von vornherein den Gedanken Doras etwas abenteuerlich gefunden und mehr aus Gefälligkeit gegen seine Braut als aus eigenem inneren Antriebe ihn hatte ausführen helfen, spottete nun neckend und verlachte die andern und sagte, wie Fr. Förster zu erzählen weiß: „Euer poetischer Räuberhauptmann wird wohl bei Laura

am Klavier in Entzückungen schwelgen und sich wenig um die Schäferinnen an der Pleiße kümmern."

Doch Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden; endlich kam Schillers Brief dennoch, und nun war die Reihe des Triumphierens an den drei übrigen. Und welch ein Brief belohnte sie jetzt reicher, als sie es erwarten durften. Körners kühnste Hoffnung, daß die Sendung vielleicht auch den Dichter stärken könnte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte, ob seine Zeitgenossen seiner wert seien, war weit übertroffen; nicht von einzelnen Zweifeln, nein geradezu von der völligen Verzweiflung hatten sie ihn gerettet und befreit. Schillers Dank war eine Bitte, er bot ihnen sein Herz, seine Freundschaft, sein ganzes Selbst dar, ihnen wollte er, der Bewunderte, angehören und ihrer Freundschaft allein seine weitere Lebens- und Wirkensfreudigkeit verdanken. Körner ergriff die dargebotene Freundeshand mit Wärme und lud Schiller auf das herzlichste ein, nach Leipzig zu kommen. Die Summe seiner Gedanken und Gefühle dem unbekannten Freunde gegenüber zieht er am Schlusse seines herzlichen Antwortbriefes in den Worten: „Leben Sie wohl. Unser gemeinschaftlicher Wunsch ist, Sie glücklich zu wissen. Möchten wir doch dadurch etwas dazu beitragen können, daß wir uns näher an Sie anschließen."

Schillers zweiter Brief folgte schneller. Seine Lage in Mannheim war ihm immer unerträglicher geworden, seinen Kontrakt mit dem Theater hatte er gebrochen, seiner Verbindung mit Margarete setzte der Vater, wie es dem Dichter zunächst erschien einen eigensinnig harten Widerstand entgegen und machte sie von Bedingungen abhängig, die Schiller nicht erfüllen konnte, kurz in

Mannheim konnte und wollte er nicht bleiben. „Zwölf Tage," schreibt er, „habe ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich sind mir zuwider. Aber vor allem anderen lassen Sie mich's frei heraussagen, meine Teuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen: Ich muß Leipzig und Sie besuchen. O, meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem näheren Umgang, in der innigsten Verkettung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen, und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen."

„Werden Sie mich wohl aufnehmen?"

„Sehen Sie, ich muß es Ihnen gerade heraussagen, ich habe zu Mannheim schon feierlich aufgekündigt und mich unwiderruflich erklärt, daß ich in drei bis vier Wochen abreise, nach Leipzig zu gehen. Etwas Großes, etwas unaussprechlich Angenehmes muß mir da aufgehoben sein; denn der Gedanke an meine Abreise macht mir Mannheim zum Kerker, und der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir, wie das Bewußtsein eines Mordes. Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel. In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen, prophetischen Gewißheit, wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde. Ich traue auf diese sonderbare Ahnung, so wenig ich sonst auf Visionen halte. Etwas Freudiges wartet auf mich, — doch warum Ahnung? Ich weiß ja, was auf mich wartet, und wen ich da finde."

Aber wenn Schiller auch gern fort wollte von Mannheim, er konnte einstweilen nicht, und so sah er sich denn eines Hauptartikels wegen zu einem Nachtrage genötigt, den er wenige Tage darauf Huber einsendete.

Ihm fehlten zum mindesten 100 Dukaten, und er bat Huber, ihm in Leipzig von irgend einem Buchhändler einen Vorschuß zu verschaffen. Körner stand damals in geschäftlicher Verbindung mit dem Buchhändler Göschen und suchte Schillers Thalia und damit zugleich etwa auch seine künftigen Schriften für Göschens Verlag zu gewinnen. Er schoß Schiller die 100 Dukaten also durch Göschens Vermittlung vor, so daß diese Zahlung von diesem gewissermaßen als Einleitung zum Ankauf der Thalia für seinen Verlag erschiene. Doch sorgte er dafür, daß Schiller freie Entscheidung behalte und nicht etwa glaube, daß ihm hier ein nachteiliger Handel abgenötigt werde.

So konnte denn Schiller seine Verbindlichkeiten in Mannheim lösen und die Reise antreten. Am 17. April traf er in Leipzig ein. Folgendes kleine Billet meldete seine Ankunft an Huber:

„Vom blauen Engel.“

„Endlich bin ich hier. Wenige Augenblicke noch, mein Bester, und ich eile in Ihre Arme. Zerstört und zerschlagen von meiner Reise, die mir ohne Beispiel ist, (denn der Weg zu Euch, mein Lieber, ist schlecht und erbärmlich, wie man es von dem erzählt, der zum Himmel führt) bin ich trotz meines innigsten Wunsches nicht fähig, jetzt schon bei Ihnen zu sein. Aber ich bin doch mit Euch, meine Besten, innerhalb der nämlichen Mauern, und das ist ja unendlich mehr Freude, als ich jetzt übersehen kann. Verschweigen Sie mir zu Lieb'

unsern Mädchen, daß ich hier bin. Wir wollen erst einen kleinen Betrug mit einander verabreden."

Dieser kleine Betrug den beiden Schwestern gegenüber scheint freilich nicht zur Ausführung gekommen zu sein. Aber solche Mystifikationen waren dem damaligen Zeitgeschmacke gemäß, und bald darauf spielten zum Beispiel Huber und der Dichter Jünger ihrem Freunde Schiller einen ähnlichen Possen, als der hier geplante ist.

Doch hat über des Dichters ersten Eindruck Frau Körner später noch an Förster lachend erzählt, wie ihre Schwester und sie von dem sanften Gesicht Schillers förmlich betroffen worden seien; sie hätten sich den Dichter der Räuber weit wilder gedacht, etwa wie den Räuber Moor in Person.

Körner war am Tage der Ankunft Schillers nicht in Leipzig. Kaum aber war er von derselben benachrichtigt, so sucht er wenigstens brieflich sich dem neuen Freunde rückhaltslos zu erkennen zu geben; in zwei Briefen schildert er seine Entwickelungsgeschichte, und als Schiller in seiner Antwort zeigt, daß er ihn verstanden, und sich mit tausend Ideen für den Bau ihrer Freundschaft beschäftigt, die ohne Beispiel sein soll, da schreibt Körner jubelnd: „Das Sie in unsern Briefen ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl mehr, als wir es durch Geburt sein könnten." Wenige Wochen nachher trafen die Freunde zum ersten Mal in Kahnsdorf persönlich zusammen. An dem Tage selbst aber konnte Schiller den Freund nicht ausschließlich für sich in Anspruch nehmen, und so holte er in einem begeisterten Brief zwei Tage später nach, was er ihm noch hatte sagen wollen. Der heißeste Dank und die beredteste

Freudenergießung über den gefundenen Freund quillt ihm aus der Feder. „Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben.“ Großes habe er, so fährt er fort, in Leipzig erwartet, aber die Vorsehung hätte ihm im neuen Freundeskreise eine Glückseligkeit bereitet, von der er sich früher nicht einmal ein Bild hätte machen können. Sodann stellt er mehrere Fragen an Körner in Betreff seiner Verbindungen mit dem Buchhändler Göschen und thut den Vorschlag, Göschen möge für eine neue Auflage seiner Dramen, die durch einen zweiten Teil der Räuber vermehrt werden sollten, ihm einen Vorschuß zahlen. Diese Spekulation als solche erschien Körner für sich selbst und Göschen keineswegs schlecht, aber er fürchtete, die neue Auflage werde seinen Freund an der Fortsetzung des Don Karlos hindern, und er las ferner zwischen den Zeilen des Schillerschen Briefes, daß nur die Geldverlegenheit den Plan der neuen Auflage erzeugt hatte. Da ist es nun groß, wie Körner dem bedürftigen Freunde antwortet: „Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir Deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest Du mir nicht in Kahnsdorf ein Wort davon, warum schriebst Du mir nicht gleich, wieviel Du brauchst? Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen für Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß daß Du imstande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens

3*

zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Überfluß bist."

Es ist wahr, Körner befand sich dazumal in äußerlich guten Umständen. Zu Anfang des Jahres war sein Vater gestorben und hatte ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen; aber wie viele Leute sind es denn wohl die im sicheren Besitz freigebiger werden? Und die zartfühlende Art der Gabe verrät den Edelsinn des Gebers noch deutlicher.

Schillers Antwort ist nicht minder schön: „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir und durch Dich getraue ich mir, diese zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist."

„Werde ich das, was ich jetzt träume, — wer ist glücklicher, als Du?"

„Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören."

„Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen."

Und so ist es in der That geworden: Bei Körner und durch Körner ist Schiller das geworden, was er schon verzagt hatte, je noch zu werden, und niemand war glücklicher darüber als der Freund.

In dieser Zeit entstand Schillers Lied an die Freude. Es verdankt seine Entstehung der neuen Lebenslust und Frische, die der Dichter bei seinen Freunden in Leipzig wiedergewonnen hatte. Die überschwengliche Freude, „in den Armen des Freunds wissend ein Freund zu sein," hatte ihm, dem schon Verzweifelnden, vor allem wieder die frohe Botschaft ins Herz hineingepredigt, daß droben überm Sternenzelt ein lieber Vater wohnen müsse. Und die Gewißheit der göttlichen Liebe, belehrte ihn, daß alle Menschen zur Freude berufen seien, und daß die Freude wiederum Liebe zu den Mitmenschen erzeuge. Sie tilge Groll, Rache und Feindschaft und treibe die Menschen zur Verzeihung, Hilfe, Großmut, Gnade und zur Hoffnung auf eine allgemeine Sündenvergebung nach dem Tode. Sie verbrüdere den Bettler und Fürsten, den Gerechten und Ungerechten, und ihr Zauber führe die Menschen in das Paradies ihrer kindlichen, natürlichen Unschuld zurück. Mag der Kunstkritiker immerhin viel an dem übersprudelnden Jubelgesang auszusetzen finden, wie ihn denn Schiller selbst in seinen späteren Jahren für „durchaus fehlerhaft" erklärte, der Grundgedanke des Liedes ist gewiß großartig, und für Schillers Leben bleibt es als Mark-

stein seiner geistigen Wiedergeburt eine denkwürdige Dichtung.

Wohl den Menschen, die sich sagen durften, daß durch ihre Hilfe ein Schiller nach der Nacht der Verzweiflung und Verzagtheit zuerst wieder Glauben, Liebe und Hoffnung, und damit auch Freude, gewonnen hatte.

II.

Am 4. Januar 1785 war Körners Vater gestorben, und schon wenige Monate darauf starb auch die Mutter. Körner trat nun in den Besitz des elterlichen Vermögens und konnte endlich daran denken, seine Minna als Gattin heimzuführen. Einen Teil des Vermögens lieh er an einen Freund, den Buchhändler Göschen, und faßte den Plan, als stiller Teilnehmer mit diesem eine neue Buchhandlung zu eröffnen. Es freute ihn, einem braven Freunde damit zur Selbständigkeit zu verhelfen; zugleich aber hoffte er auch, daß sich sein Kapital gut verzinsen werde. Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch vorläufig nicht; Göschen bat mehrfach um neue Einzahlungen, ohne daß sich die auf die ersten Verlagsartikel eingezahlten Raten so schnell, wie Körner erwartet hatte, verzinsten. So zog er sich, sobald dies Göschen gegenüber möglich war, aus dem Geschäfte zurück und ließ dem Freunde nur ein Kapital gegen feste Zinsen in der Handlung zurück. Immerhin aber war bereits ein guter Grund für die neue Handlung gelegt, und namentlich

durch das Verlagsrecht auf Goethes Werke ein ehrenwerter Name unter den deutschen Buchhandlungen erworben.

Am 7. August 1785 feierte Körner seine Hochzeit in Leipzig. Vier Tage vor der Hochzeit schrieb er der Braut: „Mein Gefühl ist schon jetzt auf einer Höhe, daß ich mich jedes Ausdrucks schäme, wodurch ich Deiner Einbildungskraft zu Hilfe kommen möchte. Aber Du bedarfst dieser Hilfe nicht. Du ahndest richtiger, was in meiner Seele vorgeht, als es die beredteste Zunge Dir sagen kann. Lebe wohl! Noch vier Tage — und in Deinen Armen. Wer ist dann glücklicher als Dein Körner?"

Schiller schenkte dem jungen Paare als Symbol ewiger Dauer in der Liebe und Freundschaft zwei Vasen in Urnenform und schrieb dazu die Bitte, Körners möchten über ihrer Liebe zueinander nicht den Freund vergessen. Auch ein feierliches Hochzeitscarmen von nicht weniger als zweiundzwanzig Strophen entquoll dem übervollen Dichterherzen.

Als das junge Ehepaar seiner neuen Heimat, Dresden, entgegenreiste, gaben ihm Schiller und Huber die Hälfte Wegs zu Pferde das Geleit. Auf dem Rückweg stürzte der Dichter und quetschte sich im Falle die rechte Hand. „Ein kleines Überbleibsel an der Hand," schreibt er, „soll mir herzlich lieb sein, weil es mich mein Leben lang an Deinen glücklichen Einzug in Dresden erinnert — und was wären unsere Freuden, wenn sie uns nicht auch etwas kosteten?"

Schiller und Huber blieben also einstweilen in Leipzig zurück; aber schon war der Plan zur baldigen Wiedervereinigung geschmiedet. Auch Huber hoffte, nach

Dresden berufen zu werden und dort im diplomatischen Fache Beschäftigung zu erhalten, und dann sollte auch Schiller nach Dresden übersiedeln. Dorchen hatte sogleich das Ehepaar in die neue Heimat begleitet. Indessen verzögerte sich Hubers Berufung einige Wochen länger, als Schiller erwartet hatte, und besonders als er warten mochte. Denn nach Körners Abreise erschien ihm Leipzig „wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele ist dahin." „Ich muß zu Euch," schreibt er in demselben Brief vom 6. September, „und auch meine Geschäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Euerm Kreise allein kann ich sie finden." Und kaum hat er den 10. September abends Körners Brief erhalten mit der Aufforderung, je eher, je lieber zu kommen, so besteigt er auch am nächsten Morgen 4 Uhr schon die Extrapost, mit der er um Mitternacht glücklich in Dresden anlangte.

Körner hatte zunächst eine Wohnung in der Neustadt Dresdens auf dem Kohlenmarkt im Faustschen Hause gemietet. Am Nachmittag des Tages nach Schillers Ankunft zogen sie dann noch auf kurze Zeit in ihre Sommerwohnung, auf jenen historisch denkwürdigen Weinberg in Loschwitz, eine kleine Stunde weit von Dresden. Am Fuße eines Hügels lag das Wohnhaus, von einem niedlichen kleinen Garten umgeben, und oben auf der Höhe des Weinberges stand noch ein artiges Gartenhäuschen mit entzückender Aussicht über die Elbe namentlich bei Untergang der Sonne. In diesem vollendete Schiller später seinen Don Karlos. Am ersten Abend hielten die Freunde, während Minna und Dorchen auspackten, philosophische Gespräche, und Körner beschloß, von nun ab auch schriftstellerisch thätig zu werden.

Des Abends spät brachten die Wirte ihren lieben Gast sodann in Prozession auf sein Zimmer, wo er alles zu seiner Bequemlichkeit schon bereit fand. Es war ihm so wohl, zum ersten Male mit den lieben Menschen unter einem Dache zu schlafen, und er fühlte sich „wie im Himmel aufgehoben." Mehrere Wochen blieb er ihr Hausgenosse, erst draußen auf dem Weinberg, dann in der Stadt, bis vierzehn Tage nach dem Michaelistermin die für ihn und Huber gemietete Wohnung im Fleischmannschen Hause auf dem Kohlenmarkte neben dem Palaisgarten frei wurde.

Inzwischen war auch Huber in Dresden angelangt, und als die fünf zum ersten Mal wieder bei einer Mahlzeit in Körners Garten beisammen saßen, brachte Schiller einen Trinkspruch auf ihrer aller fröhliches Zusammenleben aus. Hell erklangen die Gläser — doch wehe! der begeisterte Dichter stieß so heftig an, daß Minnas Glas in Stücke zersprang. Man denke sich den Schrecken der jungen Hauswirtin, nicht so sehr über die böse Vorbedeutung, die dem Unfall unterzulegen war — nein: Das neue zum ersten Mal aufgedeckte Damasttuch war über und über mit Wein übergossen. Und damit nicht genug: Der begeisterte Redner goß, um die Vorbedeutung abzuwenden, nicht nur den übrigen voraus den Inhalt der Gläser als Spende für die Götter aus, sondern alle warfen auch nach seinem Vorgange die Gläser über die Gartenmauer unter dem leidenschaftlichen Ausruf: „Keine Trennung, keiner allein, sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden."

Um weiterem Zerwerfen der Gläser vorzubeugen, bestellten Körners in froher Laune alsobald bei einem Juwelier fünf silberne Becher mit den Anfangsbuchstaben

S. H. K. M. D., welche ihnen später noch lange gleichsam als Bundeszeichen galten.

Schiller arbeitete in Dresden an seinem Karlos und an der Thalia, für die er seine beiden Freunde zu Mitarbeitern zu gewinnen strebte. Beide waren auch willig dazu, und gemeinsam wurden nun Pläne geschmiedet, Arbeiten durchgesprochen, gelesen und geschrieben. Körner kannte sogar schon die Sorgen eines Redacteurs aus eigener Erfahrung, da er vom Oktober 1784 ab in Vertretung für seinen Freund, den Professor Becker, während einer halbjährigen Erholungsreise desselben die „Ephemeriden der Menschheit" herausgegeben hatte. Auch hatte er mancherlei vorbereitet und las schon in den ersten Tagen in Loschwitz dem Freunde Vorarbeiten zu einem Aufsatz über Kultur vor, die Schiller auch gehaltvoll erschienen. Aber der Aufsatz blieb unvollendet, und Körner konnte, wie so oft noch bei späteren Arbeiten, für seine Ideen nicht den ihn befriedigenden Ausdruck finden. Seine Empfänglichkeit war größer als seine Produktivität. Freilich wollte er nicht nur totes Wissen aufspeichern, wenn er weit über sein Fachstudium hinaus sich eine umfangreiche und tiefe Bildung zu erwerben suchte und mit geistvollen Männern gern gesellig verkehrte. Auch ihn lockte der Gedanke, die gesteigerte Kraft dann später in eigenen Geistesprodukten nach außen wirken zu lassen und schriftstellerisch sich zu bethätigen und etwas zu thun, „wodurch er einen Teil der Schuld dem Glücke abtrage." Aber das Schreiben wurde ihm gar zu schwer, und seine Anforderungen an sich waren zu hoch, als daß er mit Schnelligkeit und Leichtigkeit seine Gedanken hätte zu Papier bringen können. Auch hinderte gerade die Vielseitigkeit seiner

Interessen ihn oft, mit Ausdauer und zäher Arbeitskraft bei einer und derselben Arbeit auszuhalten, und gutmütige Teilnahme an den Interessen anderer Menschen sowie die Lust an der Geselligkeit ließen ihn die Zeit nicht so ausnutzen, wie es für eine fruchtbare Schriftstellerei zumal neben andersartiger amtlicher Thätigkeit unbedingt erforderlich ist. Immer wieder fühlte er sich gedemütigt, wenn er sah, wie wenig der Erfolg seinen Vorsätzen entsprach, immer wieder faßte er die kühnsten Pläne, aber meistens zersprangen sie wie Seifenblasen nach kurzer Zeit in nichts. An Belesenheit und gründlicher Vorbildung war er den Freunden überlegen, an kritischer Schärfe ihnen gewachsen, an Gewandtheit im Ausdruck aber und an Genialität stand er beiden und besonders Schiller weit nach. Es ist ein gutes Zeichen für seinen Charakter, daß ihn, trotzdem er die Überlegenheit des Schillerschen Geistes wohl empfand, nie auch nur im geringsten der Neid nagte und plagte, und daß die Ungleichheit des Talents der Freundschaft keinen Abbruch that. Ehe er seinen großen Freund noch persönlich kennen gelernt hatte, schrieb er ihm einst die Worte: „Wenigstens muß Schiller nicht zu sehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl beieinander sein soll." Inzwischen aber hatte er schon das einzige aber auch sichere Rettungsmittel gegen große Vorzüge eines andern kennen gelernt: Die Liebe. Und je weiter ihm Schiller, so zu sagen, über den Kopf wuchs, um so freudiger konnte er zu ihm aufsehen, und neidlos konnte, weil Schiller der glückliche war, Körner der selige sein. Das dankte er der Lauterkeit seines Charakters und der Begabung, deretwegen ihn Schiller von Anfang ihrer Freundschaft an glücklich pries: Seinem glücklichen Talent

zur Begeisterung. Und doch nahm er in der Freundschaft nicht nur vom Freunde, er gab ihm auch reichlich zurück. Schiller wußte sehr wohl, was er an seinem Körner hatte, und blieb ihm sein Leben hindurch nicht etwa nur aus Dankbarkeit, für die erste Anregung und Unterstützung, die er in seinem Hause gefunden, treu ergeben, sondern in dem Gefühl, daß er an Körner einen dauernden Schatz habe, einen unermüdlichen Schöpfer und Förderer seines Glücks, „der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt." Sehr treffend sprach er das einmal seiner Braut und ihrer Schwester, Karoline von Beulwitz, gegenüber in einem Briefe aus: „Sie haben sehr recht, wenn sie sagen, daß nichts über das Vergnügen geht, jemand in der Welt zu wissen, auf den man sich ganz verlassen kann. Und dies ist Körner für mich. Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurteilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und mit einer instinktartigen Herzensgüte verbindet wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden anderer und ein ängstliches für sich selbst; gerade das Gegenteil dessen, was man alle Tage sieht, wo sich die Menschen alles und den Nebenmenschen nichts vergeben. Freier als er von Anmaßung ist niemand; aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Wert kennen lehrt, um ihm die so nötige Zuversicht zu sich selbst, das was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben. Er ist dort (in Dresden) in einer Wüste der Geister." Und nicht lange vorher hatte er von Körner geschrieben: „Er ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich

habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klange überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte."

Doch ich habe mit der Charakteristik Körners schon in die spätere Zeit vorgegriffen. Noch waren die Freunde in Dresden beisammen und hegten und pflegten die kühnsten Gedanken über den immer vollendeteren Ausbau ihrer Freundschaft. Gemeinsam wie ihr Leben sollte zum Teil wenigstens auch ihre Schriftstellerei werden. Sie nahmen mit neuer Lust einen früheren Gedanken Schillers wieder auf, in Briefform, romanartig, die philosophische Entwickelung eines jungen Mannes, oder man darf wohl sagen, Schillers selbst, darzustellen. Es sollten besonders die religionsphilosophischen Irrtümer und Zweifel gezeichnet werden, welche durch die Freidenkerei den Jünglingen damaliger Zeit nahe gelegt waren, und erst sollte die volle Kenntnis der Zweifelskrankheit dem Leser vor Augen geführt werden, ehe die Heilung und der Triumph der Wahrheit erfolge. Die Briefe, soweit sie im dritten Heft der Thalia stehen, sind vor dem April 1786 geschrieben. Körner vertritt in ihnen den Raphael und schrieb also damals nur einen Brief, von dem noch nicht einmal feststeht, ob nicht Schiller auf Inhalt und Form wesentlich eingewirkt hat. Später im Jahre 1789 sandte Körner einen zweiten Brief an Schiller ein, den dieser wiederum in die Thalia einrückte. Eine fernere Fortsetzung, obwohl sie verheißen wurde, ist nie erfolgt.

War nach Schillers Empfindung Dresden eine Wüste der Geister, so war das Körnersche Haus eine Oase in dieser Wüste. Im Gegensatze zu den andern

Gesellschaftszirkeln der Stadt, in denen Adel und Orden die größte Beachtung und Verehrung genossen, erhielten im Körnerschen Hause nur wahrhafte Bildung und Intelligenz Zutritt. Die in den meisten Gesellschaften sonst als notwendige und fast einzige Unterhaltungsmittel beliebten Spieltische, wurden bei Körners meistens gern entbehrt, und eine ebenso ungezwungene und harmlose wie anregende Unterhaltung lehrte den Dresdenern erst, was der Mittelpunkt und das Wesen einer wahren Geselligkeit sei. Körner selbst hatte für Wissenschaft und Kunst wie für die praktische Verwertung der Naturwissenschaften und Mathematik auf Handel und Gewerbe gleich lebhaftes Interesse. Für Poesie hatte er ein feines Gefühl und Verständnis, für die Musik eine hohe Begabung, und in der Malerei waren seine Frau und in noch höherem Maß seine Schwägerin und später seine Tochter beanlagt. Künstler und Kunstdilettanten verkehrten daher gern in diesem Haus und zogen bald andere Gäste anfangs aus Neugier, später aus wirklicher Freude an solchem Verkehr nach sich. Mit der leichten fröhlichen Unterhaltung wechselten hier tief eingehende Gespräche über die höchsten Interessen der Menschheit, mit dem Scherz der Ernst, mit heiteren Spielen, wie dem Stellen lebender Bilder, der Erratung von Rätseln, gemeinsame Lektüre der neusten bedeutenden litterarischen Werke, mit dem Beschauen von Bildern der Gesang und Instrumentalmusik. Überall leiteten die freundlichen, herzlichen Wirte die Unterhaltung, ohne daß jemand einer Absicht dabei gewahr wurde, und der Frohsinn der Wirte ging unwillkürlich auch auf die Gäste über. Kurz hier wurde es den Fremden behaglich und wohl, und unter dem Schirm edler und feiner Sitte

fand sich die mannigfachste Anregung für Kunst und Leben, und nicht leicht konnte eine Seite eines nach vielen Richtungen hin strebenden Geistes unberührt und unentwickelt bleiben.

In diesem fröhlichen Kreise verkehrten nun Schiller und Huber tagtäglich wie feste Hausgenossen, und manche heitere, humoristische Scherze der Freunde spiegeln uns den harmlosen guten Geist im Hause wieder und geben zugleich über einzelne Charakterzüge Körners erwünschten Aufschluß.

Als Körners einstmals zu Tisch nach Pillnitz ausgebeten waren, wollte Schiller sie nicht begleiten, sondern lieber an der Fortsetzung des Karlos arbeiten. Am Abend gedachten Körners zurückzukehren. Im Wohnhaus wurde gerade gebaut. Um stiller arbeiten zu können, begab sich Schiller in das Häuschen des Winzers nebenbei, in dem auch die Waschküche lag. Kaum hatte er sich in seine Arbeit vertieft, so wurde er in derselben durch das Schwatzen der Waschfrauen und das Klatschen der Wäsche gestört, und zu allem Unglück wurden Körners durch ein heftiges Gewitter genötigt, die Nacht über auch noch in Pillnitz zu bleiben. Da überreichte der vernachlässigte Dichter am nächsten Tage Minna und Dorchen jene bekannte Bittschrift, der auch hier wieder ein Platz gegönnt sein möge:

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
Die Tobaksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
Auf den gewalkten Lumpen,
Wer kann Empfindung und Gefühl
Aus hohlem Herzen pumpen.

Feur soll ich gießen aufs Papier
Mit angefrornem Finger?
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deine Sänger!

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür
Es scharrt die Küchenzofe —
Und mich — mich ruft das Flügeltier
Nach König Philipps Hofe.

Ich steige mutig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid — am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
Und — siehe da — belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feeerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemdenwaschen holen.

gegeben in
unserm jammervollen Lager
ohnweit dem Keller.

F. Schiller,
Haus- und Wirtschaftsdichter.

Eine ganz besondere Überraschung hatte sich Schiller zum Geburtstage Körners, zum 2. Juli 1786, ausgesonnen: Eine Reihe von selbstgemalten Bildern in der uns jetzt bekannten groben Struwelpetermanier mit Text von Huber, in denen komische häusliche Scenen im Körnerschen Kreise karikiert und verspottet wurden. Körner selbst kam am schlimmsten dabei weg. Sein Name prangte schon auf dem Titel: Avanturen des neuen Telemachs, oder Leben und Exsertionen Körners des decenten, konsequenten, piquanten, u. s. f. von Hogarth in schönen illuminierten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmann. Rom 1786. Frau Körner wußte später zu erzählen, daß der neckische Dichter zu dieser malerischen Leistung eine Unterrichtsstunde bei dem berühmten Porträtmaler Graff genommen habe. Körners Leichtgläubigkeit, Umständlichkeit, seine Lust an stereotyp wiederkehrenden Redensarten und Späßen, seine Harmlosigkeit, sein Eifer Kants Werke zu studieren, seine Gutmütigkeit im Ausleihen von Geld, seine heftige Art, polternde Drohungen auszustoßen, deren Erfüllung sein gutes Herz stets vereitelte, sein traurig gescheiterter Plan, einen französischen Naturforscher Duchanteau zu einer wissenschaftlichen Reise nach Ägypten auszurüsten, der angeblich mit einem Vorschuß von 100 Friedrichsdor durchging, einige üble Gewohnheiten und Liebhabereien Körners, die unglücklichen Folgen eines ihm allzugut schmeckenden Krebsgerichtes, seine vergeblichen Bemühungen, dem Vater die Bedeutung der Schillerschen „Räuber" klar zu machen, seine Verliebtheit in seine Minna, seine allzuweit gehende Pietät selbst gegen die alten Kleidungs-

stücke seines verstorbenen Vaters — alles dies wird in drastischen Darstellungen humoristisch gegeißelt.

Nicht besser erging es Körner an seinem nächsten Geburtstage. An diesem wurde ein dramatischer Scherz Schillers aufgeführt, dessen Held Körner selbst war. Mit frohem Behagen, daß endlich ein freier Vormittag vor ihm liege, steht er des Morgens gegen 9 Uhr in Schlafrock und Pantoffeln in seinem Studierzimmer und ruft den Diener Gottlieb zum Rasieren herbei. Da bringen in sein Zimmer mit den verschiedensten Wünschen, Mahnungen, Begrüßungen und Anfragen im komischen Durcheinander: Schiller, Minna, ein sogenannter Seifenbekannter, Professor Becker, wiederum Minna, ein Journalbote, Dorchen, der Zeitungsmann, Schuhmacher und Schneider, wiederum Minna, Huber, Amtsaktuarius Haase, ein Stadtrichter, Banquier Bassenge, eine Frau Wolf, Dorchen, Graf Schönberg, Köchin, Klavierstimmer, der Tischler, Dorchen, Minna, Gottlieb und endlich ein an dem Zusammenfluß aller vorigen Ruhestörer ganz unschuldiger Kandidat, der sich die Ehre giebt, dem Herrn Konsistorialrat seine Dissertation de transsubstantiatione ehrerbietigst zu überreichen. Da reißt endlich Körners Geduld, und mit einem Kraftwort fährt er so heftig auf, daß sich der Kandidat stumm vor Schrecken zurückzieht. Aber kaum ist das heftige Wort dem Zaun der Zähne entfahren, hinkt die Gutmütigkeit mit aufrichtiger Reue nach. Gottlieb muß dem Kandidaten nachlaufen und ihn zum Essen bitten. Da stürzen Minna, Schiller, Huber mit der fröhlichen Nachricht ins Zimmer, Freund Kunze aus Leipzig sei da. Körner schickt sich eiligst an, Toilette zu machen und wird unter dem traurigen Ausruf „Mein schöner Vormittag, o mein herrlicher Vor-

mittag," mit Schrecken gewahr, daß es schon ein Uhr ist: „Da ist's zu spät fürs Konsistorium! Lauf' er hin, Gottlieb, ich lasse mich für heut entschuldigen!" „Aber, lieber Gott," so rufen Dorchen, Minna, Schiller und Huber wie aus einem Munde in vorwurfsvollem Tone, „wie hast Du den ganzen Vormittag zugebracht?" Und der Vorhang fällt unter der halb ärgerlichen, halb launigen Antwort Körners: „Ich habe mich rasieren lassen!"

Durch diese mutwilligen Scherze und Neckereien klingt wohlthuend die feste Liebe hindurch, die fast auch an den Schwächen des Freundes Gefallen findet. Eine Behaglichkeit und innere Glückseligkeit hatte sich in Körners Nähe namentlich auch des Dichters bemächtigt, für die er selbst in den oben erwähnten selbstgemalten Bildern den treffendsten Ausdruck gefunden hatte. Man sah auf einem Bilde einen wilden Jungen in scharlachrotem Rock vor ausgelassener Freude auf dem Kopfe stehen, und die Huber-Winkelmannsche Erklärung dazu lautet: „Figur 2 ist der berühmte Dichter, Körners adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben."

Eine ebenso heitere Laune spiegelt sich in den Briefen der Freunde, während der kurzen Trennungen in diesem Zeitraum wieder. Sie waren beiden sehr unangenehm und namentlich dem Dichter, welchem anregende Geselligkeit stets als Notdurft des Lebens erschien. Da bricht denn öfters eine Art von komischem Galgenhumor hervor. So schreibt er am 20. April 1786, als Körners über Leipzig nach Zerbst zu ihrer Tante Ayrer gereist waren: „Wahrlich ich fange an zu glauben, daß Ihr Narren seid; denn soviel Glück, wie Euch auf Eurer

Reise begleitet, würde keinem gescheiten Menschen zu Teil werden. Mitten im April entschließt sich der Himmel seine Natur zu verleugnen, die Elemente werden ihren Grundsätzen ungetreu, und die ganze Natur giebt sich ein öffentliches „Dömahnti" — und warum? — um den jüngsten Oberkonsistorialrat Körner aus Dresden mit seiner hoffnungsvollen Frau und seiner hoffnungslosen Schwägerin angenehm reisen zu lassen. Und was habe ich armer Versifex von der ganzen Schönheit des Wetters? Just eben jetzt, da ich's allein genießen muß und also gar nicht genieße? Mich macht es verdrießlich; denn es erinnert mich an etwas, das mir fehlt -- bald hätte ich gesagt, daß ich Euch vermisse. Im Ernst, ich bin's nachgerade überdrüssig, in meiner eigenen Gesellschaft zu sein. Apropos, Herr Oberkonsistorialrat, Du mußt in Zerbst ganz schrecklich unruhige Stunden gehabt haben, weil ich in der ersten ruhigen einen Brief von Dir kriegen sollte und noch darauf warte."

Als dann Körner im Dezember der Gesundheit seiner Frau wegen mit dieser und Dora nach Leipzig gereist war, bezogen Schiller und Huber Körners Wohnung in der Stadt. Aber Huber ersetzte seinem Freunde den Körnerschen Kreis durchaus nicht, und die Sehnsucht und das Unbehagen stieg von Woche zu Woche. Nichtsdestoweniger bricht auch in dieser Zeit bisweilen eine frohe Laune in den Briefen hervor: „Es wird mir ganz ungewohnt sein," schreibt er am 5. Januar 1787 „wieder aus Eurem Haus zu ziehen. Ich bin so nach und nach ganz damit verwandt worden, und auf Deinem Zimmer, welches zu Deiner Schande gesagt sei, läßt sich's trefflich arbeiten. Aber der Minna sage doch, daß ich sie herzlich bedaure wegen ihrem Schlafen; denn, wenn Du

es in der Nacht machst wie Huber, so liegt Dein Kopf immer in ihrem Bette, und das ist verfluchtes Schlafen, wie ich an mir weiß. Überhaupt bin ich für das Bette zu groß, oder es ist für mich zu klein; denn eins meiner Gliedmaßen kampiert immer die Nacht über in der Luft."

Bald darauf kehrten Körners aus Leipzig zurück. Aber Schiller fand die frühere Ruhe und Behaglichkeit nicht wieder. Er wußte wohl selbst nicht recht, was ihn drückte. Es ging ihm nicht schlecht, im Gegenteil das Übel war mehr, es ging ihm zu gut. Es fehlte ihm nicht so sehr die Lust zur Arbeit; sein Karlos war vollendet, manche Vorarbeit zu seinen späteren Geschichtsstudien war gethan, viele ihm notwendige Lektüre bewältigt, der Plan zum Geisterseher und zum Versöhnten Menschenfeind entworfen. Aber er war empfindlich und verstimmt, weil er, wie Huber später in einem Briefe an Körner vermutete, mit seinem Karlos augenblicklichen lauten Lohn ernten wollte, und „die allgemeine Posaune des Publikums ihm nicht genug in die Ohren gellte." Treffend schreibt Huber noch später, im Jahre 1790, als er Goethes Tasso gelesen hatte, an Körner: „An der inneren Wahrheit der einzelnen Charaktere ist durchaus nichts auszusetzen; Tasso lebt zwiefach für uns in Rousseau und in noch jemand" (offenbar meint er Schiller), „dessen Bild bei seiner Trennung mich nicht verlassen hat, von dem Augenblick an, da Tasso nach Rom will." Dresden bot dem Dichter außer seinem Körner niemanden, an dessen Urteil ihm gelegen gewesen wäre, ihn verlangte nach dem Umgang mit Menschen, zu denen er aufsehen konnte, oder nach einem Amte oder festen Berufe, in dem ihm seine Wirksamkeit zu lebendiger Empfindung käme. Kaum wagte er den

Gedanken sich von Körner zu trennen, aber der „schwarze Genius der Hypochondrie“ übermannte ihn immer öfter. Da geriet er endlich noch gar in den Strudel eines ärgerlichen Liebeshandels mit einem Fräulein von Arnim, der das Maß seiner Mißlaune voll machte. Mit Betrug hatte das Verhältnis begonnen, wie Schiller in scherzhafter Anspielung auf die erste Begegnung auf einem Maskenballe auf einem dem Fräulein von Arnim gewidmeten Stammbuchblatte sich ausdrückte, und mit ärgerem Betruge sollte es enden. Schiller wurde viel gewarnt, die Geliebte oder doch ihre Mutter treibe ihr Spiel mit ihm; er wollte sie besser kennen. Körners rieten ihm zu einem Landaufenthalt in Tharandt und geleiteten ihn am zweiten Jahrestage seiner Ankunft in Leipzig selbst dorthin, um ihm eine Wohnung auszusuchen. Er setzte auch von dorther den Verkehr mit Arnims brieflich fort, und fühlte sich in Tharandt erst recht unglücklich, wie ein auf einer wüsten Insel ausgesetzter Robinson. Nach Minnas oder Doras witzigem Einfall schickte ihm Körner auf seinen Wunsch nach Büchern die „liaisons dangereuses.“ Im Mai kehrte er zurück, und nun scheint er endlich seiner vergeblichen Hoffnungen und Leichtgläubigkeit überführt zu sein. Um so mehr brauchte er jetzt Zerstreuung, und der treue Körner riet ihm selbst, so schwer ihm die abermalige Trennung wurde, er solle nach Weimar reisen, sich bei dem Herzoge für den schon früher verliehenen Ratstitel bedanken und Beziehungen mit den dort lebenden Heroen anzuknüpfen suchen. Daß die Trennung eine dauernde sein würde, ahnte ihm freilich damals so wenig wie Schiller.

Auch Körner hatte diese ganze Zeit in Unruhe

verlebt. Die Teilnahme an Schillers Unbefriedigung und seinen wechselnden Plänen ließ ihn des Freundes innere Not und Gefahren in vollem Maße mitempfinden, und in seiner eigenen Familie hatte er Sorge und Trauer genug gehabt. Am 24. Juli 1786 war ihm ein Sohn, Johann Eduard, geboren. Seit der Geburt aber kränkelte Minna, und als ihr Zustand sich kaum zu bessern schien, starb am 10. Dezember 1786 der Knabe, der sich anfangs gut zu entwickeln schien. Mit dem Sohne wurden viele frohe Elternhoffnungen begraben, und von neuem beschäftigte dazu Körner die Sorge um die Gesundheit seiner Frau.

III.

Am 20. Juli 1787 war Schiller von Dresden abgereist, und am 21. abends kam er in Weimar an. Körner fühlte seine Abwesenheit schmerzlich. Die ersten Tage war's ihm, als wäre der Freund nur auf kurze Zeit, etwa wieder nach Tharandt, gereist, aber schon verdrießt's ihn am 24. Juli, daß er so lange nichts von Schiller höre. Die Erinnerung an den Hausgenossen begleitet ihn auf Schritt und Tritt. Am ersten Sonntag hatte Minna heimlich das Abendessen an eine Stelle des Waldes bringen lassen, die den Freunden am Donnerstag beim letzten Spaziergange besonders gefallen hatte. Dort lagerten sie an demselben Orte, sangen Claudius' Serenade im Walde und tranken des Abwesenden Gesundheit. „Noch hoffe ich," fährt er im Briefe fort, „Deine Entfernung soll meine litterarische Thätigkeit begünstigen. Ich schämte mich neben Dir zu stümpern, und meine ersten Versuche mußten doch schülerhaft ausfallen. Nur ein glücklicher Erfolg, und ein geheimer Vorwurf wird mir nicht mehr den Genuß

Deiner Arbeiten verbittern. Der träge Stolz, sich mit der Ahnung von dem, was man leisten zu können glaubt, zu begnügen, war bisher mein Behelf. Die Wirklichkeit kann mich demütigen aber auch begeistern, wenn sie auch nur die entfernteste Aussicht mir öffnet, die meinen Wünschen entspricht und mir zugleich die Hindernisse zeigt, die ich noch zu bekämpfen habe."

Das heutige Urteil in dem weiten und doch immer noch nicht genügend weiten Kreise, der den Schiller-Körnerschen Briefwechsel gelesen hat, lautet oft dahin, daß Körner fast nur Pläne geschmiedet habe, schriftstellerisch aber sehr wenig produktiv gewesen sei. Das Urteil schien bestätigt durch eine Sammlung der Körnerschen Schriften, herausgegeben von Dr. Karl Barth, der eben auch Körner nur aus dem Briefwechsel mit Schiller gekannt zu haben scheint. In der That aber ist die Anzahl der Körnerschen Schriften weit größer, und er selbst hat schon, wie Herr Barth nicht wußte, zwei Sammelbände einzelner Aufsätze herausgegeben und außerdem mehrere Schriften teils selbständig, teils in Zeitschriften erscheinen lassen. Dazu kommt, daß er die erste Gesamtausgabe der Schillerschen Werke redigiert hat und als Einleitung Nachrichten über Schillers Leben gegeben hat und ebenso später seines Sohnes Werke herausgab und mit einer biographischen Darstellung seines Lebens begleitete. Kurz so gar unproduktiv, wie Körner oft geschildert wird, ist er doch nicht gewesen. Aber freilich im Vergleich zu den Forderungen, die er an sich selbst stellte, und den vielen Plänen die er faßte, ist das, was er vollendet hat nur wenig, und einige Stellen aus seinen Briefen an Schiller, in denen er sich selbst der Trägheit beschuldigt, könnten fälschlich den Eindruck

erwecken, als sei er überhaupt geistiger Arbeit abhold gewesen und habe sich allzusehr dem behaglichen Familienleben und dem zerstreuenden Gesellschaftstreiben hingegeben. Und doch ist genugsam verbürgt, daß der vielseitig gebildete Mann durch eine immerhin ungewöhnliche Regsamkeit des Geistes im Gespräche die ersten Männer seiner Zeit, wie Schiller, Goethe, Wilhelm v. Humboldt und viele andere zu fesseln vermochte. Die Anzahl der Bände der gesammelten Werke eines Mannes ist doch eben nicht der einzige Gesichtspunkt, aus dem auf seine geistige Bedeutung und Wirksamkeit geschlossen werden kann. Körner selbst spricht das einmal treffend aus: „Auch denke ich manchmal, wer soll am Ende lesen, wenn alles schreiben will? Und das Lesen ist doch auch nicht so leicht, als man denkt."

Körners Belesenheit war von großem Umfange, und was er las, das las er gründlich, kritisch, so daß er sich Rechenschaft gab von dem Grundgedanken des Ganzen, und alles Einzelne im Verhältnis zu diesem Grundgedanken zu verstehen suchte. Der Mann. der als Jurist bis an seinen Tod in festen Staatsämtern stand und den Berufspflichten gewissenhaft oblag, hatte sechs fremde Sprachen sich so zu eigen gemacht, daß er sie geläufig zu lesen vermochte. Mit dem Englischen und Französischen war er von seiner Reise her vertraut, und er las fast regelmäßig die neusten bedeutsamen Werke aus diesen Sprachen. Aber auch die alten Sprachen trieb er noch nach seiner Schulzeit eifrig fort. Noch als Mann und Familienvater las er methodisch den Aeschylus, Sophokles und Euripides und mit besonderer Vorliebe den Plato. Bei Gelegenheit der Voßischen Übersetzungen las er im Zusammenhange

wieder den Vergil und Ovid. Daneben studierte er die italienischen Klassiker und lernte noch spät das Spanische, um auch des Cervantes Don Quichote, den Calderon, und Lope de Vega in der Ursprache lesen zu können. Die deutsche Litteratur seiner Zeit kannte er genau. Mit besonderem Eifer und Verständnis betrieb er das Studium der Kantischen Philosophie, und kein Buch erschien von Kant, Reinhold oder Fichte, das nicht Körner sicherlich sofort nach seinem Erscheinen durchgearbeitet hätte. Als später seine Kinder heranwuchsen, las er vieles über Pädagogik und fiel auch „aus pädagogischem Bedürfnis" wieder auf ein altes Lieblingsfach, das Studium der Natur. Von neuem wußte er ihm Geschmack abzugewinnen und war befriedigt in dem Gefühl, daß er selbst wieder vorwärts gekommen sei, wenn er auch aus sich nichts hervorgebracht habe.

Indem sich so Körner zunächst nur seine eigene Bildung zum Ziel setzte, wirkte er dennoch nach außen. Selbst seine gedruckten Schriften tragen zum größten Teil den Charakter, als wären sie nur zu seiner eigenen Belehrung niedergeschrieben. Nicht teilt er nur andern mit, was er weiß, sondern durch das Schreiben will er selbst noch lernen, sich selbst erst zu größerer Klarheit fördern. Zu jeder neuen Arbeit, die er sich stellt, muß er erst Neues hinzulernen und neue Vorstudien machen, und niemals schüttelt er sich, so zu sagen, seine Weisheit aus dem Ärmel. Seine Lektüre erweckt in ihm selbständige, neue Gedanken, denen er mit der Feder in der Hand nachgeht, und umgekehrt führt ihn sein Schreiben immer wieder zum Lesen zurück, und das Bestreben nach allseitiger Klarstellung seines Gedankens deckte ihm wiederum Lücken in seinem Wissen auf, die

er erst noch auszufüllen beschloß. So bleiben seine produktiven Arbeiten eigentlich fast immer nur Mittel zum Zweck, zur Erweiterung der eigenen Bildung und zur Klärung seines Urteils.

Frühe schon hatte Schiller die Befähigung Körners zum Kritiker erkannt. Als ihm Körner gegen Ende des Jahres 1788 wieder einmal geklagt hatte, wie seine produktiven Versuche aus seiner Furcht vor Stümperei nicht Form und Gestalt gewinnen wollten, schrieb er ihm: „Die Schilderung, die Du von Deinem hermaphroditischen, halb schriftstellerischen, halb dilettantischen Zustande machst, ist ordentlich kurzweilig-rührend, und insofern ich Dich deswegen nicht unglücklicher finde, hätte ich mehr Lust darüber zu lachen, als mich zu grämen. Die Unzufriedenheit, die Dir diese sogenannte Nichtsthuerei giebt, macht Dir Ehre und zeigt, wie sehr Dein Geist mit seiner Verbesserung beschäftigt ist. Jeder andere, und nicht gerade der trägere Mensch würde sich in Deiner Lage gar nicht so mißfallen; denn das wirst Du mich nie überreden, daß bloße Betrachtung fremder Kunstwerke, wenn sie kritisch ist, nicht ebenso gut Thätigkeit sei, als die Hervorbringung war. Bewahre Dir also überhaupt nur ein reges und kritisches Gefühl für das Schöne, so versiegen die Quellen Deines Vergnügens nie. Du hast einen ungerechten Widerwillen gegen ein Fach, worin Du sehr schätzbar sein würdest. Das ist die Kritik. Selten, nur selten trifft sich's, daß in einem Kopf kritische Strenge und eine gewisse kühne Toleranz, Achtung und Billigkeit gegen das Genie u. s. w. sich beisammen finden, und das findet sich bei Dir."

Diese aufmunternden Äußerungen Schillers regten

Körner sehr an und schon am 12. Dezember konnte er an Schiller einen fertigen Aufsatz einsenden, den er möglichst bald gedruckt zu sehen wünschte. Schiller nahm ihn in das sechste Heft seiner Thalia auf und lobte ihn sehr und meldete auch, daß Wieland „äußerst erbaut" von ihm sei. Bald darauf sandte Körner ein Fragment einer Übersetzung aus Gibbon ein: „Mahomet," das im Aprilheft und Juniheft von Wielands Merkur abgedruckt wurde und wiederum Schillers und Wielands Beifall fand. Der Aufsatz in der Thalia handelt: Über die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes. Ein Aufsatz Stolbergs über Schillers Gedicht Die Götter Griechenlands hatte einige Lieblingsgedanken bei Körner rege gemacht. Stolberg erschien ihm intolerant und engherzig in Bezug auf den Stoff eines Gedichtes und er rügt „die wohlgemeinten Versuche, die Würde der Kunst dadurch zu erhöhen, daß man sie zur Predigerin der Wahrheit und Tugend bestimme." Körners Meinung dagegen ist: „Die Kunst ist keinem fremdartigen Zwecke dienstbar, Sie ist selbst ihr eigener Zweck. Nicht in der Würde des Stoffes, sondern in der Art seiner Behandlung zeigt sich das Verdienst des Künstlers. Die Begeisterung, welche in ihm durch sein Ideal sich entzündet, verbreitet ihren wohlthätigen Strahl in seinem ganzen Wirkungskreise. Wer ihn zu genießen versteht, fühlt sich emporgehoben über das Prosaische des alltäglichen Lebens, in schönere Welten versetzt, und auf einer höheren Stufe der Wesen. Begeisterung ist die erste Tugend des Künstlers, und Plattheit seine größte Sünde, für die er auch um der besten Absichten willen keine Vergebung erwarten darf. Er verfehlt seine Bestimmung, wenn er, um irgend einen besonderen moralischen Zweck

zu befördern, eine höhere ästhetische Vollkommenheit aufopfert. Sein Geschäft ist Darstellung des Großen und Schönen der menschlichen Natur." Wie eine Wiederholung jener aufmunternden Worte Schillers klingen die ersten Worte des Aufsatzes: „Werke der Begeisterung zu genießen, ist selbst in unserm Zeitalter kein gemeines Talent. Bei aller Empfänglichkeit für die feineren Schönheiten der Kunst fehlt es doch oft an einer gewissen Unbefangenheit, ohne die es ohnmöglich ist, sich ganz in die Seele des Künstlers zu denken."

Der Aufsatz und die Übersetzung machten Körner Lust zu regerer Schriftstellerei, und eine große Menge neuer Pläne beschäftigen ihn. Mit Huber wollte er die Geschichte der Fronde, als einer politischen Revolution im ganzen, gemeinschaftlich bearbeiten. Für Wielands Merkur arbeitete er an einem Aufsatz über die Ausartung der Strenge gegen Schwärmerei. Für Schillers Sammlung historischer Memoires nahm er sich vor, englische Memoires zu bearbeiten. Für den Merkur und die jenaische Litteraturzeitung plante er auf Schillers Anregung manche Kritik und Recension. An Göschen schreibt er von der Idee einer Übersetzung aus der französischen Encyklopädie die grammaire et littérature betreffend, oder der eines Middletonschen Werkes und später der Werke des jüngeren Hemsterhuis. Auch die Idee der Leitung eines Journals „schwamm lange bei ihm oben." Alle diese Pläne blieben unausgeführt, und mehrere Jahre vergehen, ehe er wieder einen Aufsatz druckfertig abschickte.

Als Schiller den Körnerschen Kreis verließ, fühlte sich Körner in seiner amtlichen Stellung nicht recht zu-

frieden. Die amtlichen Arbeiten interessierten ihn wenig, und die Einkünfte von 200 Thalern reichten bei weitem nicht zu die Ausgaben des Hausstandes zu decken, so daß Körner mehrfach sein Kapital hatte angreifen müssen. Der Versuch, eine Hofratsstelle in Dresden mit 1000 Thaler Gehalt zu erlangen, schlug ihm fehl, ebensowenig bot sich Gelegenheit Schillers Hoffnungen zu erfüllen, ihm eine Hofratsstelle in Weimar zu verschaffen. Über die Enttäuschung half ihm bald sein Talent zur Resignation, dessen er sich öfters mit Recht rühmte, hinweg; aber Dresden bot ihm in Bezug auf Geselligkeit gar zu wenig Genuß, wie er nach Schillers Abreise doppelt schwer fühlte. Anfangs hatte er auf baldige Rückkehr Schillers gehofft, als diese aber von Woche zu Woche, von Monat zu Monat sich hinzog, und endlich durch Schillers Anstellung in Jena jede Hoffnung darauf schwinden mußte, ergriff den Freund in Dresden ein immer steigendes Mißbehagen. Zuerst schrieb Schiller wenigstens häufig und ausführlich, aber allmählich, je mehr er sich in Weimar einlebte, und die unmittelbaren Erinnerungen an Dresden zurücktraten, wurden die Briefe naturgemäß kürzer und weniger inhaltreich und auch etwas seltener, und jetzt erst fühlte Körner den Verlust des gegenwärtigen Freundes in seiner vollen Tiefe. Nicht als ob Schiller Körners weniger vermißte, als diese ihn, aber vor seiner Seele stand das Bild des, das er werden sollte und konnte, und wenn einstweilen auch sein Friede in Weimar gewiß noch nicht voll war, eine große Veränderung, das fühlte er, war mit ihm vorgegangen. Er wußte selbst nicht, was er wollte, aber in seinem Elemente war er noch nicht, und daß er in

Dresden es erst recht nicht finden werde, stand ihm fest, ja auch auf Körner würde er, wie er schrieb, bei seinem jetzigen Gemütszustande gar nicht vorteilhaft wirken können. Und neben dem Drange sich selbst auszubilden, regte ihn auch noch eine unklare, aber nicht zu unterdrückende Sehnsucht auf, sich zu verheiraten.

Gerade diese unbefriedigte Stimmung des Freundes bewirkte, daß Körner um so mehr seine Rückkehr wünschte. Er fand in Schillers Briefen nicht den alten Freund wieder. Ein einziger fröhlicher und aufrichtiger Brief Schillers brachte seine Klagen auf längere Zeit zum Schweigen und gaben ihm den Mut wieder, ihm unbefangen auch über die eigenen Interessen ausführlich zu schreiben. Ohne solche Aufmunterungen aber, gestand er, zu stolz zu sein, um sich aufzudrängen. Schiller wollte ihm nichts gerade verheimlichen, mochte ihm aber auch wieder über seine aufkeimende Liebe zu Charlotte von Lengefeld nicht schreiben, was ihm selbst noch nicht klar war, oder was doch nicht gut in Worte zu fassen war. Einige Andeutungen, die er machte, konnten Körners nicht genügen und erschienen ihnen bisweilen erst recht als ein Mangel an vollem Vertrauen.

Ostern 1788 hatte auch Huber Dresden verlassen, um die Stellung eines Legationssekretärs in Mainz zu übernehmen. Immer einsamer wurde es Körner in Dresden, und nur die Briefe der Freunde gaben ihm noch manchmal „den alten Schwung." Dazu plagte ihn den ganzen Sommer des Jahres hindurch eine schmerzhafte Krankheit. Wiederholt peinigten ihn Magenkrämpfe in heftigen Anfällen Er ging nach Karlsbad und fand dort Erleichterung. Kaum aber war er nach Dresden zurückgekehrt, so trat die Krankheit nur um so heftiger

auf. Jedoch war dieser erneute Ausbruch auch der Höhepunkt. Es bildete sich eine „förmliche Gelbsucht" aus, mit deren Ende die Krämpfe aufhörten, Schlaf und Appetit zurückkehrten, und die Stimmung froher wurde. Im Oktober konnte er melden, daß seine Gesundheit nun wieder die alte sei, und zugleich stellte sich auch wieder die Arbeitslust und der Mut ein, nun auch ohne die Gegenwart der alten Freunde sich ein neues Leben zu gestalten. In Karlsbad hatte er einen neuen Freund gewonnen an dem preußischen Gesandten in Dresden, dem Grafen Geßler, der durch mancherlei Kenntnisse und großen Kunstsinn, sowie durch eine gewisse Energie des Charakters und ein sicheres Urteil über Menschen Körners zu fesseln wußte. Während einer Krankheit desselben im Winter, besuchte ihn Körner oft und sorgte für seine Pflege, und seitdem bestand zwischen ihnen ein enges Freundschaftsverhältnis bis an Geßlers Tod.

Vor allem aber genoß Körner des schönsten Glückes im eigenen Hause. Immer inniger ward die Liebe und das Verständnis der Gatten für einander, und die Schwägerin Dora lebte sich so in Körners Hause ein, daß ihr bald jeder Besuch bei Freunden und jede kleine Reise wie ein Opfer erschien und als eine Einbuße an ihrem höchsten Glück. Nun war, um das Glück voll zu machen, Körners am 19. April 1789 eine Tochter geboren, welche die Namen Emma Sophia erhielt, und das Kind gedieh, und ward für die Eltern eine Quelle neuer Freuden.

Dazu kam ab und an ein unterhaltender Fremder nach Dresden, an dem Körner sich auffrischte, so Professor Brandes aus Göttingen, der Schillers Familie auf der Solitüde gesehen hatte, der Mathematiker

Joh. Fr. Pfaff, Schillers Landsmann, der Körners sehr gefiel, dann Göschen, ein Musiker Röllig, Biester aus Berlin, vor allen andern aber Mozart, der während seines kurzen Aufenthaltes in Dresden fast täglich im Körnerschen Hause verkehrte. „Für die reizende und geistvolle Doris," die dort auch sein Bild zeichnete, „stand er in hellen Flammen und sagte ihr mit süddeutscher Lebhaftigkeit die naivsten Schmeicheleien. Gewöhnlich kam er kurz vor Tisch und setzte sich, nachdem er sich in galanten Redensarten ergossen, an das Klavier, um zu phantasieren. Im Nebenzimmer wurde inzwischen der Tisch gedeckt, die Suppe aufgetragen und der Bediente meldete, daß angerichtet sei. Aber wer mochte sich entfernen, wenn Mozart phantasierte? Man ließ die Suppe kalt werden und den Braten verbrennen, um nur immerfort den Zauberklängen zuzuhören, die der Meister, völlig in sich versunken und unempfindlich für die Außenwelt, dem Instrumente entlockte. Doch wird man auch des höchsten musikalischen Genusses am Ende überdrüssig, wenn der Magen seine Forderungen geltend macht. Nachdem einige Male die Suppe über Mozarts Spiel kalt geworden war, machte man kurzen Prozeß mit ihm. „Mozart," sagte Doris, indem sie ihren schneeweißen Arm sanft auf seine Schulter legte, „Mozart, wir gehen zu Tische, wollen Sie mit uns essen?" „Küß die Hand, meine Gnädige, werde gleich kommen!" Aber wer nicht kam, war Mozart; er spielte ungestört fort. „So hatten wir denn," schloß Doris ihre Erzählung, „bei unserem Essen die ausgesuchteste Mozartsche Tafelmusik und fanden ihn nach Tische noch am Instrumente sitzen."

Daneben erheiterte seit dem Frühjahr 1789 Körners

die Hoffnung, Schiller im Sommer in Leipzig treffen zu können und mit ihm auf einige Tage nach seiner neuen Heimat Jena zu reisen. Beide Freunde freuten sich auf dieses Wiedersehen, und der Plan kam zustande. Aber es war für Schiller unruhige Zeit. Auf der Hinreise nach Leipzig verlobte er sich in Lauchstädt am 3. August mit Charlotte von Lengefeld. Dann blieb er bis zum 10. mit Körners in Leipzig zusammen, wohin die Braut und ihre Schwester Karoline von Beulwitz am 7. auch gekommen waren, um Körners kennen zu lernen. Die Verlobung mußte, wenn Körners auch ins Vertrauen gezogen wurden, noch geheim gehalten werden, da es erst noch galt, die Einwilligung der Mutter der Braut zu gewinnen, die wiederum von dem Nachweis abhängig war, daß Schiller eine Frau würde erhalten können. Trotz Körners lebhafter Teilnahme und trotz der beiderseitigen Freude über das Wiedersehen und ihr Zusammensein, erfüllte der Besuch nicht ganz Körners Hoffnungen, und er fürchtete, daß diese Zusammenkunft sie mehr entfernt als genähert habe. Wohl verstand er Schillers Unruhe und geteilte Stimmung, aber er hatte eben den Freund nicht so wiedergefunden, wie er für sich gehofft hatte, und zu tausend Dingen, die sie sich gern gesagt hätten, fanden sie weder die Ruhe noch den Entschluß. Sie fürchteten einer vom andern mißverstanden zu werden. In den folgenden Briefen sucht Schiller den Freund zu trösten. „Das, was wir uns," schreibt er, „in Dresden waren, war ein zu wirkliches Gut, und unser Geist hat sich zu wohl dabei befunden, um sich so leicht von der Hoffnung zu trennen, daß es wieder werden könne und noch besser! Wir werden größere Forderungen an einander machen, aber wir

werden auch imstande, sein, größere zu erfüllen. Ich mag es mir nicht denken, daß wir uns in reiferen Jahren weniger nahestehen sollten als in früheren. In jeder Lage würde ich Dich suchen, und auch Du würdest mich nicht minder finden."

Aber das waren nur Zukunftspläne, an deren Erfüllung Körner nicht zweifelte, für den Augenblick fühlte er darum nicht weniger die Trennung, und wollte sich dem Freunde, der jetzt seiner Braut lebte, nicht aufdrängen. Er rettete sich wieder zur Resignation, dem ihm stets offenen Nothafen; aber glücklich fühlte er sich nicht und wartete sehnsüchtig der Zeit, wo die Freundschaft bei Schiller neben der Liebe wieder mehr Gehör fände. Da endlich gegen Ende des Jahres 1789 glaubt er aus Schillers Briefen wieder die alte Offenheit herauslesen zu können. Und nun hindern und schrecken ihn nicht einzelne Mißverständnisse in den nächsten Briefen. Er hat in der Zwischenzeit an ihrer Freundschaft nie gezweifelt, sie schien nur im Augenblicke bei dem Freunde mehr in den Hintergrund getreten. Er beklagt es, weil er jede Unterbrechung schmerzlich empfindet, aber er zürnt nicht und sucht mit der festen Liebe, die alles duldet, die Stimmung des Freundes zu begreifen und damit auch sie zu entschuldigen. Als er Schillers Hochzeit nahe glaubt, schreibt er ihm einen Brief, der nach den vorangegangenen kleinen Spannungen doppelt klar die feste Freundschaft und die edle Natur Körners abspiegelt. Er schrieb:

„Dresden, d. 26. Januar 1790."

„Nur einen fröhlichen Zuruf aus der Ferne bei einer neuen Epoche Deines Lebens. Nach meiner Rech-

nung ist in diesen Tagen Deine Hochzeit, wenn sie nicht schon vorbei ist. Ich bin oft in Gedanken bei Dir und sehe Dich in mancherlei Situationen."

„Deine jetzige Stimmung muß sehr glücklich sein. Du hast gefunden, was Du gesucht hattest, hast manche Schwierigkeiten überwunden, die Deinen Wünschen entgegenstanden, und siehst eine heitre Zukunft vor Deinen Augen."

„Ich freue mich Deiner jetzigen Freude; aber ich glaube auch Grund zu haben, von dieser Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach Deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem anderen Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen Du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isoliertes Wesen blos für selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Überlegenheit bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeit lang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft, aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter notwendig und mit anderen Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein, und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Äußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können, als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen."

„Lebe wohl, und such's Deiner Gattin anschaulich

zu machen, was ich ihr sein muß, sobald sie Deinen Namen führt. Tausend Glückwünsche von Minna und Dora."

„Dein Körner."

Wie gut der Brief ist, erkennt man aus dem Eindruck, den er auf Schiller machte. Er versichert dem Freunde in der Antwort, daß er ihn in dem Briefe wiedererkenne und sich wieder mit Zuversicht sagen könne, daß er ihm unverändert derselbe sei. „Du giebst mir und denen, welche Deinen Brief zu lesen bekommen werden, einen Aufschluß über mich, der mir um seiner Wahrheit und um Deiner Billigkeit willen sehr willkommen war. Ich darf mir selbst nicht Unrecht thun und von der Entschuldigung Gebrauch machen, womit Du mir entgegen kommst. Meine Freundschaft hat nie gegen Dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen. Ich könnte mich überreden, daß ich Dir aufgehört hätte, etwas zu sein, daß Deine Vorstellungsart und Deine Empfindungsart einen Gang genommen hätten, auf dem sie der meinigen nicht leicht mehr begegneten; aber Du hättest es in der Gewalt, in jedem Augenblicke mein Vertrauen zu Dir und die ganze Harmonie unter uns wiederherzustellen. Lottchen soll Dir selbst sagen, was Du ihr bist, und was Du ihr gewesen bist, seitdem Dein Name zuerst vor ihr genannt wurde."

Und seinem Lottchen schreibt der glückliche Bräutigam bald darauf am 12. Februar — denn Schillers Hochzeit fand erst am 22. Februar statt — in seliger Freude: „Der heutige Tag war glücklich für mich. Briefe von Euch, meine Liebsten, von Karolinen und von Körner,

der sich endlich wieder in den vorigen herzlichen Ton mit mir findet. Wie froh mich diese Wendung macht, kann ich Euch nicht verbergen. Unser aufblühendes Verhältnis ließ mich voriges Jahr seinen Besitz nicht so nahe und lebhaft wie ehemals empfinden, und das schöne Glück, das seitdem vor meiner Seele schwebte, verbarg mir den Verlust, der mir in ihm drohte. Konnte ein Wunsch noch Raum haben in meinem Herzen, da Ihr mein geworden seid? Daß ich ihn nun auch wieder habe, ist mir ein überraschender Gewinn, und ich kann meine schönen Besitzungen jetzt kaum mehr übersehen."

Und Körner ging es nicht anders. Die Freude über den wiedergefundenen Freund, dessen Besitz nach dieser Probe ihm erst recht sicher und unverlierbar zu sein schien, ließ ihn ebenso wie den Freund, seiner anderen Lieben sich um so mehr freuen. Am nächsten Geburtstage seiner Frau begrüßte er sie, wie er es liebte, mit einigen Versen, aber diesmal werden die Verse zu seiner eigenen Überraschung zu einem schwungvollen Gedicht, das ihm wert erschien, auch dem Freunde mitgeteilt zu werden. Das Gedicht, — er nennt es nach dem Versmaß Jamben, wohl nach Stolbergs Vorgang — zeichnet uns am besten das eheliche Glück im Körnerschen Hause und fand um des Inhalts wie um der Ausführung wegen Schillers lebhaften Beifall. Es lautet:

An Minna
den 11. März 1790.

Was ist es, meine Teure, das uns heute
Die Wangen rötet, aus den Blicken strahlt,
Und diesen Tag zu einem Feste weiht?

Ist's nicht die holde Freundin unsrer Jugend,
Die oft verkannte, nie genug geprief'ne
Verschönerin des Lebens — Phantasie?
Ein Tag, den unter allen seinen Brüdern
Ein unvergeßliches Ereignis adelt,
Ein Freudendenkmal auf des Lebens Bahn,
Ist ihr willkommen, und mit reicher Hand
Beut Sie die Schätze der Vergangenheit
Und Zukunft dar, die Gegenwart zu schmücken.

Von einer Höhe schau' ich rings umher —
Es schwelgt mein Blick in blumenreichen Auen,
Die ich an Deiner Hand zuerst betrat.
Ich seh' den Pfad, auf dem wir wallen, sich
Durch diese seligen Gefilde schlängeln
Und ins Unendliche zuletzt verlieren.

Wohl uns, daß für Genüsse dieser Art
Uns nicht der Sinn versagt ist, daß wir nicht
Dem Wurme gleich, der an dem Blatte nagt,
Nur von dem Augenblicke zehren, noch
Aus Feigheit uns des höheren Berufes
Im Angesicht der ungeweihten Klügler
Als eines jugendlichen Spielwerks schämen!
Oft hat mich dieser Mut an Dir entzückt,
Und mehr noch jene liebevolle Schonung,
Mit der Du meine süßen Träume pflegtest.
Durch unwillkommne Wahrheit einen Wahn,
Der harmlos mich ergötzte, zu zerstören,
Schien Dir barbarische Geschäftigkeit.
Ein jeder Keim von Freuden war Dir heilig;
Dir galt es nicht für höhere Kultur,
Nur halb zu leben, seines Daseins Wert
Auf das, was sich mit Händen greifen läßt,
Freiwillig zu beschränken. Nein, ein weiter

Gesichtskreis öffnete sich Deinen Blicken.
Nicht stolze Duldung, ächten Mitgenuß
Las ich in Deiner Seele, wenn Du mich
Bei meinen Idealen überraschtest.
Und wie verdank' ich Dir, was ich empfand,
Wenn mir's gelang in selbstgedachten Welten,
Die ich durchwandelte, Dir zu begegnen.

Laß uns die teure Quelle, die so oft
Uns beide schon erquickte, und aus der
Wir heute wieder neue Labung schöpfen,
Auch heute segnen. Laß der Zauberin
Uns huldigen, durch deren Schöpfungskraft
Der reiche Stoff des Großen und des Schönen,
Den die Natur durchs weite All verstreut,
Zu überirdischen Gestalten sich
Vereinigt. Laß der Freudengeberin
Zu Ehren heute wieder uns den Bund
Erneuern, nie freiwillig unter einer
Kaltherz'gen Klugheit eisern Scepter uns
Zu beugen, nie die güldne Freiheit des
Empfindens und des Dichtens gegen ein
Phantom von Geistesadel zu vertauschen,
Und stets zu wachen, daß dem grämlichen
Vernünftler, oder schadenfrohen Spötter
Es nie gelinge, unsre schöne Welt
In eine Wüste zu verwandeln. Mag
Auch fremder Weisheitsdünkel über uns
Als Kinder lächeln. Jedes Irrlicht täuscht
Uns doch deswegen nicht. Es leuchtet oft
Auch uns der ernsten Wahrheit Fackel, wenn
Auf Felsenpfaden zwischen Dornen wir
Zu einem fernen Ziele klimmen. Nur
Wenn sorglos wir durch liebliche Gebüsche
Auf Blumenwegen wandeln, oder uns

Auf sichern Höhen lagern, wo sich weit
Umher vor unsern Augen die Natur
In ihrer Pracht entfaltet, — nur alsdann
Ist uns ein sanftes Mondenlicht willkommen.
Es schwebt, von ihm geschont, um alles, was
Wir sehn, ein duftger Flor, den scharfen Umriß
Mild zu verschleiern, der uns im Genusse
Unfreundlich an die Endlichkeit erinnert.

Doch halt — die heiligen Mysterien
Entweiht die Sprache. Du verstehst den Blick
Und Händedruck, sowie in meinen Augen
Du heute lesen kannst, was Du mir bist,
Was ich durch Dich geworden, was wir uns
Bis zu dem letzten Hauche bleiben werden.

Das Jahr 1790 brachte Körner noch eine bedeutsame Freude, ein näheres Verhältnis zu Goethe. Schon Ende Juli führte der Graf Geßler den Dichter eines Abends auf Körners Weinberg als Gast ein und Ende September und Anfang Oktober war Goethe wiederum etwa acht Tage in Dresden. Es gelang Körner bald, ihm näher zu kommen, und er fand zu seinem Erstaunen die meisten Berührungspunkte mit Goethe im Kant. Aber auch über Stil und Klassicität und über bildende Künste gab der Dichter manche belehrende Winke. Auch sagte er Körners einige seiner Elegieen her, die Körner als „ausgesprochene Gemälde von Situationen in Rom" bezeichnete. Beide Männer waren sich schon früher einmal begegnet. Als Körners im Jahre 1789 Schiller in Jena besuchten, war Goethe in Eisenach, hörte aber von der Anwesenheit der Töchter seines alten Freundes Stock in Thüringen und ließ sie durch einen Boten bitten, sie sollten ihn erwarten. Nähere Beziehungen mit

Körner hatten sich aber bisher an diese Begegnung nicht geknüpft. Nun aber, nachdem Goethe das Körnersche Haus in Dresden kennen gelernt hatte, sprach er gern und viel und mit Wärme von dem angenehmen Aufenthalte dort. Sehnlichst wünschte Körner eine Wiederholung des persönlichen Verkehrs und hoffte zur Frühlingsmesse auf eine Zusammenkunft mit Schiller und Goethe in Leipzig. Aber seine Hoffnung und sein Plan zerschlug sich. Schiller wurde durch eine schwere Krankheit an der Reise verhindert, und Goethe konnte sich nicht frei machen, schrieb aber am 4. Juni 1791 einen höflichen und freundlichen Absagebrief an Körner und sandte zugleich als Andenken eine kleine von ihm gezeichnete Landschaft mit. Das Verhältnis blieb lange Zeit hindurch zwischen beiden Männern ein freundschaftliches, und wenn der Briefwechsel auch nicht gerade rege war, Schiller vermittelte später viele Grüße und Nachrichten aus Weimar nach Dresden und umgekehrt, und manche persönliche Begegnung erhielt und mehrte die freundschaftlichen Beziehungen Goethes und Körners.

Inzwischen hatte Körners amtliche Stellung eine wesentliche Änderung erfahren. Schon im Anfang des Jahres 1790 meldet er an Schiller, er habe Aussicht Appellationsgerichtsrat zu werden. Die Aussichten wurden allmählich günstiger, aber die Entscheidung ließ auf sich warten. Manche Schwierigkeiten waren zu überwinden und Körner seufzte über die Bitterkeit des Klientenzustandes. Teils zweifelte man an seinem juristischen Fleiße, teils hatte er gefährliche Mitbewerber. Endlich aber siegte er, und am 1. September 1790 konnte ihm Schiller zum „Appellationsrat" gratulieren. Dem teilnehmenden Freunde, der ja die Dresdner

Gesellschaft auch kannte, waren manche Besorgnisse aufgestiegen: „Zwischen den Geschäftsmenschen, den Sackträgern des Staates, und den denkenden Menschen ist selten viel Harmonie zu hoffen, und bei Euch besonders ist es gefährlich, im Ruf zu stehen, daß man etwas höher schätzen könnte, als sein Brotfach. Ich fürchtete wirklich, Deine Liebhaberei für Kunst, und was damit verwandt ist, insofern sie sich in einer gewissen Lauigkeit im Dienst äußerte, würde Dir bei Deiner Bewerbung schaden. Daß dies nicht geschehen ist, muß ich dem vorteilhaften Eindrucke zuschreiben, den Du auf den größeren Teil der dortigen Einflußmenschen machst. Du hast Deinen Rechtshandel offenbar durch Deinen persönlichen Wert gewonnen; denn der Sache nach hättest Du ihn, däucht mir, vor diesen Richtern verlieren müssen. Um so mehr Gewinn und Ehre für Dich." Bald darauf meldet Körner, er sei in sein neues Amt eingeführt, die Arbeit gefalle ihm und er sei mit seiner Lage zufrieden.

IV.

Das Jahr 1791 fing fröhlich an. Ein Brief von Schiller vom 12. Januar brachte zwar Nachricht von einem Krankheitsanfall in Erfurt, derselbe sei aber überstanden. Zugleich meldete der Dichter, daß die Lust zum Dichten wieder in ihm erwacht sei, und sich wieder der Plan zu einem Trauerspiele, und zwar einem historischen, in seinem Kopfe gestalte. Das Freudigste für Körners aber war die Ankündigung eines Besuchs Schillers, seiner Frau, seiner Schwägerin und Schwiegermutter und vielleicht auch der Frau von Stein für den Juli. „Ohnfehlbar" wurde dieser Besuch angemeldet. Aber ach, bald folgten traurige Nachrichten aus Jena. Im Februar, März, April und Mai folgten neue heftige Krankheitsanfälle Schillers, die ihn dem Grabe nahe brachten, und was er selber fühlte und seiner Frau nur nicht aussprechen mochte, sollte sich leider bewahrheiten: Seit dieser Zeit behielt er die Beschwerden des Hustens und öfterer krampfartiger Beklemmungen. Trotzdem blieb sein Gemüt heiter, und sein Mut stärkte sich in

der Gefahr. „Den Dienstag," schreibt er an Körner im Mai, glaubte ich nicht zu überleben; jeden Augenblick fürchtete ich der schrecklichen Mühe des Atemholens zu unterliegen, die Stimme hatte mich schon verlassen und zitternd konnte ich bloß schreiben, was ich gern noch sagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an Dich, die ich jetzt als ein Denkmal dieses traurigen Augenblickes aufbewahre. Mein Geist war heiter, und alles Leiden, was ich in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben. Daß ich mich unendlich gefreut hätte, Dich in diesen Tagen zu sehen, brauch' ich Dir nicht zu sagen."

Körner litt unter der peinlichen Ungewißheit über den Zustand des Freundes hart. Vergebens suchte er sich zu betäuben; der Gedanke an den Freund gewann immer die Oberhand. Erst als er die Aufschrift auf einem Brief von Schillers Hand las, ward ihm wieder wohl. „Jetzt kommt alles darauf an, daß Du durch keine Rücksichten der Welt Dich abhalten läßt, Dich so sehr zu schonen, als es zu Deiner Wiederherstellung nötig ist. Göschen hat mich über Deine ökonomischen Verhältnisse sehr beruhigt. Meine ökonomische Lage ist auch jetzt besser als ehemals, und wenn Du Göschen nicht brauchen willst, so bin ich noch da und schaffe Rat."

Aber Körners Hoffnung, daß Schiller den Sommer zu ihm komme und in Dresden bei ihm eine Zeit der unfreiwilligen Muße verbringe, schlug fehl. „Ich habe mir," schrieb er auf die endgiltige Absage Schillers, „schon manches versagen müssen, — diese Hoffnung aufzugeben, wird mir nicht leicht — aber es soll so sein."

Die erste große Freude nach dem trüben Sommer war für Körner die Geburt eines Sohnes am 23. September. Er erhielt die Namen Karl Theodor, und wurde im Elternhause mit dem ersteren gerufen, bis er später selbst den zweiten sich wählte. Schiller begrüßte ihn als den Stammhalter des Körnerschen Geschlechts. Er starb aber, wie bekannt, als Jüngling lange vor dem Vater; dennoch hat er dem Namen des Körnerschen Geschlechts Ruhm und Dauer gegeben bis in späte Zeit. Und wie denn Freude und Leid selten allein kommen, so hatte jetzt auch Körner das Glück wieder gute Nachrichten von Schiller zu erhalten, ja mehr noch, der Freund arbeitete und dichtete wieder, und Ende des Jahres sandte derselbe noch die freudige Nachricht, daß ihm durch die Güte des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann mit einem Jahresgehalt auf drei Jahre auch die Sorge fürs äußere Leben vorerst abgenommen sei. Jubelnd antwortete Körner: „Unsere Freude kannst Du Dir denken. Jetzt genieße ungestört der Ruhe und Muße, die Dir gewährt ist. Wirf alle Buchhändlerarbeit bei Seite, die Dir nicht Genuß giebt. Lebe für Dich und für die Zukunft. Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück, daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist."

Das nächste Jahr erfüllte den Wunsch beider Freunde: Schiller und seine Frau kamen im April auf mehrere Wochen nach Dresden und wohnten bei Körners. Rührend ist die Vorfreude beider Männer, wie sie wünschen, jeder den andern als den Alten wiederzufinden, und im Bewußtsein der eigenen Umwandlung durch

größere Lebenserfahrung und Selbständigkeit fürchten, sie möchten sich im ersten Augenblicke fremder erscheinen. Und doch sind sie darüber einig, auseinanderkommen können sie nie. Und als nun die schönen Wochen des Zusammenseins vorüber sind, da ist's Körner, als sei alles nur ein schöner Traum gewesen, und er konnte nicht glauben, daß, was wie ein Augenblick vorübergerauscht sei, Wochen gewesen seien. Eine Menge Dinge fallen ihm noch ein, die er Schiller habe sagen, und über die er ihn habe fragen wollen. Und doch wie kurz die Zeit auch war, und wie häufig gestört durch Körners Aktenarbeit und Schillers wiederholte Krampfanfälle, für Körner war das Beisammensein, wie er schreibt, eine Art von geistiger Badekur, ein Pyrmonter, der ihn wieder stärke, wenn er sich durch schofle Nahrung den Magen verdorben habe.

Freilich war ihm solch ein geistiger Pyrmonter auch gerade in dieser Zeit sehr nötig. Sein neues Amt, das ihm anfangs Freudigkeit zur juristischen Arbeit gegeben hatte, befriedigte ihn auf die Dauer doch auch nicht. Schillers neu erwachende Neigung zur Philosophie regte in Körner auch wieder die Lust zu diesem seinem Lieblingsstudium an. Eigentum erschien ihm ein gemeines Bedürfnis der Menschheit, für das tausend andere eben so gut und besser arbeiten könnten, als er. Aber für die dringenderen, höheren Bedürfnisse zu arbeiten, sei Pflicht und Bestimmung für jeden, der sie erkenne und Fähigkeiten in sich fühle, zu ihrer Befriedigung etwas beizutragen. So würde, wie Schiller als Dichter, er vielleicht als Philosoph wirken. Er leistete in seinem Berufe durchaus Befriedigendes, seine Vorgesetzten schätzten ihn hoch und sein Einfluß war nicht gering, aber ihn

befriedigte die Berufsarbeit nicht, und der Drang jeder geistigen Anregung nachzugehen ließ ihn die Pflicht des Tages oft als Störung empfinden. Wie eine spaßhafte Anekdote von einem Schulmeister zu berichten weiß, daß er klagend ausgerufen, mit dem Schulmeistern verplempere man die besten Stunden des Tages, so fühlte Körner oft die Aktenarbeit als eine hemmende Last, die ihn zu seinem höheren Berufe der Schriftstellerei nicht kommen lasse. Dazu deckte das Einkommen nicht seine Ausgaben, und das Kapital mochte er weiterhin nicht mehr verringern, sondern wollte er für seine Frau und Kinder bewahren. Somit lockte ihn auch die Aussicht auf einen Nebenerwerb zur Schriftstellerei, namentlich nachdem ihn die Aussicht auf eine bedeutende Erbschaft durch seinen Onkel Ayrer, für den Augenblick wenigstens, getäuscht hatte. Dreitausend Thaler erhielt er, während er wenigstens auf das Vierfache sich Hoffnung gemacht hatte. Damit zerfiel manches Luftschloß, und wiederum mußte er zur Resignation seine Zuflucht nehmen.

Schwerer als diese Täuschung empfand er einen andersartigen, persönlichen Verlust. Er war mit Huber eng befreundet gewesen und hatte während der Trennung von ihm einen regen Briefwechsel mit dem Verlobten seiner Schwägerin unterhalten. Mehr und mehr aber erhielt er aus Hubers Briefen an sich und Dora den Eindruck, als sei Hubers Liebe zu Dora erkaltet, und die Erfahrung, daß derselbe in der That Dora vergeblich hingehalten und hintergangen hatte, betrübte den Freund in Dresden um seiner selbst wie um Doras willen tief. Der Bruch mit Huber, der bald die geschiedene Frau seines Freundes Forster heiratete, war unvermeidlich; entschlossen sagte ihm Körner weiteren

Verkehr auf, aber es kostete ihm Gewalt, hart und unfreundlich dem alten Freunde gegenüber zu erscheinen und zugleich machte er sich die bittersten Vorwürfe, über sein zu großes Vertrauen auf Huber und seine Leichtgläubigkeit, durch die nun Dora zu leiden habe. Als im Anfang des Jahres 1805 Schiller ihm Hubers Tod meldete, schwand auch bei Körner aller Groll und die Erinnerung an das, was Huber ihm einst gewesen, ließ ihn die Schuld des Freundes vergessen. Seit jenem Treubruche gegen Dora habe Huber freilich ganz außer seiner Welt gelebt, aber auch nicht der kleinsten Feindseligkeit gegen ihn sei er sich bewußt. Nur wenn er auf Dora blickte, die sich nicht verheiratete und ihr Leben lang im Hause der Schwester wohnte, und wenn er ihr gestörtes Lebensglück überdachte, überschlich ihn noch manchmal neben dem Gefühl der Trauer eine fast übergewissenhafte Reue. Dora war anfangs nur schwer zu bewegen an Hubers Untreue zu glauben; dann aber kämpfte sie sich tapfer durch ihren Schmerz und vermochte später als treueste Hausgenossin alle Freude und alles Leid in der Körnerschen Familie wie ihr eigenes mitzuempfinden und alle Bitterkeit zu überwinden. Sie lebte fortan um so emsiger ihrem Talente und inneren Berufe zur Malerei und wußte sich zugleich im Körnerschen Hause bei der Erziehung der Kinder nützlich und fast unentbehrlich zu machen. Auch trug sie durch ihren scharfen Verstand und schlagfertigen Witz nicht wenig zur Belebung der Gesellschaften im Körnerschen Hause bei.

Körners schriftlicher Verkehr mit Schiller war nach dem Besuche desselben in Dresden wieder lebhafter und inniger geworden, und immer mehr gestaltete sich die Teilnahme an den Arbeiten des großen Freundes für

ihn zu seiner liebsten Arbeit und zu seiner geistigen Auffrischung. Als Schiller vom Jahre 1793 ab mit den philosophischen Studien Ernst machte, und an die Stelle seiner historischen Arbeiten nun ästhetische traten, fühlte sich Körner ihm näher gerückt, und glaubte wie ein ebenbürtiger Mitarbeiter an den Arbeiten des Freundes teilnehmen zu dürfen. Die Briefe herüber und hinüber werden mehr und mehr zu philosophischen Abhandlungen, und die Meldungen über die persönlichen Erlebnisse der befreundeten Häuser werden nur kurz am Ende der Briefe in wenigen Zeilen abgethan. Nicht immer werden sie sich in ihren schriftlichen Auseinandersetzungen klar, und manche Mißverständnisse und die Versuche ihrer Lösung hemmen den geraden Fortgang ihrer Untersuchungen. Aber dennoch fühlten im ganzen beide den Genuß und den Vorteil, den ihnen dieser Austausch ihrer Gedanken und Meinungen gab. Wesentlich erhöht noch wurde der Genuß, als Wilhelm von Humboldt als dritter in diesen Freundschaftsbund eintrat und mit lebhafter Freude und eifriger Arbeit auf diesen „Umgang in Ideen" einging, der ihm seiner ganzen Natur nach als der wertvollste und liebste erschien. Humboldt hatte bereits Schiller genauer kennen und lieben gelernt, als er im Spätherbst 1793, zu der Zeit da Schiller seine Reise in seine Heimat Schwaben antrat, nach Dresden kam und dort Körner aufsuchte. Sie gefielen sich gegenseitig, und beide wußten ihrem Freunde Schiller einer über den andern viel Gutes und Anerkennendes zu berichten. War die gemeinsame Liebe und Verehrung zu Schiller der Ausgangspunkt ihrer Freundschaft, so fanden sie jeder im andern doch auch des selbständigen Wertes übergenug, um jeder auch am

andern selbst reichen Genuß zu haben. An Stoff für ihre Gespräche, wie später für ihren Briefwechsel, konnte es ihnen nicht fehlen; denn ihr Interesse richtete sich in gleicher Weise auf die höchsten und fernsten Ziele menschlichen Denkens. Es galt ihnen, eine Kenntnis des Menschen im ganzen Umfang seiner geistigen Entwickelung zu gewinnen und die Prinzipien seiner Bildung in ihrem vollen Zusammenhange zu ergründen. Ihr Ziel war in den ersten ästhetischen Untersuchungen das gleiche, wenn auch die Art ihrer Deduktion gerade entgegengesetzt war. Einig waren beide darüber, daß schön diejenigen Dinge oder Erscheinungen sind, welche ein bestimmtes Wohlgefühl der Seele an ihnen hervorrufen, oder welche der Form des Verstandes entsprechen und jene Form sinnlich gleichsam nur verkörpern. Ging aber Humboldt nun von der Stimmung der Seele aus, welche das Schöne genießt, so suchte Körner in den Gegenständen und Erscheinungen die Merkmale zu bezeichnen, durch welche jenes Wohlgefühl in unsrer Seele hervorgerufen wird. Ohne daß beide zu einem klaren Ausdruck ihrer Ideen über das Schöne gelangten, fühlten sie sich beide lebhaft voneinander angeregt und gefördert, und trotz aller Verschiedenartigkeit ihrer Naturen und Gaben, ihrer Ansichten und Empfindungen, liebten sie sich als verwandte Geister. Schiller erkannte richtig den Punkt heraus, worauf die Verwandtschaft beider beruhe, wenn er schrieb, daß in Humboldts Wesen eine Totalität sei, die man äußerst selten sähe, und die er außer in Humboldt nur in Körner gefunden habe. Als dann Schiller nach seiner Rückkehr aus der Heimat Humboldt in Jena antrifft, und ihm das Herz immer aufgeht, wenn dieser mit Begeisterung von

Körner spreche, da freut er sich auf die Zeit, wann Körner nach Jena komme und die Dreieinigkeit vollende. Ganz so verwirklichte sich dieser Plan zwar nicht, aber wenigstens auf wenige Tage trafen die drei Freunde noch im August des Jahres 1794 in Weißenfels zusammen und freuten sich, wie Schiller sagte, sich doch einmal wieder ins fleischliche Auge sehen zu können, wenn sie ja auch im Geiste sich immer nahe geblieben waren. Der Hauptgegenstand ihrer Besprechung war das neue Journal, die Horen, das Schiller gerade jetzt ins Leben rief, und für das er auf Körner rechnete, der von vornherein zu einem beurteilenden Mitgliede bestimmt wurde. Wie bekannt wurden die Horen das Vehikel, durch welches Schiller sich Goethe näherte, den er dann nach seiner Weise in kurzem eng an sich zu ketten wußte. Damit gewann der ganze Schillersche Kreis eine neue Anregung, und eine neue Bedeutung und Weihe. Denn es war Schiller eigen auch seine Freunde untereinander zusammenzuführen, die eben dadurch, daß sie Freunde Schillers waren, dessen „Element der Gedanke war," auch untereinander viel Berührungspunkte und eine innere Verwandtschaft haben mußten. Eine neue Zeit bricht für die beiden Dichterheroen mit dem Beginne ihrer Freundschaft an, und eine neue, unendlich reiche Zeit zugleich für Humboldt und Körner. Immer reicher, mannigfaltiger und tiefer an geistigem Inhalt werden die Briefe der Freunde, immer reger das Streben, immer voller die Ernte, immer weiter der Blick, immer klarer das Ziel. Wohl hatte Humboldt recht und sprach zugleich aus Körners Seele, wenn er später lange nach Schillers Tode, im Rückblick auf diese Zeit ihm schrieb, daß im Vergleiche zu diesen Tagen

und Jahren des regen Wechselverkehrs das Leben seitdem ihm leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vorkomme.

An einer anderen Stelle schrieb er wiederum im Hinblick auf Schiller: „Es giebt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Teil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über.“ Diese lebendige Erscheinung Schillers aber hat unmittelbarer und mit innigerem Verständnis neben Goethe niemand empfunden als Humboldt und Körner. Man hat Körners Einfluß auf Schiller öfters herabgesetzt und auf seine Kosten Humboldts und Goethes Einfluß erhoben. Es liegt da Richtiges neben Schiefem. Wer wollte bestreiten, daß Goethe und Humboldt geistig bedeutendere Menschen gewesen sind als Körner, und daß dem bestimmenden und fördernden Einflusse nach in dieser Zeit unter den dreien Goethe unzweifelhaft die Palme gebührt? Auch Humboldts Anregung ist, wenigstens einige Jahre hindurch, eine unmittelbarere und so zu sagen befruchtendere gewesen, als diejenige war, die gleichzeitig von Körner ausging. Aber man vergesse auch nicht der früheren Verdienste Körners um Schiller und seiner lebhaften Einwirkung auf ihn während seines Aufenthaltes in Leipzig und Dresden, und jener ruhigen nüchternen Kritik Körners, die den Dichter auch jetzt noch so oft in Körners Briefen erfreute. Rudolf Haym hat nach der Art ihrer Kritik der Schillerschen Schriften seine drei nächsten Freunde geistvoll mit einander verglichen. Nach seinem Urteil ist Körner an rein kritischer Begabung und nüchterner Objektivität dem Freunde Humboldt überlegen gewesen, während dieser durch

Kongenialität dem Dichter näher gestanden habe. „Schillers individuellem Genius," so schließt Haym seine Parallele, „stand Humboldt weitaus am nächsten. Er repräsentierte ihm in der Form des Urteils seinen eigenen Geist, aus dem heraus er schuf. In Goethe war ihm der Genius der Poesie selbst nahe. Durch Körners Urteil endlich war die Nation und das Publikum vertreten." Schiller selbst wußte sehr wohl, was er an jedem der Freunde hatte und empfand den Vollwert jedes derselben nach seiner Eigenart. Er schätzte nicht ab, wer ihm das meiste gelte, er freute sich seines Reichtums und rühmte sich mit Stolz dieses Kleeblatts zusammengehöriger und sich gegenseitig auf das glücklichste ergänzender Freunde.

Man muß die Briefwechsel aus diesem Kreise selbst nachlesen, wenn man sich ein annähernd deutliches Bild von der Lebhaftigkeit des Verkehrs verschaffen will. Alle geistigen Interessen werden miteinander ausgetauscht, jedes Drama, jeder Aufsatz, jedes Gedicht wird oft noch im Entwurf den Freunden zur Begutachtung vorgelegt, und über scheinbar geringfügige Kleinigkeiten wird oft mehrfach hin und her geschrieben. Oft machen die Briefe jedes der Freunde an Schiller erst die Runde bei den andern, bis er, wenn sie an ihn zurückgelangt sind, dann gewissermaßen gleich für drei antwortet. Immer fordert er offene Kritik und wird namentlich nicht müde Körner immer wieder auf die Kritik, wie auf sein eigentliches schriftstellerisches Gebiet, hinzuweisen.

Rezensionen gewöhnlichen Schlages lockten diesen nun freilich gar nicht. Ein leeres Lobpreisen eines Autors oder seines Werkes war ihm in gleicher Weise zuwider, wie jene überweise Krittelei, die von einigen

festen Regeln über die Kategorieen schriftstellerischer Werke ausgehend jedes Kunstwerk nur nach dem Maßstabe der Regelmäßigkeit mißt. Auch er glaubte, daß in gewisser Weise sich der Kritiker über den Künstler stellen dürfe und solle, und daß es eine Kritik mit Begeisterung gebe, wobei man auf den größten Künstler herabsehe. „Der Kritiker wird alsdann Repräsentant der Kunst und erhält seine Würde von ihr, nicht durch sich selbst. Je größer das Talent des Künstlers, desto höher die Forderungen seines Richters. Solche Kritiken sind freilich nicht jedermanns Ding, und wer dazu taugt, mag von lieber selbst etwas schaffen. Aber alle anderen Arten Rezension verwüsten den echten Geschmack, anstatt ihn zu bilden." Autorität also darf dem Kritiker nicht imponieren, aber er soll auch Empfänglichkeit haben für wahren Gehalt, wie und wo er ihn findet. Körners oberster Grundsatz bei der Kritik ist der, daß der Künstler immer die letzte Instanz für das Kunstwerk ist, sobald überhaupt ein bestimmtes Kunstvermögen vorhanden ist. So urteilte er in einem Briefe vom 24. Januar 1810 an den Sohn, so auch später in einem Aufsatze über die deutsche Litteratur, der in Schlegels deutschem Museum vom Jahre 1812 abgedruckt wurde:

„Wer für Poesie überhaupt empfänglich ist, behält eine gewisse Vorliebe für die ersten Eindrücke einer schöneren Jugendzeit. Seinen damaligen Lieblingen bleibt er in der Regel getreu durch das ganze Leben. Er verlangt nach etwas Ähnlichem, und es giebt ihm ein unbehagliches Gefühl, wenn er unter den Werken seiner Zeitgenossen vergebens darnach sich umsieht. Ein Schritt weiter, und es entsteht Geringschätzung gegen alles, was mit der Theorie nicht übereinstimmt, die er nach seiner individuellen Neigung sich bildete."

„Aber das unermeßliche Reich der Kunst darf nicht durch einseitige Ansichten beschränkt werden. Nicht Autoritäten sind es, denen sich der freie Geist unterwerfen soll, sondern Gesetze, die die Bedingungen enthalten, unter denen allein seiner Aufgabe Genüge geschehen kann. Und diese Gesetze — sollen noch erst gefunden werden. Bis dahin wollen wir uns doch nicht über jedes Kunstwerk ereifern, das anders ausfällt, als wir es bestellt haben würden. Wir wollen jedes einzelne Kunstvermögen ehren, auch wenn es nicht mit allen übrigen denkbaren Vorzügen verbunden ist, und den Sinn für jede Art von Verdienst immer rege in uns zu erhalten suchen, damit keine von den freundlichen Gaben, die der Dichter uns darbietet, für uns verloren sei."

Man sieht Körner war kein Ketzerrichter in dem Sinne, wie Schiller sie in Deutschland nur allzu zahlreich vorhanden glaubte. Er klagte einmal in einem Briefe an Körner, daß es im Charakter der Deutschen liege, daß ihnen alles gleich fest werde, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müßten. „Deswegen gereichen ihnen," so fährt er fort, „selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erkärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunst über allen Werken ist."

Darum aber hielt Körner die wahre Kritik dennoch keineswegs für überflüssig, und unbedingte Nachsicht keineswegs für geboten. Nur stellte er an den Kritiker hohe Forderungen vielseitiger Ausbildung. „Die Kritik," bemerkt er treffend in einem Aufsatz über das Lustspiel,

„kann durch Nachsicht gegen irgend ein Übermaß fehlen, aber auch durch Mangel an Schonung gegen echten Gehalt. Nicht in den Treibhäusern der abstrakten Spekulation, sondern unter dem günstigen Himmelsstriche einer schönen Wirklichkeit gedeihen die Ideale der Kunst, wenn auf der einen Seite die Thätigkeit des Genies sich immer mehr erhöht und vervielfältigt, und auf der andern bei seinen Zeitgenossen die Schranken der Empfänglichkeit sich immer mehr erweitern. Ein verfeinerter und vielseitig ausgebildeter Kunstsinn, der mit den Schätzen aller Nationen und Zeitalter vertraut ist und den Namen des echten Geschmacks verdient, erzeugt Forderungen, die der bessere Künstler nicht abweisen darf."

In solchem Geiste nun übte Körner Kritik an Schillers Werken, so wie sie ihm nacheinander meist noch im Manuskript unmittelbar nach ihrer Vollendung mitgeteilt wurden. Namentlich seit dem Jahre 1795 d. h. seit dem Beginne der Horen gewinnen Körners Briefe mehr und mehr das Ansehen von Kritiken, und nur wenige kleinere Gedichte werden sich etwa finden, über die nicht eine kritische Anmerkung in den Briefen zu finden wäre. Allmählich dehnt sich diese kritische Begutachtung auch auf die Werke Goethes und immer mehrerer Schriftsteller aus, und namentlich werden die Mitarbeiter der Horen und der Schillerschen Musenalmanache alle ohne Unterschied vor Körners Forum gezogen. Über jeden Jahrgang des Musenalmanachs hat Körner eine ausführliche Recension nur für Schiller und Goethe ausgearbeitet und die meist kurzen aber treffenden Urteile sind nicht nur im großen und ganzen das Beste, das überhaupt über diese Poesieen bis auf den heutigen Tag bemerkt ist, sondern sie sind auch in ihrer Klarheit

gerabezu eine vortreffliche Vorschule der Aesthetik und wohl geeignet auch in dem Laien ein festes ästhetisches Feingefühl auszubilden. Mit Recht haben daher die neueren Kommentatoren Schillers den Körnerschen Kritiken eine eingehende Beachtung geschenkt. Dabei bewundert Schiller die Sagacität, mit welcher Körner den Autor anonym erschienener Aufsätze und Gedichte aufzuspüren wußte. Interessant ist in dieser Beziehung besonders auch seine Anmerkung zu dem Roman „Agnes von Lilien", der bekanntlich von vielen Zeitgenossen und namentlich von dem Schlegelschen Kreise mit größter Bestimmtheit Goethe zugeschrieben wurde. Er war, wie bekannt, von Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen verfaßt und Schiller hatte ihn in der Form etwas überarbeitet, soweit er wenigstens eine gewisse Manier in der Sprache und eine zu große Weitläufigkeit durch Wegstreichen bessern konnte. Da schreibt nun Körner: „Agnes von Lilien ist gewiß das Produkt eines guten Kopfes. Es ist eine Zartheit darin, die mich fast auf eine weibliche Verfasserin raten macht. Hier und da finde ich noch ein gewisses Streben nach Putz, der nachher angefügt zu sein scheint, und woran man gewöhnlich den Anfänger erkennt. Nur der Meister wagt es, in einfacher Tracht zu erscheinen." Und bald darauf schreibt er wieder: „Wir haben ein Exemplar vom 12. Stück der Horen gesehen und sind sehr auf die Fortsetzung von Agnes von Lilien gespannt. Über den Verfasser wird oft unter uns gestritten. Minna hatte eine Idee, daß es von Dir sein könnte. Ganz unwahrscheinlich ist der Gedanke nicht, nur zweifle ich, daß Du Dir die Mühe machen würdest, eine Maske so lange zu tragen. Denn zur Zeit ist von Deiner Manier keine

Spur. Die zweite Lieferung hat, däucht mich, mannigfaltigeren Gehalt als die erste und ich weiß gar nicht mehr zu raten. Daß es die Arbeit eines vorzüglichen Kopfes ist, bin ich überzeugt, aber gegen Goethe wollte ich wetten. Es fehlt noch eine gewisse Einfachheit in der Behandlung. Auch hat das Ganze das Ansehen eines Pendants zum Meister, und Goethe hat noch nie zwei ganz ähnliche Werke aufeinander folgen lassen. Solche treffende Züge in der Charakterdarstellung, die einen tieferen Blick verraten und woran man Dich oder Goethe erkennen würde, findet man eben nicht. Der Stil ist fließend und in der zweiten Lieferung weniger geputzt. Kurz ich verzeihe es diesmal der Schlegelschen Familie, wenn sie vom Teufel der Neugier übel geplagt werden."

Man sieht, wie aufmerksam Körner zu lesen verstand, und wie thätig sein Geist mitten im Genusse des Lesens war. Und dieses produktive Verhalten Körners beim Lesen hob Goethe als besonders wertvoll hervor. In Bezug auf eine der Almanachskritiken schrieb er an Schiller: „Recht vielen Dank für den überschickten Körnerschen Brief. Eine so wahrhaft freundschaftliche und doch so kritisch motivierte Teilnahme ist eine seltene Erscheinung. Grüßen Sie den Freund recht vielmals und danken Sie ihm auch von mir." Auch wünschte er sehr, zu erfahren, was Körner über seinen Roman Wilhelm Meister sagen werde. Und als nun Körner eine Kritik des Meister an Schiller geschrieben, und dieser den Brief an Goethe gesandt hatte mit dem Bemerken, daß der Brief sehr viel Schönes und Gutes enthalte, so daß Schiller wünsche ihn in die Horen einzurücken, da antwortet Goethe: „Der Körnersche Brief

hat mir viel Freude gemacht, um so mehr, als er mich in einer entschieden ästhetischen Einsamkeit antraf. Die Klarheit und Freiheit, womit er seinen Gegenstand übersieht, ist wirklich bewundernswert; er schwebt über dem Ganzen, übersieht die Teile mit Eigenheit und Freiheit, nimmt bald da bald dort einen Beleg zu seinem Urteil heraus, decomponiert das Werk, um es nach seiner Art wieder zusammenzustellen, und bringt lieber das, was die Einheit stört, die er sucht oder findet, für diesmal beiseite, als daß er, wie gewöhnlich die Leser thun, sich erst dabei aufhalten oder gar recht darauf lehnen sollte. Die unterstrichene Stelle hat mir besonders wohlgethan, da ich besonders auf diesen Punkt eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet habe, und nach meinem Gefühl dieses der Hauptfaden sein mußte, der im stillen alles zusammenhält und ohne den kein Roman etwas wert sein kann. Bei diesem Aufsatz ist es aber überhaupt sehr auffallend, daß sich der Leser produktiv verhalten muß, wenn er an irgend einer Produktion teilnehmen will. Von den passiven Teilnahmen habe ich leider schon die betrübtesten Beispiele wieder erlebt, und es ist nur immer eine Wiederholung des Refrains: Ich kann's zu Kopf nicht bringen! Freilich faßt der Kopf kein Kunstprodukt als nur in Gesellschaft mit dem Herzen."

Die Körnersche Kritik des Wilhelm Meister ist, wenn sie auch in seiner nüchternen und knappen Weise geschrieben ist, dennoch zu lang, als daß sie hier mitgeteilt werden könnte. Um aber doch wenigstens eine Probe für seine dekomponierende Art der Kritik zu geben, wähle ich ein kürzeres Beispiel, sein Urteil über den

Kampf mit dem Drachen in der Kritik des Almanachs für 1799:

„Im Kampf mit dem Drachen bemerke ich außer der lebendigen Darstellung, die er mit ähnlichen Produkten unter Deinen Gedichten gemein hat, eine besondere epische Kunst in der Anordnung, um die vorgesetzte Wirkung aufs vollkommenste zu erreichen. Die Selbstüberwindung des Siegers sollte ins glänzendste Licht gestellt werden. Für die Gefahr des Kampfes sollte man sich nicht interessieren, und diese ist's immer was zuerst die Aufmerksamkeit fesselt. Daher ist der Kampf schon vollendet, wenn das Gedicht anhebt, und wir erwarten nun seinen Lohn. Statt dessen hören wir Vorwürfe von einem Manne, der uns doch Achtung abnötigt. Dies versetzt uns auf einmal aus der sinnlichen Welt in die moralische. In dieser soll nun die That des Helden geprüft werden. Und wie erscheint sie? Nicht als ein gelungenes Wagstück eines unbesonnenen Jünglings, in einer raschen Aufwallung beschlossen und ausgeführt, nein, als das Werk des reinsten Wohlwollens, der ruhigsten Aufopferung, der festesten Beharrlichkeit bei aller Kenntnis der Gefahr. Ein solches Werk, mit der edelsten Begeisterung unternommen, und mit unerschütterlicher Geduld Monate lang vorbereitet, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet. Unser Gefühl sträubt sich gegen dieses Urteil, aber die Würde der Pflicht verklärt den Großmeister in unseren Augen. Wir glauben ein höheres Wesen zu hören, unterwerfen uns mit dem Ritter zugleich, und freuen uns, daß ihm verziehen wird. Die Länge der Stanzen verbunden mit der Kürze der Zeilen ist ein passender Rhythmus zu dem einfach

feierlichen Gange der Erzählung, die ohne äußeren Pomp mit ruhigem Ernste einherschreitet."

Ich möchte in der Anerkennung und dem Rühmen Körners nicht zu weit gehen, wie es dem immer leicht widerfährt, der die Verdienste eines Mannes hervorheben will, die nicht so auf der Oberfläche liegen, daß sie ganz für sich selbst sprächen. Weiß ich doch, daß auch weniger zutreffende Urteile Körners hier und da in dem Briefwechsel mit unterlaufen, und einige so allgemein gehalten sind, daß sie fast seicht erscheinen. So mag ich auch Zelters Tadel nicht verschweigen, der, als er in einem Briefe Schillers an Goethe das Citat aus einem Körnerschen Briefe fand: Hermann und Dorothea sei unter die besten Goetheschen Werke zu rechnen, sich über solchen Gemeinplatz heftig ärgerte, und auf gut derb Zeltersche Weise dagegen sogleich mit grobem Geschütze losdonnerte: „Ich weiß wohl, daß man nicht alle Tage goldne Worte reden und in freundschaftlichen Briefen federlesen kann; wenn aber einer, der sich was wissen will, solch ein vornehmes Nichts an einen Freund wie Schiller hinschreiben kann, so sollte man denken, Schiller habe an seinem Freunde ganz etwas anderes geliebt als seine — Gedanken; wenn die abgehungerte Phrase nicht gar eine Schmeichelei für Schiller sein soll. Er ist aber mein Rat und damit gut, aber verdrießlich."

Körners Urteil in diesem Falle ist freilich ein sehr allgemeines, und will man es mit Zelter eine „abgehungerte Phrase" nennen, so mag auch das gelten; aber die Unterschiebung unedler Beweggründe wie der Schmeichelei würde Zelter, das bin ich gewiß, sich nicht gestattet haben, wenn er schon den Schiller-Körnerschen

Briefwechsel gekannt hätte, und auch die Bemerkung trifft nicht zu, daß Körner sich mit diesem seinem Urteile habe etwas wissen wollen. Vielmehr sagt Körner ausdrücklich, daß er das Werk Goethes nur eben gelesen, aber noch nicht studiert habe, und nur das eine erscheine ihm schon unstreitig, daß es unter Goethes Werke ersten Ranges gehöre.

Schiller und Goethe wußten jedenfalls Körners Gedanken im allgemeinen wohl zu würdigen und haben sich häufig an seinem Beifall gestärkt und erfreut. Schiller namentlich fühlte geradezu das Bedürfnis, den Eindruck zu erfahren, den seine Geistesprodukte auf andere edle Seelen ausübten, und durch der Freunde stärkenden Zuspruch wurde er zu neuer Schaffenslust angeregt. Stets war er nach der Vollendung eines neuen Gedichts oder einer neuen philosophischen Arbeit in Spannung, wie Körner dieselbe aufnehmen werde. An ihn dachte er gern, wenn er dichtete und es gehörte immer zu seinen besten Freuden, wenn er wieder eine neue Arbeit an den Freund einpacken konnte. Körner fehlte ihm oft, zumal so oft er mit Humboldt und Goethe im persönlichen Verkehr genußreiche Stunden verlebte, und gegenüber den vielen tauben und hohlen Verhältnissen, mit denen man sich im Leben herumschleppe, und die man je eher je lieber wieder fallen lasse, schien ihm ihr gegenseitiges Verhältnis durch innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Teil ihrer Existenz geworden zu sein; und Körners Kritiken, schreibt er, seien ihm immer ein rechter Schmaus und erhielten ihn auf guter Bahn. Kurz Körners Briefe übten auf Schiller ganz den Einfluß aus, den sich Körner von der Schillerschen Kritik des Wilhelm Meister auf Goethe

versprach: Um Goethes willen, schrieb er, sei Schillers Beurteilung ihm lieb; „denn um uns Werke von solchem Umfange zu liefern, bedarf er einer Aufmunterung. Für den deutschen Dichter giebt es keine Hauptstadt. Sein Publikum ist zerstreut und besteht aus einzelnen Köpfen, die seinen Wert zu schätzen wissen, aber deren Stimme selten laut wird. Die unsichtbare Kirche bedarf eines Repräsentanten, sonst glaubt der Dichter in einer Wüste zu sein.“ Und Goethe, an den Schiller, wie auch an Humboldt, oft die Körnerschen Briefe zum Mitgenusse sandte, erkannte die fördernde Kraft eines solchen Freundes an und schrieb mit Bezugnahme auf Körners und Humboldts Äußerungen über den Wilhelm Meister: „Es ist doch sehr tröstlich solche teilnehmenden Freunde und Nachbarn zu haben; aus meinem eigenen Kreise ist mir noch nichts dergleichen zugekommen.“ Auch später blieb sich Goethe stets bewußt, daß er seinem Bunde mit Schiller zugleich auch die reiche Anregung durch die Schillerschen Freunde zu verdanken gehabt.

Und wie Schiller und Goethe ihre neu entstandenen Werke gern Körner schickten, so gab es für diesen keine höhere Freude als den Empfang einer solchen Sendung. Mit wahrem Heißhunger fiel er darüber her, legte möglichst alles bei Seite, was ihn im ruhigen Genuß irgend stören konnte, las das Werk wieder und wieder, freute sich, es den seinigen und auserwählten Freunden vorlesen zu können, studierte dann auch wohl die Quellen und suchte sich bis auf die kleinste Einzelheit mit dem Werke vertraut zu machen. Eine solche Zeit war für ihn stets eine Festzeit, und selig wie ein Kind schwelgte er im Genusse der Gegenwart. Wie freute es ihn, als bei der Vorlesung des Tell mit verteilten Rollen

zum ersten Male auch schon seine beiden Kinder an einem solchen Feste in seinem Hause teilnehmen konnten, und wie drängte es ihn dann, im nächsten Briefe den Dank für solchen Genuß dem Freunde aus vollem Herzen zu sagen! Da war erfüllt, was einst Schiller dem Freunde am Anfange ihrer Freundschaft geschrieben hatte: „Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du?"

Körners Briefe an Schiller sind ohne Zweifel das Wertvollste und Beste, was er geschrieben, und im Vergleiche zu ihnen treten seine eigentlichen schriftstellerischen Arbeiten in den Hintergrund. Dennoch gebühren auch ihnen hier noch einige Worte. Wie früher, so gilt auch für diese Zeit, daß nur die wenigsten Pläne zur Reife und Ausführung gelangten. Für den vierten und letzten Band der neuen Thalia von Schiller steuerte er „Ideen über Deklamation" bei, die Horen brachten von ihm im Jahre 1795 die Abhandlung über Charakterdarstellung in der Musik, und in Schillers historischem Kalender für Damen auf das Jahr 1792 war die Biographie Oxenstiernas von Körner verfaßt. Dazu entstand 1802 ein Aufsatz über Geist und Esprit, der erst sechs Jahre später gedruckt wurde. Nimmt man noch den ausführlichen Plan zu einer Oper „Alfred" hinzu, so hat man den spärlichen Gesamtertrag seiner Schriftstellerei vom Anfange der neunziger Jahre bis zu Schillers Tode hin. Gearbeitet hatte er allerdings noch mancherlei und zu manchem unausgeführt gebliebenen Plane umfassende Vorstudien gemacht. Wichtiger noch, als alle diese Aufsätze erscheint mir eine amtliche Arbeit, die er im Jahre 1792 im Auftrage seines Präsidenten über die Grenzen der Preßfreiheit ausgeführt hatte. Sie erschien ihm

noch nach zwanzig Jahren, als er einen Sammelband politischer Aufsätze veranstaltete, des Abdruckes würdig und enthält Gedanken, die noch heute Beachtung verdienen. Seine Meinung faßt er kurz in folgenden Worten in dem Briefe an Schiller vom 2. März 1792 zusammen: „Übrigens bin ich auch von gewissen Grenzen der schriftstellerischen Freiheit überzeugt; nur glaube ich nicht, daß die durch gesetzlichen Zwang, sondern durch Veredlung des Geschmacks bewirkt werden müssen. Zerstören ist ein unwürdiges Geschäft für ausgezeichnete Kräfte, so lange es noch irgend etwas zu schaffen giebt. Daher die Achtung vor jedem Keime des Lebens in Kopf und Herzen die nach meinen Begriffen zu einem menschlichen Ideale gehört, daher eine weise Schonung gegen Meinungen, Empfindungen, Einrichtungen u. s. w., die einen Keim von Menschenwert enthalten, der einer Entwickelung würdig ist.“

In der Arbeit selbst geht Körner davon aus, daß der Schriftsteller sich entweder gegen den Staat im ganzen oder gegen einzelne Personen vergehen könne. Das Bestehen des Staates gründe sich auf drei Hauptpfeiler: Die obrigkeitliche Gewalt, die Religion und die Sitten. Über alle drei müsse eine freimütige Untersuchung und Kritik freigegeben sein, und sie könne freigegeben werden, wenn nur der Ton der Besprechung Achtung vor der Obrigkeit und Religion überhaupt zeige, und das Laster als Laster nicht verteidigt oder empfohlen werde. Bleibe diese Achtung vor der Religion, der Sittlichkeit und der Obrigkeit im ganzen gewahrt, so sei die Kritik im einzelnen über obrigkeitliche Personen als solche und ihre Dekrete, sowie über religiöse Institutionen, Gebräuche und Satzungen, und die Betrachtung selbst

unsittlicher Verhältnisse nicht zu fürchten, vielmehr ein notwendiges Mittel, um den Patriotismus, die Religiosität und die echte Sittlichkeit lebendig zu erhalten.

„Was im Vorhergehenden," fährt Körner fort, „über die Bedenklichkeiten bei zu großer Einschränkung der schriftstellerischen Freiheit bemerkt worden ist, dürfte auf die Vergehungen gegen einzelne Personen weniger Anwendung leiden. Der einzelne Mensch scheint nur in Ansehung seines öffentlichen Charakters ein Gegenstand der öffentlichen Prüfung zu sein. Über die Art seiner Wirksamkeit als Staatsbeamter, als Volkslehrer, als Schriftsteller, als Sektenstifter, als thätiges Mitglied geheimer Gesellschaften, als Unternehmer eines wichtigen und viel umfassenden Geschäfts und dergleichen kann eine freimütige Erörterung nach Beschaffenheit der Umstände für ein größeres oder kleineres Publikum nützlich sein. Auch können die mißbilligenden Urteile über eine Person, insofern sie sich blos auf den Erfolg oder den Wert einer gewissen öffentlichen Wirksamkeit einschränken, nicht mit Injurien in eine Klasse gesetzt werden. Allein was den Gebrauch der Schriftstellerei zu ehrenrührigen Äußerungen über die Gesinnungen oder das Privatleben einzelner Menschen betrifft, dürfte sich wider ein gänzliches Verbot nichts Erhebliches einwenden lassen. Gesetzt daß auch wirkliche Thatsachen durch diese Art von Publicität bekannt gemacht werden, so ist dies im ganzen genommen eine unfruchtbare Belehrung, und die Ausbreitung einer Wahrheit, die an sich keinen Wert hat, vergütet das Unheil nicht, das die Zerstörung eines guten Namens anrichtet. Und je häufiger die Beispiele sind, daß der Vorwand, das Laster zu entlarven, zur Befriedigung des Neides, der Nachsucht und der Schadenfreude gemißbraucht

wird, desto sorgfältigere Wachsamkeit wird von Seiten der Obrigkeit erfordert, um die Ehre jedes Staatsmitglieds so lange, bis er sich nicht durch erwiesene Verbrechen derselben verlustig gemacht hat, gegen jeden unbesonnenen oder boshaften Angriff zu schützen. Nur als Strafe oder Warnung kann die Bekanntmachung schändlicher Handlungen heilsam sein, aber es wäre höchst gefährlich, den Gebrauch dieses Mittels der Willkür einer jeden Privatperson zu überlassen. In einem wohlgeordneten Staate ist keine Strafe ohne vorgängige unparteiische, genaue und vollständige Untersuchung durch verpflichtete Richter gedenkbar, und nur die Obrigkeit hat die Mittel in Händen, um hinlängliche Erkundigungen zur Entscheidung der Frage einzuziehen, ob die Ehre und die damit verbundene bürgerliche Existenz eines Menschen noch einige Schonung verdiene, oder ob eine dringende Veranlassung, das Publikum vor ihm zu warnen, vorhanden sei."

Der Aufsatz fand den vollen Beifall des Vorgesetzten, der ihn mit Körners Bewilligung zu den Akten nehmen ließ, wodurch er auch dem Kurfürsten vor Augen kommen mußte.

Schillers und Goethes erhöhte Dichterthätigkeit gab ihrem Dresdener Freunde auch von neuem mehrfach Anlaß, einzelne Lieder und Balladen derselben zu komponieren. Außer Amaliens Lied aus den Räubern hat er sicherlich von Schillerschen Gedichten noch komponiert: Das Lied an die Freude, Triumph der Liebe, Hymne, Der Tanz, Das Mädchen aus der Fremde, Die Dithyrambe, Das Reiterlied aus Wallensteins Lager, Die vier Weltalter und An die Freunde. Von Goethe komponierte er ein Lied aus dem Wilhelm Meister und von Herder Die

Nachtigall. In seinem Hause trieb Körner viel Musik, namentlich nachdem die Kinder herangewachsen waren. Minna fand Gefallen am Spiel auf der Guitarre. Körner besuchte gern musikalische Gesellschaften und Konzerte und verkehrte gern und viel mit dem Musiker Naumann. Eine große Freude war es ihm, als Zelter ihn auf Schillers Empfehlung hin im Jahre 1803 besuchte.

„Geist und Charakter," so urteilte er über ihn, „ist an ihm nicht zu verkennen, nur scheint mir seine musikalische Ausbildung zu einseitig. Für die Produktion mag eine solche Bestimmtheit gute Folgen haben, aber für die Unterhaltung über Kunst vermißt man nicht selten die Grazien. Bei ihm gilt nichts als Fasch, Händel, Bach und einige wenige. Ich denke mir aber das Reich der Tonkunst weit größer, wo es für viele andere noch Raum giebt. Über manches treffliche Talent, wofür es ihm vielleicht an Feinheit des Sinnes fehlt, urteilt er auf eine wegwerfende Art, und manches, was er vorzüglich schätzt, kommt mir wie ein musikalisches Rechnungsexempel vor. Zelter selbst müßte einen großen Teil seiner eigenen Arbeiten verachten, und gerade solche, die ihm sehr zum Verdienst gereichen, wenn er konsequent wäre. Kurz ich würde mich oft mit ihm streiten, wenn wir zusammen lebten, ungeachtet ich ihn gewiß sehr hoch schätze."

Trotz der verschiedenen Ansichten suchte er den Verkehr mit Zelter brieflich fortzusetzen. Wenige Tage nach der ersten Zusammenkunft schrieb er an denselben, wahrscheinlich noch nach Dresden selbst:

„Durch das gestrige Wetter haben wir wahrscheinlicher Weise das Vergnügen eingebüßt, Sie auf dem Weinberge zu sehen. Über Fasch hätte ich gern noch

mit Ihnen gesprochen und habe kaum Hoffnung dazu, wenn ihre Abreise noch auf morgen festgesetzt bleibt. Für die Mitteilung Ihrer Biographie bin ich sehr dankbar. Der Ton ist einfach und männlich mit verborgener aber unverkennbarer Wärme, so wie es einem wackern deutschen Künstler ziemt."

„Fasch, als Künstler und Mensch, ist eine merkwürdige und interessante Erscheinung. Durch Ihre genaue Verbindung mit diesem Manne und durch Ihre sehr natürliche Anhänglichkeit an ihn, wird mir manches in Ihrer eigenen Denkart begreiflich, was mich anfänglich überraschte. Über manches, was ich in den ersten Tagen ruhig anhörte, um Sie genauer kennen zu lernen, würde es künftig Streit unter uns geben, wenn wir beisammen lebten. Von mancher Behauptung würde ich mir einen Beweis ausbitten, mancher Meinung würde ich vielleicht eine andere Meinung entgegensetzen."

„Halten Sie mich indessen nicht für einen Verfechter eines gewissen weichlichen Geschmacks, der bloß darauf ausgeht, das Ohr zu kitzeln, ohne Geist und Herz zu befriedigen. Ernst und Anstrengung fordere auch ich von dem Künstler, und weh' ihm, wenn er in der Periode seiner Bildung irgend eine Schwierigkeit fürchtet. Aber es giebt auch in der Musik Schwierigkeiten, die bloß zum Gerüste und zu den Vorübungen der Kunst gehören. Selbst das Erhabene liegt nicht bloß im Gebiet des Schwierigen, noch weniger das Schöne und die Grazie. Manche schulgerechte Fuge hat daher nach meiner Überzeugung weniger Kunstwert, als Ihre Komposition von: Tom saß am wallenden See. Darstellung der Seele ist für mich das Wesentliche der Kunst, und wo diese nicht — vernehmlich für ein menschliches Ohr — aus einem

musikalischen Werke hervorgeht, sehe ich nichts als ein Gebäude von Noten für den Verstand des Partiturlesers."

„Sie erhalten hierbei Ihre Komposition des Gedichts: Die Sänger der Vorwelt, Schillers neuste Produkte und Vossens Metrik mit verbindlichstem Danke zurück. Die Komposition habe ich noch nicht abschreiben lassen können. Sie würden mich verbinden, wenn Sie eine Abschrift davon mir zuschicken oder Parthey für mich zustellen wollten. Die Gerichtsordnung haben Sie die Güte an Parthey abzugeben. Ich schreibe ihm selbst."

„Ist es Ihnen möglich, so besuchen Sie uns noch vor Ihrer Abreise auf dem Weinberg."

„Körner."

Der Brief ist undatiert und ich weiß nicht, ob er den Adressaten noch in Dresden traf. Aber Zelter scheint das Körnersche Haus in freundlichem Andenken behalten zu haben. Er antwortete bald und sandte seine neusten Kompositionen mit. Sein Brief liegt mir leider nicht vor. Wohl aber Körners ausführliche Antwort, die seine musikalischen Ansichten noch ausführlicher darlegt, als der vorige Brief. Er schrieb:

„Dresden am 27. Sept. 1803."

„Ihre neuen Lieder waren mir und den meinigen ein sehr angenehmes Geschenk, und wir freuen uns alle Ihres freundschaftlichen Andenkens. In Ihrem Briefe ist vieles mir aus der Seele geschrieben, besonders, was Sie über die Würde und Selbständigkeit der Kunst äußern. Überhaupt ehre ich den Eifer, mit dem Sie auf Ihrer Bahn fortschreiten, und Ihre treue Anhäng-

lichkeit an das, was Sie lieben. Auch glaube ich gern, daß unsre Meinungen im wesentlichen weniger voneinander unterschieden sind, als es anfänglich schien. Ich möchte von Ihnen nicht mißverstanden werden, und gleichwohl muß ich dies aus manchen Stellen Ihres Briefes vermuten. Erlauben Sie mir also noch ein paar Worte über meine Ansicht der Tonkunst."

„Solange es noch keine allgemein geltende Gesetze der Kunst giebt, muß jeder, der etwas darüber sagen will, zu Begründung seiner Meinung eine weit ausholende Philosophie vorausschicken. Dies ist auch der Fall bei der Musik. Bis Sie eine befriedigende Theorie geschrieben haben, oder mir eine vorhandene aufweisen, respektiere ich auch hier keine Autoritäten."

„Ein einzelner Ton, der bestimmt, und rein von tonlosem Geräusch ist, erfreut das Ohr, so wie eine Blume das Auge. Die Blume wird zum Kranz, wenn die Töne in einer Reihe auf einander folgen, worin das Mannigfaltige geordnet und durch ein gemeinschaftliches Band verknüpft ist. Eine solche Reihe steht, so wie jede Zusammensetzung eines Ganzen aus Kunstelementen, unter den Gesetzen der Einheit und des Kontrasts."

„Einen höheren Wert erhält dies Ganze, wenn es zur Seele spricht. Hierzu gehört Bedeutung, und ein Kunstwerk wird bedeutend durch Darstellung. Das Darstellungswürdige der Musik ist in der Geisterwelt; durch Nachahmung eines Geräusches wird sie entweiht."

„Die Darstellung wird vollständiger, bestimmter und kräftiger durch Rhythmus, den die Musik mit Poesie und Tanz gemein hat, und dessen Theorie noch lange nicht hinlänglich bearbeitet ist."

„Durch Rhythmus und Melodie ist der Musik schon eine unendliche Sphäre gegeben, in der sie für eine einzelne Stimme schöne, tönende Formen mit Bedeutung verbinden kann.“

„Die Forderungen der Kunst steigen, es sollen mehrere Stimmen sich zu einem gleichzeitigen Ganzen vereinigen, und es entsteht Harmonie. Hier sind zwei Arten der Behandlung möglich. Es ist entweder eine Melodie, die aus einer Reihe von Accorden, so wie aus einzelnen Tönen besteht, indem jeder Accord in dem ersten Momente des dunkeln Gefühls als ein einzelner Ton von stärkerer Wirkung gehört wird, und wir nur durch gespanntere Aufmerksamkeit Unterschiede darin wahrnehmen; oder mehrere unter sich verschiedene Melodieen schreiten nebeneinander fort und gruppieren sich zu einem Ganzen. Die letzte Art der Behandlung ist besonders für ein Zeitalter anziehend, in welchem die Kunst mehr nach Reichtum strebt und sich von dem Einfachen entfernt. Dem ungeübten Ohr wird dies Mannigfaltige zum Chaos; aber es giebt auch eine Grenze, wo selbst ein geübtes Ohr in dem Übermaß des Mannigfaltigen nur Verwirrung findet. Das Auge muß alsdann dem Ohre zu Hilfe kommen, und man verehrt die Partitur einer Musik, die für ein menschliches Gehör nicht vernehmlich war.“

„Der Accord ist die höhere Potenz des Tones. Wie in dem Tone sich einzelne Elemente des Schalles auf einem Punkte der Tonleiter vereinigen, so in dem Accorde einzelne Töne zu einem Ganzen von bestimmter, hörbarer Organisation. Daher die mächtige Wirkung einer Melodie, die aus einer Reihe von solchen Accorden besteht, wie ein Choral.“

„Die Musik verdankt der Harmonie eine größere Würde und Pracht und ein vielfältigeres Leben. Ein Volk spricht durch die Fuge und in der scheinbaren Unordnung herrscht ein Geist, der die ganze Masse beseelt. In den begleitenden Stimmen der Hauptmelodie versinnlicht sich die lebendige Welt, die das dargestellte Wesen umgiebt. In den schmelzenden Tönen der Blasinstrumente glaubt man die Stimme eines Schutzgeistes zu vernehmen. Kurz durch den Kontrapunkt öffnet sich für das wahre Talent ein weites Feld und der Weg zum höchsten Gipfel der Kunst."

„Aber hier war es auch, wo man sehr bald auf Abwege geriet. Die Bestandteile des musikalischen Kunstwerks mußten nicht nur gehaltvoll, sondern auch weislich verknüpft sein, wenn die höchste Wirkung des Ganzen erreicht werden sollte. Aber bald wurde das Mittel zum Zweck, die Verknüpfung zur Hauptsache. In der Verbindung des Ungleichartigen, in neuen überraschenden Zusammenstellungen, in der Gewandtheit, sich unter den Fesseln der Regel frei zu bewegen, kurz in der Überwindung von Schwierigkeiten des Machwerks suchte man das Höchste der Kunst. Witz trat an die Stelle von Geist und Phantasie. Das musikalische Wort wurde in seine Buchstaben zerstückelt, und man freute sich über die Logogryphen, die man aus ihm herausbrachte. Phrasen, die sich auf den Kopf stellen ließen und zu allerlei Verrenkungen bequemten, waren die liebsten. An Bedeutung mochte der Satz noch so leer sein, genug wenn er rein war."

„Durch eine solche Schule muß auch der Meister hindurch. Alle diese Kunststücke müssen ihm geläufig sein, weil es Fälle giebt, wo er davon Gebrauch machen

kann. Nur darf er bei diesen Vorübungen nicht stehen bleiben, darf das höhere Ziel darüber nie aus den Augen verlieren, darf nicht vergessen, daß es auch einfache Mittel giebt, um Geist, Seele, Grazie, Energie, kurz alles Überirdische durch Töne auszusprechen."

„Ernst gehört zur Ausführung jedes echten Kunstwerks, auch wenn es zur Freude bestimmt ist, und um es durchzustudieren wird Arbeit erfordert. Aber ein Werk das ich erst mühsam dechiffrieren soll, um es zu verstehen, kann ich nicht für das höchste seiner Gattung halten. Um die Kunst zu genießen, muß man sie lieben und über ihren Werken sich selbst und alles um sich her vergessen. Aber alsdann wirkt sie am mächtigsten, wenn ihr Coulissenspiel verschwindet. So die Musik, wenn sie unser Inneres ergreift und uns in höhere Welten versetzt, ohne daß wir der einzelnen Töne uns bewußt werden."

„Doch genug für diesmal. Leben Sie recht wohl, und vergessen Sie uns nicht. Die meinigen lassen Ihnen viel Freundschaftliches sagen."

„Körner."

Ich habe geglaubt diese an sich interessanten und für Körners musikalische Anschauungen charakteristischen Briefe hier vollständig abdrucken zu sollen, zumal sie bisher noch nicht gedruckt sind. Freilich ist nicht recht klar, warum dies Körner alles gerade Zelter gegenüber in solcher Breite auseinandersetzt, da in den meisten Punkten ihm Zelter hier gewiß zustimmte. Wichtiger wäre es gewesen, er hätte die Punkte hervorgehoben, in denen er von Zelters Meinungen abwich, wie er sie in dem oben angeführten Briefe an Schiller angedeutet

hatte. Wie es scheint, wurde der Verkehr zwischen Körner und Zelter vorläufig wieder ausgesetzt, und beide Männer traten erst im Jahre 1810 wieder in Karlsbad und später in Berlin in neue Beziehungen zu einander.

Auch sonst hatte mancher namhafte Fremde das gastliche Körnersche Haus besucht oder war doch bei Körners Freunden mit diesem zusammengetroffen. Die Briefe an Schiller melden solche Unterbrechungen in der Leere und Öde des Dresdener geselligen Lebens stets mit freudigem Interesse, und in der Regel ist der Meldung von der neuen Bekanntschaft auch ein kurzes Wort über den ersten Eindruck, den der Fremde auf Körner gemacht, beigefügt. Einige derselben, mögen auch hier einen Platz finden. Sie zeigen nicht nur, wer nach Körners Auffassung die Fremden sind, sondern zugleich nach dem Grade des Gefallens oder Mißfallens, das er an ihnen findet, wer er selbst ist.

Während er mit Schiller einig ist in der Anerkennung und liebenden Verehrung Wilhelm von Humboldts, weiß er den Bruder Alexander noch höher zu schätzen als Schiller. Für den Umgang schien ihm freilich Wilhelm auch genießbarer, weil er mehr Ruhe und Gutmütigkeit habe. Alexander habe etwas Heftiges und Bitteres, aber das finde man bei Männern von großer Thätigkeit häufig. Durch den Eifer und Geist, mit dem er sein Fach betreibe, sei er ihm ehrwürdig. Als sich Schiller dann ziemlich bitter über Alexander von Humboldt ausspricht, den Mangel an Einbildungskraft hervorhebt und ihn einen beschränkten Verstandesmenschen nennt, antwortet Körner: „Dein Urteil über Alexander von Humboldt scheint mir doch fast zu streng. Gesetzt daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt, um die

Natur zu empfinden, so kann er doch, däucht mich, für die Wissenschaft vieles leisten. Sein Bestreben, alles zu messen und zu anatomieren, gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese giebt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher."

Den Dichter Matthisson fand Körner, als er ihn persönlich kennen lernte, für die Gesellschaft recht angenehm, natürlich und ohne Anmaßung. Auch weiß er manche unterhaltende Anekdote. „Aber etwas," fährt Körner fort, „das sich durch Geist auszeichnete habe ich nicht von ihm gehört." Noch unangenehmer empfand er den Mangel an Geist bei Nicolai aus Berlin, den sein dortiger Freund Parthey ihm bei einem Besuch in Dresden zuführte. Körner fand sein Äußeres unangenehm, aber nicht mehr so spinnenartig, wie ehemals. „Er spricht viel, und was mich wunderte, wenig von sich selbst. Es war mir unbehaglich mit ihm zusammen zu sein, aber ich gab mir Mühe, unbefangen zu bleiben, und wartete, ob nicht etwas Interessantes aus ihm herauskommen sollte. Aber außer ein paar Anekdoten gab es nichts."

Mehr Geist fand er bei den Gebrüdern Schlegel und bei Tieck. August Wilhelm Schlegel gefiel ihm zuerst recht wohl, und er wußte eine gewisse Politur ohne Flachheit an ihm zu rühmen. Für das Vortreffliche in der Kunst habe er echten Enthusiasmus und im Umgange viel Leichtigkeit und guten Humor. Die Übersetzungen aus dem Shakespeare machten ihm gewiß Ehre. Auch des jüngeren Bruders Friedrich nahm er sich anfangs Schillers Angriffen gegenüber mit Wärme an: „In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm

nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben." — Später urteilte Körner denn freilich in den Briefen an Schiller auch wieder herber über die Brüder Schlegel. Er fand doch in August Wilhelms Natur manches, das ihm nicht behagte, und die Frau desselben zog ihn und Minna und Dora gar nicht an. Auch schien ihm August Wilhelm Schlegel „bei allem Talent für das Äußere der Dichtkunst, doch immer noch im Vorhofe zu bleiben." Körners wichen Schlegels daher nach Möglichkeit aus.

Ähnlich ging es Körner mit Tieck. Anfangs fand er Gefallen an ihm, und achtete dauernd sein Talent. Aber der anmaßende Ton Tiecks bei großer Dunkelheit und Unbestimmtheit der Begriffe verdroß ihn, die Relation mit Schlegels, glaubte er, habe Tieck geschadet. Dergleichen mystisches Geschwätz, als Tieck und die Schlegels für hohe Weisheit verkauften, möge er gar nicht. Auch die Bekanntschaft mit Gentz, den Wilhelm von Humboldt an Körner empfohlen hatte, konnte ihm nicht behagen und er wunderte sich, wie Humboldt an ihm Geschmack finden könne.

Dagegen fand er große Freude im Verkehr mit Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, als sie im Jahre 1803 in Dresden verweilte. Körners sahen sie täglich, und sie gehörte ganz zu ihrer Familie. Er rühmte an ihr Anspruchlosigkeit, Teilnahme und Unbefangenheit; nie habe er sie übler Laune oder verstimmt gesehen. Bei ihr traf Körner auch Iffland, wenn auch nur auf eine halbe Stunde. Die Bekanntschaft freute ihn um so mehr, als ihn Ifflands achttägiges Gastspiel in Dresden im höchsten Maße interessiert hatte. Er

hatte Körners Erwartungen noch übertroffen, und besonders in komischen Rollen glaubte dieser nie etwas Besseres gesehen zu haben.

Zu derselben Zeit im Sommer 1803 waren auch mehrere Männer aus Weimar in Dresden, Herr von Schardt, Böttiger und „qui primo loco nominandus" Herder. Körner hatte früher viel von Herder erwartet, und auch gehofft daß Schiller und er „sich gegenseitig befruchten" würden. Er urteilte von ihm, daß er Proben eines emporstrebenden, vielumfassenden Geistes gegeben habe. Seine Bedeutsamkeit verkannte Körner auch später nicht. Aber seit Herder in entschiedenen Gegensatz zu Kant trat, fühlte sich Körner von den meisten Herderschen Schriften nicht befriedigt. Auch jetzt bei der persönlichen Bekanntschaft fand er etwas Krankes und Mattes in Herders Wesen, das ihn verstimmte. Namentlich wo Herder polemisierte, gefiel er Körner gar nicht. Er meinte, Herders ganze Natur sei zu weichlich dazu. Auch Herders Gedichte beurteilte Körner ungünstig, gab aber freilich zu, als Schiller ihn allzustreng fand, daß er an Herder auch höhere Anforderungen stelle und ihn gern vor Dichtern wie Woltmann und andern hervorragen sähe. Seinen Geist erkenne er wohl, nur an Kunstfertigkeit scheine es Herder manchmal zu fehlen.

Aber alle diese Unterbrechungen konnten Körners das Gefühl der Öde und Verlassenheit nicht nehmen. Im Jahre 1798 hatte Körner wiederum seine amtliche Stellung verändert. Er trat unter Aufgabe seiner Stellung als Appellationsgerichtsrat als Geheimer Referendar in eine Art Sekretärstelle bei dem Konferenzminister. Er gewann dadurch zunächst eine Mehreinnahme von 200 Thalern und mit dem Anfang des neuen

Jahrhunderts eine weitere Aufbesserung des Einkommens um 500 Thaler. Anfangs hatte er freilich viel zu thun, freute sich aber doch der neuen Thätigkeit. Schiller schrieb ihm einen herzlichen Brief auf die Nachricht dieses Avancements, wenn er selbst auch bedauerte, der Hoffnung wiederum entsagen zu müssen, Körner einmal sich näher zu wissen. Er hatte den Gedanken gehegt, Körner werde an der Leipziger Universität eine Anstellung finden und schrieb nun dem Freunde:

„Jena, 31. August 98."

„Zur Verbesserung Deiner Aussichten wünsche ich Dir herzlich Glück, wiewohl es mich einige Überwindung kostet, von der Hoffnung, Dich in Leipzig einmal etabliert zu sehen, Abschied zu nehmen. Ich hatte mir viel von dieser letzten Aussicht versprochen: Wir wären uns so viel näher, die Kommunikation so viel leichter, Dein eigner Zustand so viel freier gewesen. Das schönste, ja das einzigste, was der Existenz einen Wert giebt, die wechselseitige Belebung und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet nach meiner Vorstellung an echtem Lebensgehalt gewinnen müssen, wenn Du in ein freieres Verhältnis Dich hättest setzen können, was doch auf einer Universität immer der Fall ist, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unser gegenseitiges Verhältnis, das durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Teil unserer Existenz geworden ist, die schönsten Früchte für uns tragen sollte. Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mitteilung und im

Bedürfnis der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist wieder fallen zu lassen; es giebt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken sollte."

„Ich bin in dieser Rücksicht Goethe sehr viel schuldig, und ich weiß, daß ich auf ihn gleichfalls glücklich gewirkt habe. Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat unser Verhältnis sich immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohne das hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur, und sie würde noch reicher und bedeutender geworden sein, wenn auch wir in dieser Zeit uns näher gelebt hätten. Doch genug davon. Nur mußt Du mir verzeihen, wenn ich ungern von Deiner neuen politischen Ansiedelung in Dresden höre, zu einer Zeit, wo ich die philosophische und ästhetische Muße und Freiheit als das schönste Ziel des Lebens betrachten gelernt habe."

Körner erwiderte auf diesen Brief:

„Dresden, den 16. Sept. 98."

„Wenn Leipzig so nahe an Jena läge als Weimar, so hätte ich nichts auf das zu antworten, was Du in Deinem letzten Brief schreibst. Aber zu einer Reise von neun Meilen entschließest Du Dich eben so schwer, wie zu einer Reise von zwanzig. Also wären wir nur auf der Landkarte näher, ohne uns deswegen öfter zu sehen. Dagegen hätte ich in Leipzig, das ich besser kenne, als Du, eine fatale Existenz, und wenn ich bei der dortigen

Teuerung auskommen wollte, weniger Freiheit als hier."

„Vor dem Anschließen an unbedeutende Menschen laß Dir bei mir nicht bange sein. Ich lebe nur im Kreise meiner Familie. Geßler ist der einzige, der mir außerdem hier näher angehört. Zwar fehlt es ihm an Charakter nnd Geist, aber sein Gefühl macht mir oft Freude. Sonst habe ich gern junge Menschen um mich, um nicht selbst unmerklich zu veraltern, und je selbständiger, härter und übermütiger sie sind, desto lieber mag ich sie zum Gespräch. Übrigens suche ich mich fremd gegen alles zu erhalten, was nicht zu den meinigen gehört. Bei einem zu ausgebreiteten Interesse für Personen verliert das Interesse für Sachen und die höheren Bedürfnisse der Menschheit überhaupt. Zusammenkünfte mit Dir und Goethe sind Feste, auf die ich mich während meines Alltagslebens vertröste. Hier suche ich bloß, mich unverdorben zu erhalten, damit Ihr mich nicht als einen Philister wiederfinden möget."

Diese Feste waren denn freilich selten genug. Im Jahre 1796 waren Körners am 27. April in Jena mit dem Grafen Geßler zusammen eingetroffen und bis zum 17. Mai dort geblieben. Körners wohnten in Humboldts leerstehender Wohnung, waren aber den Tag über meistens bei Schillers. Auch Goethe kam während der Zeit nach Jena. So war das Fest denn groß, und mit voller Lust sog Körner neue geistige Anregung und Nahrung ein. Goethe und Schiller arbeiteten damals gemeinsam an den Xenien, durch welche sie der Außenwelt zuerst die Innigkeit ihres Bundes bezeugten und sich gewissermaßen als eine Partei für sich konstituierten. Wenn nun Minna und Dora unten in der Wohnstube

mit Frau Schiller beisammensaßen, hörten sie oben öfters über sich die Stimmen der Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren dann um 12 Uhr zum Mittagsessen herunterkamen, waren sie äußerst aufgeräumt, und sagten mehr als einmal: Heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert worden. Auch den Frauen näherte sich Goethe wieder, und sie tauschten manche alte Erinnerung aus der Zeit, als Goethe in Leipzig studierte, aus, wobei er gelegentlich sich im Scherze über Minnas verflucht gutes Gedächtnis beklagt haben soll. Besonders zog ihn Dora durch ihre geistige Lebhaftigkeit und Frische an. Er dichtete in dieser Zeit die Idylle Alexis und Dora und wählte der Freundin zu Ehren den Namen Dora. Am 22. September 1796 schrieb er an Körner: „Wenn Sie die Idylle zu Anfang des Musenalmanachs sehen, so gedenken Sie jener guten Tage, in denen sie entstand.“ Und als er sein Epos Hermann und Dorothea übersandte freute er sich wiederum, daß die Heldin gerade Doras Namen führe.

Schiller hatte in dieser Zeit vielen Kummer; am 23. März war seine jüngste Schwester gestorben, jetzt hörte er durch Briefe aus der Heimat, daß auch seine Schwester Luise schwer krank liege und der Vater viel an der Gicht leide. Er mochte Körners Frohsinn nicht stören und verbarg seinen Kummer, aber es ward ihm nicht leicht, unbefangen zu erscheinen. Trotzdem aber schrieb er, als die Freunde abgereist waren an Körner, daß ihm und seiner Frau recht innig wohl mit ihnen gewesen sei, und daß die Folgen glücklich und bleibend für ihn seien. Und auch aus Körners Brief

vom Tage nach der Abreise hört man den Genuß wiederhallen: „Ein paar schöne Wochen sind vorbei, aber der bleibende Nachhall hat auch seinen Wert. Ich bin mit den glänzendsten Hoffnungen von Dir abgereist. So wie ich Dich gefunden habe, kann ich die Ausführung aller der Pläne, von denen wir gesprochen haben, mit der größten Wahrscheinlichkeit von Dir erwarten. Auch mich fühle ich gestärkt und begeistert zu neuer Thätigkeit. Und die Entwürfe zu künftigem gemeinschaftlichen Lebensgenuß bleiben mir immer im Gesicht. Daß ich auch Goethen näher gekommen bin, weiß ich gewiß zu schätzen und Du kannst ihm Bürge dafür sein. Sage ihm ja recht viel Herzliches von uns allen."

So froh der Genuß gewesen war und so aufrichtig die Wünsche beider Familien, denselben sich recht bald und recht oft wiederzuverschaffen, es vergingen volle fünf Jahre, ehe sie sich wiedersahen. Bald hinderten amtliche oder künstlerische Arbeiten, bald Rücksichten auf die Gesundheit oder auf die Frauen und Kinder die Reise. Fast alle Jahre wurden Pläne und Hoffnungen eifrig, oft durch Wochen und Monate hin, ausgesponnen, aber immer wieder wurde die Ausführung vereitelt. Da endlich im August des Jahres 1801 weiß Schiller es möglich zu machen, mit seiner Familie auf einige Wochen nach Dresden zu reisen. Körner konnte seiner amtlichen Geschäfte wegen in diesem Jahre nicht auf dem Weinberge wohnen und bot Schiller, dessen Gedanken, nach Dresden zu reisen, er in Gold fassen möchte, sein Loschwitzer Haus zur Wohnung an.

Hier wohnten Schillers vom 9. August bis zum 1. September. Dann zogen sie noch auf einige Wochen zu Körners in die Stadt, um das Beisammensein noch

völliger auszugenießen. Auf der Rückreise begleiteten Körners die Freunde bis Leipzig, um dort am 17. September gemeinsam mit ihnen der dortigen Aufführung der Jungfrau von Orleans beiwohnen zu können. „Die Vorstellung war," wie Palleske berichtet, „künstlerisch ungenügend, aber als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Am Ende der Vorstellung stürzte und drängte alles eiligst aus dem Hause, den geliebten Sänger in der Nähe zu sehen. Als die hohe, leidberührte Gestalt erschien, trat die Menge erfurchtsvoll auseinander, rasch entblößten sich alle Häupter; eine tiefe Stille umfing den Dichter, als er durch die lange Reihe schritt. Alle Herzen, alle Augen strebten ihm zu, die Väter, die Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: Der ist es, das ist er!" Gerade die Freude seiner Gattin, seiner Schwägerin von Wolzogen, die mit ihnen in Dresden gewesen, und der Dresdener Freunde über diese Anerkennung des Dichters, brachte sie ihm selbst lebendiger zur Empfindung.

„Mit einer gewissen wehmütigen Stimmung verließ Schiller Dresden und den Kreis der trefflichen Freunde," so erzählt Karoline von Wolzogen, „als flöge eine Ahnung durch seine Seele, daß er diesen Ort nicht wieder sehen würde. Graf Geßler und Herr von Schönberg, die treuen liebenswürdigen Hausfreunde, so gehaltvoll an Geist und Herz, waren Schiller sehr wert, und unser Freund Stein und seine Mutter, die eine Zusammenkunft in Dresden hatten, vereinten sich uns im Genuß der Kunst und Natur."

Auch in den Briefen der Freunde findet dieser Genuß wieder deutlichen und herzlichen Ausdruck. Körner schreibt noch aus Leipzig: „Ich kann mich noch nicht recht wieder daran gewöhnen, daß ich Dich entbehren muß; aber ein schöner Nachhall ist von unserm jetzigen Beisammensein zurückgeblieben. Dein Bild steht lebendiger vor mir, und ich weide mich an der Gesundheit und Kraftfülle Deines Geistes. Deine herrschende Stimmung ist unbefangen und heiter, und immer vorwärts strebst Du auf Deiner Bahn. Nur Dein Körper könnte Deine Thätigkeit beschränken; aber auch für diesen habe ich jetzt weniger Besorgnisse. Deine äußeren Verhältnisse sind in vielem Betracht günstiger, und müssen noch günstiger werden. So erscheint mir Deine Existenz, und indem ich sie mir aneigne, fühle ich die meinige bereichert und verschönert. Jetzt werde auch ich meine Kräfte aufbieten, um in meiner Sphäre thätig zu sein, und so wird die Zeit bis zu unserer Wiederzusammenkunft unmerklich verschwinden und es wird scheinen, als ob wir nur wenige Tage getrennt gewesen wären." Und in einem der nächstfolgenden Briefe fügt er hinzu: „Ein solcher Bund, als der unsrige wird weder von Dir noch von mir jetzt mehr geschlossen." Und nicht minder dankbar und froh blickt Schiller auf diese Zeit zurück: „Wir sind nun," schreibt er aus Weimar am 23. September 1801, „drei Tage hier, und ich bin noch immer in Gedanken bei Euch, es war mir eine so angenehme Gewohnheit geworden, Euch abends zu sehen, daß ich mich in meiner hiesigen Existenz noch ganz fremd fühle. Habt noch einmal tausend Dank, Ihr Lieben, für alle Freude, die Ihr uns gemacht habt; ich habe nun wieder innig empfunden, daß ich bei Euch zu Hause bin, daß ich zu

Euch gehöre, und daß wir einander nur sehen dürfen, um den herzlichen Bund früherer Zeit im Augenblick wieder herzustellen. Und im nächsten Brief heißt es: „Gar erfreulich ist es mir, daß ich Euch mir jetzt in Eurem Hause und in Eurem gesellschaftlichen Kreise denken kann; ich glaube dann selbst noch unter Euch zu leben, welches, hoffe ich, bald wiedergeschehen wird.“

Die wehmütige Stimmung, in der Schiller Dresden verlassen hatte, wurde nur allzusehr gerechtfertigt; nicht nur Dresden sollte er nie wieder betreten, es war die letzte Vereinigung mit Körner gewesen. Wieder wurden alle Jahre neue Pläne geschmiedet, eine Vereinigung zustande zu bringen, aber bald Schiller, bald Körner mußte aus dringlichen Gründen den Plan verschieben. Da ereilte den Dichter der Tod am 9. Mai 1805. Er hatte viele seiner Boten vorausgesendet. Fieber auf Fieber, Krampf auf Krampf hatte Schiller erfaßt und niedergeworfen, aber gerade der letzte Brief an Körner klang wieder mutiger. Er konnte wieder arbeiten und sprach den Wunsch aus, wenigstens noch das funfzigste Jahr zu erreichen. Oft hatte Körner sich um ihn gesorgt, für sein Leben gefürchtet; aber was ist alles Vorahnen des Todes eines Geliebten, gegen die traurige Gewißheit der vollendeten Thatsache? Noch am 5. Mai hatte Körner ahnungslos an Schiller geschrieben und schon am 17. Mai schreibt er an die Witwe ein Wort des Beileids. Die ersten Stunden nach dem Empfang der erschütternden Kunde ängstigte sein Zustand die seinigen; aber nach einer Stunde Einsamkeit kam er sehr verweint aber gefaßt wieder zu ihnen, und nun fing er an, alle Briefe Schillers vorzusuchen, und beschäftigte sich seit dem unglücklichen Moment in stiller Wehmut nur

mit ihm. Sein Brief an die Witwe spiegelt die wiedererrungene Fassung wie die Wehmut wieder. Knapp und nüchtern im Ton ist auch dieser Brief wie die meisten Körners, aber zugleich klingt Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und Herzlichkeit wohlthuend durch. Er lautet:

„Den 17. Mai 1805."

„Etwas zur Linderung Ihres Schmerzes beitragen zu können, darf ich nicht hoffen. Aber Leidende kommen gern zusammen und verstehen sich durch einen Händedruck und durch Blicke; für so etwas mögen diese Zeilen gelten.

Nach seinem letzten Brief an mich, den er vierzehn Tage vor seinem Tode schrieb, war er damals noch in vollem Gefühl seiner Kraft und mit einer neuen Arbeit beschäftigt. Mir war es, wenn ich bloß an ihn dachte, Erleichterung, daß er auf diese Art endete, ohne die Annäherung des Todes zu ahnen und die Leiden des Alters, besonders bei seinem durch Krankheiten zerstörten Körper, durch Unvermögen zu geistiger Thätigkeit doppelt zu empfinden."

„Die Zahl seiner Verehrer, und besonders derer, die sein Persönliches zu schätzen wußten, ist groß. Es wird Ihnen also in dieser Rücksicht nicht an Freunden fehlen. Giebt es aber irgend ein Geschäft, wobei Sie mich gebrauchen könnten, so darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen, wie sehr ich mich durch Ihr Vertrauen geehrt fühlen würde. Ihr eignes wichtigstes Geschäft ist jetzt für Ihre Gesundheit zu sorgen und sich Ihren Kindern zu erhalten."

„Die meinigen grüßen herzlich und teilen Ihren Schmerz."

Der Gedanke an Schiller führte Körner begreiflicherweise auf Wilhelm von Humboldt. Mehrere Jahre waren vergangen, daß sie sich nicht geschrieben hatten. Jetzt drängte es ihn, wieder mit Humboldt in Beziehung zu treten, der wie er wußte durch Schillers Tod nicht minder schwer betroffen war, als er selbst. Körners Brief ist nicht erhalten, wohl aber Humboldts Antwort, die leider in meine Sammlung der Briefe Humboldts an Körner nicht aufgenommen ist, weil sie mir dazumal noch nicht bekannt war. Um so mehr mag hier auf sie hingewiesen werden, und ein Teil wenigstens hier seinen Platz finden:

„Rom, den 8. Junius 1805."

„Tausend Dank für den Einfall, mein teurer, geliebter Freund, mir gerade jetzt, nach Schillers Tode, wieder zu schreiben. Auch mir sind Sie zuerst eingefallen, wir standen in vieler Rücksicht in gleichem Verhältnis zu ihm und haben gleich viel verloren. Mir ist es in der That, als hätte ich auf einmal eigentlich den Leitstern aller meiner intellektuellen Richtungen verloren, und ich wage noch nicht zu entscheiden, wie es eigentlich auf mich wirken wird. Wenn ich bis jetzt etwas schrieb, wenn ich nur einen Entwurf machte zu schreiben, dachte ich mir eigentlich ihn als einzigen Beurteiler und Richter. Alles Beste in mir war immer an ihn gerichtet, und zugleich gab er mir auch immer die Stimmung und die Kraft. Mit unendlicher Wahrheit sagen Sie, mein Lieber, daß in seinen Dichtungen das Persönliche

eine so große Wirkung ausübte. Wirklich sprach er die Menschheit nur immer in ihren höchsten Momenten aus und erschien bei weitem individueller als Goethe. Wenn Sie unter dem Idealischen das Gebiet der Ideen verstehen, so weiß ich ihn nicht besser zu charakterisieren, als daß er von diesem Idealischen durchdrungen war und kaum je von etwas anderem berührt wurde. Geradezu etwas über ihn zu schreiben, denke ich nicht. Es würde ihm nur schaden. Wollte ich schreiben, wie ich denke, so würde man über Parteilichkeit und vorgefaßte Meinung schreien, und kalt abwägen, in den großen Seiten nicht den Quell malen, aus dem die Kraft hervorströmte, sondern die Dämme und Beschränkungen, in welchen der Zufall sie manchmal festhielt, die kleinen Schwächen abwägen, um hernach ein abgezirkeltes Urteil zu fällen, das mag ein anderer über den Toten thun. Aus dieser Schwierigkeit einen Ausgang zu finden, denn einen Ausgang giebt es freilich, dazu gehört ein Feuer der Empfindung, eine Glut der Darstellung, die den Leser zu der Begeisterung mit fortreißt, in der man einen großen Geist sehen muß, wenn man ihn, und nicht sein zufälliges Schicksal sehen will. Dazu ist mir die Fähigkeit versagt. Allein führte mich irgend ein Gegenstand gelegentlich auf ihn, ja dann, mein Lieber, würde ich mich gern über ihn und mit aller Wärme aussprechen, die mir sein bloßer Name einflößt. Und was können leicht wir beide in Ideen schreiben, wo er nicht mitten unter uns träte?"

„Daß ich so lange schwieg, liebster Körner, geschah zum Teil mit Fleiß. Sie hatten mir gesagt, Sie hätten keine Freude an meinem Sein in Italien, wenn Sie

nicht sähen, daß ich hinfort auch für mich thätig sein könnte; daher wollte ich nicht mit leeren Händen vor Ihnen erscheinen. Jetzt schreiben Sie mir oft. Wir sind unglücklicherweise jetzt allein. Lassen Sie uns treu zusammenhalten, und rechnen Sie auf meine Liebe zu Ihnen und mein Andenken an Schiller."

V.

Wie groß und unersetzlich auch der Verlust war, den Körner durch Schillers Tod erlitt, ein neues unendlich reiches Glück war ihm inzwischen in seinen Kindern aufgeblüht, das zugleich seinem Leben neue Aufgaben und einen neuen Inhalt gab. Die Tochter Emma stand bei Schillers Tode bereits im achtzehnten Lebensjahre und der Sohn Karl Theodor war ein frischer Junge von dreizehn Jahren. Ich greife auf ihre Kinderjahre zurück, um ihre Entwickelung im Zusammenhange zu schildern.

Über die ersten Jahre der Tochter Emma Sophia sind nur wenige Nachrichten erhalten. Schon im Jahre 1792 als sie erst vier und ein halbes Jahr alt war, wurde ein Lehrer für sie gefunden, der ungeachtet einiger Sonderbarkeiten dem Vater für den Jungen sehr brauchbar erschien, falls er ihn so lange behalten könnte. Dieser war aber damals erst ein Jahr alt und körperlich schwächlich. Unter seinen zwölf Paten waren die nächsten Freunde und Freundinnen der Eltern, so

Frau Schiller, deren Christentum, wie wir aus einem Briefe Körners an Schiller erfahren, freilich noch sechsmal besser bezeugt war, nämlich durch dreiundsiebzig Paten, ferner Graf Geßler, Hausmarschall von Racknitz und die Herzogin Dorothea von Kurland. Diese hatten Körners im Sommer 1790 kennen und schätzen lernen. Dorchen war mit Frau Elisa v. d. Recke nach Karlsbad gereist und war dort auch mit der Herzogin, der Schwester Elisas zusammengetroffen. Auf den Wunsch der Herzogin, Körners zu sehen, waren diese Dorchen bis Freiberg entgegengereist und hatten dort die Herzogin begrüßt. Sie gefiel ihnen sehr, und sie blieben in naher Verbindung mit ihr und ihrer Schwester bis an den Tod. Oftmals war Dora mit ihnen im Sommer auf Reisen oder auf ihren Gütern und Schlössern, und Theodor wie seine Eltern haben manchen Besuch in Löbichau, dem Gute der Herzogin, abgestattet, und dort genußreiche Tage und Wochen zugebracht. Stets hat sie ihrem Paten eine freundliche und ermunternde Teilnahme geschenkt und gern im Körnerschen Kreise verkehrt.

Der kleine Karl, so hieß der Sohn in den Kinderjahren, entwickelte sich trotz körperlicher Schwächlichkeit glücklich und gut. Er war ein gewecktes Kind und litt nur an allzugroßer Reizbarkeit. Dem Vater wurde nachgesagt, der Junge sei von Anfang an sein Verzug, und er vermochte es nicht völlig abzuleugnen. Mit väterlichem Stolz schreibt er über den noch nicht zweijährigen Sohn an Schiller: „Mein Karl würde Dir viel Freude machen. Man giebt mir schuld, daß ich den Jungen verziehe. Wahr ist's, daß ich mich mit ihm mehr beschäftigen kann, als ich's mit Emma thun konnte.“ Über die kleinen Nöte mit den Kinderkrankheiten

und der Inokulation hat er manches zu melden. Der Junge machte mehr Sorge, Emma war immer gesund. Nach der Impfung im Mai 1794 meldet er dem Freunde: „Gestern sind die Kinder zum ersten Male ausgefahren und Karl hat zu Ehren seiner Mannheit zum ersten Male in Hosen geprangt. Man hatte ihn versichert, daß ein Bart zu den Hosen gehört. Wie ihm also der Schneider die Hosen bringt, fragt er: Wo Bart is!" Aufmerksam beachtet er jeden Charakterzug im Kinde, um seine Erziehung darnach einzurichten. Er meldet, der Junge sei äußerst heftig und reizbar, aber nicht hartnäckig. Ein Mensch, wie Goethe einen in Friedrich von Stein erzogen habe, der ihm wie ein pädagogisches Kunstwerk erscheine, werde sich schwerlich aus ihm erziehen lassen. Aber auch manchen guten Zug glaubt er zu entdecken, wenn es nicht väterliche Täuschung sei. Einstweilen bei dem fünfjährigen Knaben gehe er nur darauf aus, nichts zu zerstören. Was nicht von selbst wachse, wolle er für jetzt noch nicht pflanzen. Mit dem Jahre 1798 faßte er den Unterricht der Kinder ins Auge und machte sich selbst an die Arbeit, sie zu unterweisen. Er las nach seiner Gründlichkeit dazu erst wieder manches über Erziehung, dachte dem Gelesenen nach, und fiel zuletzt aus pädagogischem Bedürfnis auf das Studium der Natur, das seit mehreren Jahren bei ihm in den Winkel gestellt war. Nun fing er an ihm wieder Geschmack abzugewinnen.

Allzuviel Anstrengung durfte dem Sohne noch nicht zugemutet werden, und Vorsicht war für die Eltern geboten, wie sie leider bei wiederholten Gelegenheiten erfahren sollten. Im April 1797 hatten sie den Kleinen mit in das Komödienhaus genommen. Da bekam er

plötzlich ohne sichtliche Ursache, als er auf dem Schoße der Mutter saß, Konvulsionen. Sein Zustand besserte sich zwar bald, aber die Eltern blieben in Sorge, daß solche Zufälle sich wiederholen könnten. Sie nahmen sich daher vor, seine geistige Ausbildung nicht zu übereilen, und sorgten dafür, daß er viel in freier Luft sich bewegte, teils in einem nahe gelegenen Garten unter Knaben seines Alters, teils im Sommer auf dem Weinberge mit seinen Eltern und der Schwester. Schon frühzeitig konnte man an ihm ein weiches Herz verbunden mit Festigkeit des Willens wahrnehmen und treue Anhänglichkeit an diejenigen, welche seine Liebe gewonnen hatten. Besonders aber trat früh an ihm seine leicht aufzuregende Phantasie hervor. Sie war ihm, soviel er ihr sonst auch verdankte, zum Lernen und Begreifen bisweilen hinderlich, und es war nicht leicht, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. War dies aber einmal gelungen, so faßte er schnell. Zur Erlernung der Sprachen hatte er weniger Neigung und Anlage, als zum Studium der Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Auffallend war sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, als er in andern ältern und neuern Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte.

Im Mai 1798 schreibt der Vater an Schiller über die Kinder: „Emma scheint im Zeichnen gute Fortschritte zu machen. Karl ist ein munterer Junge, sehr leidenschaftlich und oft ungraziös, aber nicht bösartig. Zum Lernen hat er keinen sonderlichen Trieb, doch rechnet er gern und faßt ziemlich schnell. Emma ist äußerst leicht zu erziehen. Sie treibt alles mit vielem Ernst, weil sie wirklich Freude daran hat, ohne alle Spur von Prätension und Koketterie, und ist übrigens Kind so gut

als andre, sobald sie spielt.“ Aus dem August des folgenden Jahres lauten die Nachrichten ähnlich: „Dora malt fleißig auf der Gallerie und Emma zeichnet neben ihr. Die Kleine macht wirklich hübsche Fortschritte und hat überhaupt eine gewisse Geschicklichkeit bei allem, was sie anfängt. Übrigens thut sie alles aus Liebe zur Sache, ohne alle Prätension, und ist ganz Kind dabei. Seit kurzem spielt sie eben so eifrig mit der Puppe, als sie zeichnet oder tanzt. Karl ist ein wilder aber gutartiger Junge, nicht ohne Fähigkeiten, aber zu leichtsinnig und unstät, um sie zu gebrauchen. Sein Körper bildet sich gut aus, und er hat ziemliche Gewandtheit und Kraft.“

Allmählich werden die Kinder in die Interessen des Vaters hineingezogen. Auch sie sollten „durch das Morgenthor des Schönen in' der Erkenntnis Land“ eingeführt werden, und die Phantasie, „die oft verkannte, nie genug gepriesene, holde Freundin der Jugend“ sollte auch in ihnen geweckt werden. Körner liebte kleine poetische Aufführungen und Scherze in der Familie und ergriff gern die Gelegenheit dazu. Zu den Geburtstagen der Frau und zum Hochzeitstage überraschte er sie öfter mit einigen Versen; in Gesellschaften liebte er allerlei Rätselscherze und Aufführungen, las gern vor und freute sich an musikalischen Vorträgen, Deklamationen oder dramatischen Aufführungen. Zur Teilnahme an solchen Festen zog er die Kinder frühzeitig heran. Auch sie sagten wohl der Mutter einen Vers auf, den der Vater gedichtet hatte. Von seiner Hand fand ich so auf einem Zettel in Friedrich Försters Nachlaß folgendes Verschen:

Nimm Mutterchen die Blumen hier,
Für dich gab sie der Vater mir.
Zwar weiß ich nicht, was es bedeute,
Doch freu' ich mich, weil er sich freute.
Sieh' ihn nur an, mit dem Gesicht
Sah ich ihn, seit ich lebe, nicht.

Zum Eintritt des neuen Jahrhunderts mochte er sich, da die Verhältnisse ihm nicht gestatteten zu den Weimarer Festlichkeiten bei dieser Gelegenheit zu reisen, die freilich auch nachher nicht zur Ausführung kamen, wenigstens in seinem Hause eine kleine Feierlichkeit nicht versagen. „Feste dieser Art sind die Poesie des Lebens. Einige Blasinstrumente spielten eine gefällige Melodie, als der erste Glockenschlag von 12 gehört wurde. Schnell wurden allen Anwesenden die Augen verbunden, und man sang nach der Melodie Pel cor pui non mi sento etc. das folgende Lied:

Mit Nacht seid ihr umgeben,
Doch einer Freundin Hand
Läßt Bilder euch umschweben,
Erhellt das dunkle Land:
Wohl euch, wenn ihr zur Seite
Kein böser Dämon steht!
Blickt mutig in die Weite,
Wenn ihr sie im Geleite
Der Lieb' und Hoffnung seht.

Sodann öffnete sich die Thüre, und während die Binden von den Augen genommen wurden, und man Minna, Dora und Emma mit Blumen geschmückt und halb verschleiert sah, wie sie die Statue der Hebe kränzten, wurde ein zweites Lied angestimmt nach der Melodie La biondina in gondoletta:

Weg vom Auge nun die Binde!
Stimmt in unsre Lieder ein!
Gram aus jedem Herzen schwinde,
Das wir ew'ger Jugend weihn.
Schaut die Göttin! Atmet freier,
Euch umstrahlt ihr mildes Licht,
Und bei des Jahrhunderts Feier
Birgt für euch der Zukunft Schleier
Ihre holden Blumen nicht."

Zwei Jahre darauf schreibt der Vater dann am 31. Dezember 1802 an Schiller: „Heute solltest Du hier sein. Meine Kinder spielen heute Komödie bei uns, den Stammbaum (von Anton Wall) und den Hahnenschlag, ein niedliches Produkt, das für Kotzebue wirklich zu gut ist. Karl spielte neulich den Schnaps in den beiden Billets (von Anton Wall) nicht übel. Emma stellt sich recht artig dazu an." Im Anfang des nächsten Jahres waren beide Kinder krank, und der Arzt gestand den Eltern, als die Besserung eingetreten war, daß beide das Scharlachfieber gehabt hätten. Schillers Teilnahme äußert sich, wie in solcher Zeit erklärlich, auch in guten Ratschlägen. Der Arzt meldet sich dann in ihm, und er empfiehlt stärkende Mittel, wie Eselsmilch und größte Sorgfalt in der Diät und Lebensweise auch noch eine gute Weile nach der Krankheit. Bald darauf im April 1803 nahm Körner auf den Wunsch seines verstorbenen Freundes Kunze in Leipzig dessen Tochter Julie zu sich, und er that es gern, da sie ein gutartiges Wesen war, und obwohl sie etwas älter als Emma war, doch eine gute Gesellschaft für diese abgab. Er hat von dieser Freundlichkeit viel Freude und Segen gewonnen. Die Kinder schlossen sich eng aneinander

wie rechte Geschwister. Alle drei zeigten Talent und Eifer zum Singen und die Eltern ließen ihnen im Sommer 1803 von einem guten Meister Unterricht im Gesange geben, und der Vater freute sich im voraus auf die musikalischen Genüsse, wenn sie mit ihm zusammen singen würden. Aus derselben Zeit erfahren wir, daß Karl an Schiller geschrieben und ihn um ein Schaukellied gebeten hatte. Der Dichter entschuldigt sich in einem Briefe an den Vater, daß er den Brief nicht sogleich beantwortet habe, weil vom Tell ihm jetzt der Kopf ganz „wirblicht" sei. Aber er wolle schon einmal an ihn denken, wenn's auch nicht gerade ein Schaukellied sei.

Die letzten Nachrichten über den Sohn an Schiller schrieb der Vater im Herbste 1804. Er meldete ihm: „Mein Karl macht jetzt gute Fortschritte. Zur Mathematik und zum Drechseln stellt er sich ziemlich geschickt an. Ich möchte gern alle Arten von Fertigkeiten bei ihm ausbilden. Er hat ziemliche Gewandtheit und Schnelligkeit für körperliche und geistige Thätigkeit. Auch ist er gutartig und fröhlich, so daß ich jetzt im ganzen wohl mit ihm zufrieden bin." Im Oktober hatte Schiller den Tell gedruckt eingeschickt. Körner veranstaltete sich das Fest, ihn mit verteilten Rollen lesen zu lassen. „Für den Tell sind wir alle sehr dankbar, und er hat uns neuen Genuß gegeben. Vorgestern lasen wir den größten Teil zusammen bei Geßler. Es waren fünf Frauenzimmer und vier Mannspersonen, Karl mit eingeschlossen. Die Hauptrollen waren verteilt, und Geßler hatte seinen Ahnherrn. Oft fehlten uns aber doch Personen, weil so wenig als möglich weggelassen werden sollte. So traf sich's, daß in der Scene, die vor dem Schuß nach

dem Apfel vorhergeht, Emma den Frießhardt lesen mußte.

Im Mai des nächsten Jahres starb Schiller, den Körners im Jahre 1801 zuletzt gesehen hatten, als die Kinder noch klein waren. Dennoch blieb sein Bild in ihnen lebendig, und sein Einfluß durch seine Werke und durch des Vaters Erzählungen und Vermittlung begleitete und förderte sie ihr Leben hindurch.

Auch äußere Bilder beider Kinder sollen erhalten sein. Friedrich Förster erzählt von ihnen aus eigener Anschauung: Zwei Porträts der Kinder in Lebensgröße aus dieser Zeit, das des Knaben von Graff in Öl, das des Mädchens in Pastell von der Tante gemalt, bestätigen in lebendigen Zügen wohlgetroffener Bildnisse die schriftlichen Aufzeichnungen des Vaters: Der Knabe sitzt mit etwas seitwärts geneigtem Kopfe; in dem Blick der großen blauen Augen spricht sich nicht Zerstreuung nach außen, vielmehr Sammlung nach innen aus; das dunkle, mäßig gelockte, dem Wuchse der Natur überlassene Haar beschattet eine freie Stirn und trotzige Augenbrauen, der Mund verrät Schelmerei, und die starken Nüstern des Stumpfnäschens deuten auf künftigen Übermut. In anmutigem Gegensatze zu dem Bildnisse des Knaben steht das der Schwester. Emma steht vor uns in graziöser Bewegung, als ob sie eben einen Tanz einübe, und doch in einer so natürlichen Haltung, daß nicht die leiseste Spur von Prätension oder Koketterie sich bemerkbar macht. Der Ausdruck ihrer Gesichtszüge wie der ganzen Gestalt ist Anmut; das Köpfchen mit sorgfältig geordnetem, dunkelgelocktem Haar ist über die Schulter nach vorn gewendet; sie blickt uns mit zwei

braunen Augen an, welchen wir zutrauen, daß sie nach einigen Jahren gefährlich werden dürften."

Hatte der Vater den ersten Unterricht des Sohnes gegeben, so gestattete ihm sein Amt doch nicht die Ausbildung seines Sohnes allein zu leiten. Er scheint ihn eine Zeit lang auf die Kreuzschule geschickt und zugleich einen Privatlehrer Küttner hinzugezogen zu haben, vor dem der Knabe Karl wohl nicht gerade übermäßig großen Respekt hatte. Die ersten dichterischen Versuche des Knaben haben den Lehrer zum Gegenstand und tragen einen fast altklug spöttelnden Ton. Eins der Gedichte ist mir aus Wilhelm Kunzes Nachlaß bekannt geworden, und ein Gespräch zwischen diesem, der einer der dankbarsten Zuhörer des witzelnden Jungen gewesen zu sein scheint, und dem Dichter selbst. Es lautet:

„Verruchter, gottvergeßner Freund,
Heißt das Parole halten?
Bei dir ist, wie mir deutlich scheint
Noch alles bei dem Alten.
Du führst mich fälschlich hinters Licht;
Doch halt' ich jetzt ein streng Gericht
Und will dir mores lehren.

Ist das Manier? ich frage dich,
Sprich, ist dein Herz von Leder,
Hast du kein Briefpapier für mich
Und keine Gänsefeder?
Fehlt dir der Tinte schwarzer Saft,
Mit einem Wort: Fehlt dir die Kraft
Drei Worte mir zu senden?" —

„Da sprichst du nun! Vergib es mir,
Daß ich es unterlassen.
Doch kann ich, ich versichr' es dir,

Mein Glück noch nicht erfassen." —
„Was hilft das mir? Glück hin, Glück her,
Ich bin der Freund, kein poln'scher Bär,
Laß mich nicht so traktieren."

„Wohl hat's der Anton mir erzählt,
Wie du noch ganz derselbe,
Und wie dir selbst kein Wortspiel fehlt,
Gezeugt am Strand der Elbe;
Dein bessres Ich verließ dich nicht.
Doch wie geht mir's, mir armen Wicht?
Das, Freund, laß dir erzählen.

Sieh', als dich Dresden noch besaß,
Und uns ein Dach noch deckte,
Da machten wir manch noblen Spaß,
Obgleich man uns oft neckte.
Du lachtest über meinen Witz,
Ich revanchierte mich, wie'n Blitz,
Und lachte über deine.

Ja damals war noch goldne Zeit,
Ich will sie ewig loben;
Jetzt unterdrückt mich stets der Neid,
Jetzt schwimmt die Tante oben.
Wortspiel' ich mich auch selber krank,
Ich habe nicht den leichten Dank,
Daß sich ein Mund verzöge.

Das ist ein Unglück, meiner Treu'!
Doch still, was hilft das Klagen?
Stänb' mir nicht manchmal Julchen bei,
So wär's nicht zu ertragen.
Emma in ihrer Majestät,
Will immer die Gerechtigkeit
Bei jedem Quark statuieren.

Mit Tantchen lieg' ich, 's ist dir kund,
In ew'gem Zank und Hader.
Zwar bohrt sie mich sogleich in Grund
Mit ihres Zorns Geschwader;
Doch, wie ein Britte, sag ich dir,
Großmütiglich vergiebt sie mir,
Geb' ich nur gute Worte.

Bleibt mir nur Küttner! Wo gebricht's
Mir dann, daß ich mich rühme.
Thust du mir nichts, thu' ich dir nichts,
Ist seine Hauptmaxime.
Wie ich ihn liebe, liebt' ich nie;
Wir leben, ganz in Harmonie,
Ein Leben wie die Engel!

Als Küttner das Körnersche Haus verließ und zu Pestalozzi nach Yferten zog, sang ihm der Schüler in französischer und deutscher Sprache zwei Gedichte im mutwilligsten Tone nach. Das französische lautet:

Kuttner a le plus beau dessein,
Kuttner s'en va à Yverdun,
Sa philanthropie est extrême:
Il veut — il est pasteur des âmes —
Sauver les coeurs — des belles dames
En les retenant pour soi même.

Das deutsche Abschiedsgedicht ist eine Parodie des Schillerschen Gedichts: Hektors Abschied:

Küttners Abschied.
Nach Schiller.

Karl: Will sich Küttner ewig von mir wenden,
Wo der Wandrer mit erfror'nen Händen
Jählings in des Gletschers Abgrund sinkt?

Wer wird künftig deinen Karl wohl lehren
Exponieren und die Götter ehren,
Wenn die Schneelawine dich verschlingt?

Küttner: Teurer Karl, gebiete deinen Thränen,
Nach den Alpen ist mein feurig Sehnen,
Wo Herr Pestalozzi Schule hält.
Nur fürs Wohl der Kinder und der Waisen
Will ich dieses Stiefelpaar zerreißen,
Bis die Sohle vom Quartiere fällt.

Karl: Soll mir deiner Rede Strome versiegen,
Sollen deine Lehren nutzlos liegen,
Bist du mir verloren? Weh' mir, weh'!
Du wirst hingehn, reich von Eis umflimmert,
Wo der Gießbach durch die Gletscher wimmert,
Deine Liebe stirbt im Alpenschnee.

Küttner: All mein Sehnen will ich, all mein Denken
In der Alpen tiefen Schnee versenken,
Aber meine Liebe nicht!
Horch, schon knallt der Kutscher vor den Mauern,
Hänge mir den Sack um, laß das Trauern,
Lebe ewig wohl, vergiß mein nicht.

Über den weitern Gang der Ausbildung Theodors hat der Vater selbst in den biographischen Nachrichten, die er den Werken des Sohnes voranschickte, ausführlich berichtet.

„Er verließ das väterliche Haus nicht vor der Mitte des siebzehnten Jahres und erhielt Unterricht teils, eine Zeit lang, auf der Kreuzschule in Dresden, teils hauptsächlich durch ausgesuchte Privatlehrer. Unter diesen war der nachherige Historiker Dippold, der als Professor in Danzig zu früh für seine Wissenschaft starb.

Eine dankbare Erwähnung verdienen hier noch vorzüglich als Lehrer des Christentums der jetzige Pfarrer Roller in Lausa und für einen trefflichen Unterricht in der Mathematik der nunmehrige Professor bei der sächsischen Ritterakademie, Fischer."

„Eine der schwersten Aufgaben für einen Vater ist, den Sohn bei der Wahl des künftigen Standes zu leiten. Genaue Abwägung der Vorteile und Nachteile eines jeden Verhältnisses ist von der Jugend nicht zu erwarten; was sie bestimmt, sind oft unzureichende Gründe, und gleichwohl ist es bedenklich, ihrem Entschlusse zu widerstreben, da man besonders bei lebendigen und kraftvollen Naturen zu wünschen hat, daß Geschäft und Neigung zusammentreffe. Und ein Geschäft, das ihm künftig ein hinlängliches Auskommen sichern konnte, hatte auch Theodor Körner zu wählen, da er auf den Besitz eines bedeutenden Vermögens nicht rechnen durfte. Der Bergbau hatte viel Anziehendes für ihn durch seine poetische Seite und durch die vielseitige Geistesnahrung, die seine Hilfswissenschaften darbieten. Für die innere, vollständige Ausbildung des Jünglings war dies zugleich sehr erwünscht. Bei einem überwiegenden Hange zu dem, was die Griechen Musik nannten, bedurfte er zum Gegengewicht einer geistigen Gymnastik, und bei dem Studium der Physik, Naturkunde, Mechanik und Chemie gab es Schwierigkeiten genug zu überwinden, die aber mehr reizten als abschreckten."

„Um ihn zu dem höhern Unterricht auf der Bergakademie in Freiberg vorzubereiten, fehlte es in Dresden nicht an Gelegenheit, während daß in dem Hause der Eltern sich manche günstige Umstände vereinigten, die auf die Bildung seines Charakters vorteilhaft wirkten.

Seine natürliche Offenheit, Fröhlichkeit und Gutmütigkeit entwickelte sich hier ungehindert. In einer Familie, die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen sich zu einem fröhlichen Ganzen vereinigte, wurden auch die Rechte des Knaben und Jünglings geachtet, und ohne zu herrschen, genoß er frühzeitig innerhalb seiner Sphäre einer unschädlichen Freiheit. Außerdem hatte das Vaterhaus für ihn noch manche Annehmlichkeiten. Für Poesie und Musik war hier alles empfänglich, und bei dem weiblichen Teile der Familie fehlte es nicht an Talenten für Zeichenkunst und Malerei. Es bildeten sich dadurch kleine Abendgesellschaften, wo ein ausgesuchter Zirkel sich versammelte, und mancher interessante Fremde sich einfand. In einem solchen Kreise wurde der Sohn vom Hause mit Wohlwollen behandelt, weil er nicht vorlaut und beschwerlich, sondern lebhaft, ungekünstelt und teilnehmend war. Einige Freundinnen seiner Schwester, die sich durch Vorzüge des Geistes und der Gestalt auszeichneten, ergötzten sich an seiner Munterkeit, und daß sie ihn gern unter sich sahen, war ihm nicht gleichgiltig. Unter solchen Verhältnissen gewöhnte er sich, in der bessern Gesellschaft keinen drückenden Zwang zu fühlen und lernte den Wert des feineren Umgangs schätzen."

„Sein Vater gehörte zu Schillers vertrautesten Freunden und hoffte viel davon für den Sohn. Aber auch für diesen starb Schiller zu früh. Als er das letzte Mal in Dresden war, hatte der junge Körner kaum ein Alter von zehn Jahren erreicht. Unter den bedeutenden Männern aber, die auf den heranwachsenden Jüngling in dem elterlichen Hause vorzüglich wirkten, war besonders der nachherige königlich preußische Oberst

Ernst von Pfuel, ein geistvoller, vielseitig gebildeter Offizier, und der dänische Dichter Oehlenschläger."

Oehlenschläger war auf eine Empfehlung Goethes im Jahre 1806 im Körnerschen Hause freundlich aufgenommen und wurde bald auch um seiner selbst willen geliebt und geschätzt. Er erzählt in seiner Selbstbiographie: „Die ganze Familie Körner hatte viel Sinn für Poesie. Theodor, der nachherige Held und Tyrtäus war damals ein hübscher vierzehnjähriger Knabe, der, wenn ich ihnen meine Gedichte vorlas, sehr fromm und aufmerksam zuhörte. Seine Schwester Emma malte schön, eine Mamsell Kunze, die bei ihnen wohnte, sang vortrefflich. Der schöne, geniale Italiener Paer, den Napoleon später als Kapellmeister nach Paris berief, kam viel ins Körnersche Haus, und ich hörte ihn mit den Damen mehreres von seinem Sargino singen. Die Mamsell Stock, eine vorzügliche Pastellmalerin, war munter und witzig und wollte mich über meine gar zu große Jugendlichkeit mitunter gar ein wenig aufziehen."

Als der nordische Dichter nach 11 Jahren wieder durch Dresden reiste, fehlte ihm dort das Körnersche Haus, in welchem er 1806 während seines dreimonatlichen Aufenthalts täglich wie ein Freund des Hauses verkehrt hatte. Wenige Wochen darauf suchte er dann 1817 die Eltern Körners und „Mamsell Stock" in Berlin auf und gedachte mit ihnen jener fröhlichen Tage der ersten Freundschaft.

Im Jahre 1806 war ferner Heinrich von Kleist nach Dresden gekommen und hielt sich dort längere Zeit auf. Durch Pfuel wurde er ins Körnersche Haus eingeführt und war dort freundlich aufgenommen. Bald sprach den Dichter nicht nur der gute gesellige Ton des

Hauses an, sondern ihn zog auch die Liebe zu Julie Kunze zu Körners, und das junge Mädchen war nicht unempfänglich für seine Huldigungen. Da bekannte er stürmisch seine Liebe und verlangte von ihr, sie solle sich ihm ganz und voll hingeben und ihm sich verloben und ihm Briefe schreiben, ohne ihre Pflegeeltern davon etwas wissen zu lassen. Entschlossen lehnte Julie Kunze diese Forderung ab, wie es heißt, nicht ohne den Beirat der Tante Dora. Kleist wiederholte seine Bitte nach drei Tagen, in denen er sie nicht besuchte, dann nach drei Wochen und wieder nach drei Monaten, und löste als seine Bedingung ihm nicht zugestanden wurde, das Verhältnis auf. Bald hernach begann er das Käthchen von Heilbronn zu dichten, wie es scheint, in dem Verlangen seiner ungetreuen Geliebten in der Heldin ein Beispiel zu geben, wie man lieben müsse. Auch soll ihn die Annahme, daß Tante Dora seine Verbindung mit Julie hintertrieben habe, bestimmt haben die Person seiner Kunigunde in das Stück einzufügen, deren Charakter er in übertriebenem Maße ins Schwarze und Häßliche ausmalte.

Körner achtete das Talent Kleists hoch, wie aus nachfolgendem interessanten Brief an Göschen hervorgeht.

„Dresden d. 17. Febr. 1807."

„Mit Vergnügen ergreife ich eine Gelegenheit, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, und freue mich, wenn die zeitherigen Ereignisse auf Ihre Existenz keinen schlimmen Einfluß gehabt haben."

„Vorjetzt bitte ich Sie um baldige Antwort auf eine Anfrage, wozu mich ein merkwürdiges poetisches Produkt veranlaßt, das ich hier im Manuskript gelesen habe.

Herr von Kleist, Verfasser der Familie von Schroffenstein und ehemals preußischer Offizier, hat einen Amphitryon in Jamben gemacht, der sich besonders durch den Schwung und die Hoheit auszeichnet, womit die Liebe Jupiters und der Alkmene dargestellt ist. Auch ist das Stück reich an komischen Zügen, die nicht von Plautus oder Molière entlehnt sind. Der Verfasser ist jetzt als Gefangener in eine französische Provinz gebracht worden, und seine Freunde wünschen das Manuskript an einen gutdenkenden Verleger zu bringen, um ihm eine Unterstützung in seiner bedrängten Lage zu verschaffen."

„Adam Müller, der hier über deutsche Litteratur Vorlesungen gehalten hat, will die Herausgabe besorgen, und noch einige kleine Nachlässigkeiten im Versbau verbessern. Von ihm habe ich das Manuskript erhalten. Der Verfasser dieses Stückes hat noch zwei andere größtenteils geendigt, wovon sich viel erwarten läßt. Wären Sie geneigt das Manuskript zu nehmen, so schreiben Sie mir bald Ihre Erklärung."

„Bei mir ist alles wohl, und wir haben in Dresden von dem Ungemach des Krieges verhältnismäßig wenig erfahren."

„Leben Sie recht wohl und sagen Sie Ihrer lieben Gattin von mir und den meinigen recht viel Freundschaftliches."

„Körner."

Auch die Gebrüder Schlegel waren in diesen Jahren öfters wieder in Dresden und sprachen nebst ihrem Freunde Adam Müller nicht ohne Anmaßung kecke Worte über Kunst und Kunstwerke, die Körners und der seinen Beifall nicht fanden. Sie suchten sich von diesem

Kreise etwas fern zu halten, obwohl Körner das Talent beider Brüder und mancher ihrer Freunde auch jetzt noch wohl zu würdigen wußte. Aber die ganze katholisierende, romantische Richtung schien ihm nicht gesund, und er fühlte sich, so geistvoll er manches einzelne in ihren Werken wie in ihren Gesprächen auch fand, weder im Umgange noch von der Lektüre ihrer Werke angemutet.

Als nahe Freunde des Hauses bewährten sich aber außer Pfuel namentlich je länger je mehr Graf Geßler, von dem oben schon gesprochen ist, der Hausmarschall von Racknitz, Wilhelm von Burgsdorff, und der spätere Oberpräsident von Pommern, der „treue gute" von Schönberg, wie ihn Schiller nach seinem letzten Aufenthalte in Dresden 1801 nannte. Außerdem verkehrte Körner gern und oft mit den Offizieren von Funk und von Thielemann, der ebenfalls später in preußische Dienste übertrat, sowie mit Künstlern wie Paer, den Malern Friedrich und Hartmann und dem Schriftsteller Winckler, oder wie er sich als Schriftsteller nannte, Theodor Hell.

Besonders aber herrschte in den ersten Jahren nach Schillers Tode bei Körner das Interesse an der Musik vor. Immer lebhafter erfreute er sich des Talents seiner Kinder und besonders der klangvollen Stimme seiner Pflegetochter. Er begründete einen musikalischen Zirkel, der allwöchentlich unter seiner Leitung in seinem Hause musizierte, und freute sich über die guten Leistungen desselben. Sein Amt gab ihm manche freie Stunde, die er am liebsten mit Musik, mit Lektüre oder mit den Erinnerungen an seinen Freund Schiller ausfüllte. Auch stellte er in dieser Zeit einen Sammelband kleinerer Aufsätze von sich zusammen, die zum größeren Teil schon

früher in den Schillerschen Zeitschriften erschienen waren. Der Band erschien 1808 in Göschens Verlag unter dem Titel „Ästhetische Ansichten“ und fand von keinem Geringeren als von Jean Paul eine günstige Beurteilung in den Heidelberger Jahrbüchern. Vor allem aber lockte ihn der Plan zu einer Arbeit, die ihm wie ein Vermächtnis erschien, zu einer Gesamtausgabe der Werke Schillers. Frau von Schiller und ihre Schwester Karoline von Wolzogen wollten im Herbst 1805 zu Körners kommen und nicht nur die Briefe Körners an Schiller sondern auch Schillers handschriftlichen Nachlaß mitbringen. Der Zeitumstände wegen mußte die Reise aufgegeben werden, und auch die Sendung der Papiere verzögerte sich; aber Körner beschäftigte sich im Geiste schon viel mit der Aufgabe, mit der er dem Freunde ein Denkmal setzen konnte, wie er es wünschte, daß er fortlebe in seinen Werken. Hier war Fleiß mit liebevoller Hingabe und bescheidener Zurückhaltung des Herausgebers erforderlich, und dazu war Körner der rechte Mann.

Ehe ich zu der Zeit übergehe, in welcher der Sohn das väterliche Haus verließ, gebührt es sich auch der Mutter, der Tante Dora und der Schwester Emma ausführlicher zu gedenken, und ihr Wesen und Wirken zu schildern. Sie werden am besten aus ihren eigenen Briefen erkannt, die ich deshalb in einer Auswahl hier einfüge. Zugleich führen diese Briefe manches, das oben schon kurz erwähnt ist, näher aus und zeigen auch, wie die Zeitverhältnisse im Körnerschen Hause empfunden wurden. Ich greife mit diesen Briefen bis in den Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, und reihe sie aneinander bis zu der Zeit, als der Sohn, der etwa vom Jahre 1808 ab, wie

es heißt auf den Wunsch seiner Pate der Herzogin Dorothea von Kurland, sich mit seinem zweiten Namen, Theodor, nannte, auf die Bergakademie in Freiberg übersiedelte.

Frau Körner an die Zerbster Tante Ayrer:

„Loschwitz, 19. August 1791."

„Meine geliebte,
Verehrungswürdige Frau Tante!"

„Mein guter Körner und Emma sind recht sehr wohl, Gott sei Dank dafür! Meine Schwester, die sich Ihrer beiderseitigen Gewogenheit empfiehlt, ist seit dem 28. vorigen Monats zurück, wo wir das Glück hatten, unsere gute Herzogin acht Tage zu genießen. Diese liebenswürdige Fürstin hat so viel Attachement für uns, daß sie im Oktober noch einmal hierher kömmt, einen Umweg von 50 Meilen macht, um uns noch einmal zu sehn und persönlich mein Kind aus der Taufe zu heben; sie ist wirklich unsre Freundin, und es würde Sie rühren, meine Mutter, wenn Sie ihr Betragen gegen uns sähen. Meiner Schwester behagt der Weinberg sehr, die Ruhe und die Stille, die in unserer Wohnung herrscht, ist ihr wohlthätig nach den anhaltenden großen Zerstreuungen, in denen sie 8 Wochen gelebt hat."

Dora an Frau Schiller:

„Dresden 4. Febr. 1793."

„Der Tod des unglücklichen Ludwig macht hier viel Sensation; ich habe geweint wie ein Kind. Sein Tod

war kein notwendiges Übel mehr, und er fiel als ein Opfer einer pöbelhaften und kindischen Rache. Pfui der abscheulichen Menschen."

Dora an Frau Schiller:

„Dresden 18. März 1793."

„Schillers Stillschweigen ängstigt uns, und auch Du, liebe Lotte, schreibst nicht? Wir fürchten, daß Schiller unpaß sein könnte, und sehen einen Posttag nach dem andern mit Verlangen entgegen, der uns Nachrichten von Euch, teure Freunde, bringen könnte. Vielleicht kommt morgen ein Brief, der alle unsere Sorgen hebt!"

„Ich sehne mich recht darnach, etwas von Dir zu hören, wie sich Huber bei Euch benommen; schreibe mir ja alles; denn ich kann jetzt von ihm sprechen hören, ohne daß mein Herz dabei leidet; bald wird die Geschichte wie eine fremde sein. Er selbst trägt am meisten zu meiner Kur bei. Großer Gott! wer hätte glauben sollen, daß ich ihn einst verachten müßte! Leider muß ich es! Ein Aufsatz von seiner eigenen Hand an seine Eltern geschrieben, der die Geschichte seiner Liebe enthält, hat dies bewirkt."

„Ich glaubte viel Sophisterei in diesem Aufsatz zu finden, eine Zusammenstellung der Umstände, die ihr beiderseitiges Betragen nur einigermaßen entschuldigen ließe oder doch verzeihlich machte — nichts von allem diesen, platte Deklamationen von der Allgewalt der Liebe, „die ihre Herzen auf ewig an einander geknüpft hätte," Beschreibungen von ihrem Wert, „und wie sie die Achtung und Liebe der ganzen Welt verdiente. Erst hätten sie auf Forsters Tod warten wollen, (wie edel!)

aber die für sie so glücklichen Ereignisse in Mainz machten jetzt schon ihre Verbindung möglich.“

„Nun glaubte ich, würde wenigstens ein Mäntelchen kommen, welches ihr schlechtes Betragen gegen ihren Mann verhüllte. Die ganze Entschuldigung war die, „daß sie für ihren Mann nur Freundschaft habe fühlen können, weil ihr ganzes Herz nur Hubern gehöre, und ihr Mann bedürfe Liebe, also würde ihn ihre Trennung von ihm eher glücklich machen.“

„Und nun kam eine Stelle, die mir meine Ruhe auf ewig gesichert hat und mir bewies, daß ich nichts an ihm verloren habe; er sagt, daß seine Liebe zu ihr schon drei Jahre dauert! Großer Gott! ist es möglich, daß man ein so verdorbenes Herz haben kann? Welche Briefe hat er mir nicht in dieser Zeit geschrieben! Er konnte die meinigen lesen, ohne nur einmal gerührt und erschüttert zu werden, daß er den Entschluß gefaßt hätte, wahr gegen eine Person zu sein, die ihn so viele Jahre grenzenlos liebte mit Aufopferung jedes Glücks, das sich ihr darbot? Nein ich habe nichts verloren; was wäre der Mann nicht alles fähig gewesen, der drei Jahre vorsätzliche Heuchelei und Verstellung gegen Freund und Geliebte durchführte, trotzdem sich ihm Gelegenheiten zeigten, wahr zu sein! Er durfte nur offen gegen Kunze sein, wie dieser bei ihm war, wenn's ihm gegen uns zu schwer wurde.“

„Vergieb, liebe Lotte, daß ich Dich mit dieser Geschichte unterhalte, die Dich empören muß; aber mir war's Bedürfnis, mich darüber auszureden, und sie dann in ewige Vergessenheit zu begraben. Man erwartet ihn hier; ich werde, während daß er hier ist, eine

Gefangene sein; denn sehen möchte ich ihn doch nicht gerne."

„Jetzt ist Ausstellung hier; aber außer den Gemälden von Graff, den Landschaften von Zingg und seinen Schülern, einigen sehr schönen Zeichnungen von Seidelmann, und daß ich's nicht vergesse, einem sehr schönen Gemälde von Vogel, ist wenig da, was sich über die Mittelmäßigkeit erhöbe. Das Auge ermüdet recht, wenn man so viel elendes Zeug sehen muß. Es ist unbegreiflich, daß es hier noch so viele Stümper giebt, bei dem Reichtum von Kunstwerken, den wir hier besitzen. Wenigstens sollten doch die Menschen sehen lernen und dadurch so viel Gefühl bekommen, daß sie nichts Schlechtes ausstellten; wenn sie gleich nicht so viel Kräfte hätten, etwas Gutes hervorzubringen, so sollten sie doch wenigstens mit etwas Schlechtem nicht so zufrieden sein. Das überzeugt mich immer mehr und mehr, daß das Talent muß angeboren sein, und daß der größte Fleiß, der vertrauteste Umgang mit allem, was die Kunst Vortreffliches hat, allenfalls einen Maler, aber nie einen Künstler hervorbringen wird, weil er das wahre Schöne im Kunstwerke nicht fühlen kann, wenn ihn nicht ein innerer Sinn darauf hindeutet. Ach, mein Gott, beinahe hätte ich eine ernsthafte Abhandlung über die Kunst geschrieben."

Frau Körner an Frau Schiller:

„Dresden, den 7. Juli 1793."

„Wie weh es uns thut, Eure und unsre Wünsche nicht erfüllen zu können, da es jetzt unmöglich ist zu reisen! Körner wird dem lieben Schiller alles geschrieben

haben, was uns just jetzt abhält, und ich will Dich nicht ermüden, es von mir zu lesen. Sei versichert, daß uns die Fehlschlagung dieser Freuden sehr betrübt. Die Kinder lassen Dich herzlich grüßen. Karl ist ein muntrer, wilder Junge geworden. Er fängt jetzt an zu reden und macht uns tausend Spaß. Emma ist gut und sanft, kann lesen und schreiben und strickt sich schon das vierte Paar Strümpfe. Sich in seinen Kindern fortleben zu sehen, giebt doch den schönsten Genuß der Welt. Heil Dir, mein Lottchen, Heil Dir und Deinem Geliebten, diese neuen Freuden werden Dein."

„Gott segne und stärke Dich! Unsere besten Wünsche werden Dich begleiten. Reise glücklich, und wenn ich Dich wieder sehen werde, kommst Du mir mit einem kleinen Engel auf dem Arme entgegen!"

Dora an Frau Schiller:

„Dresden den 14. Febr. 1794."

„Ein Grund mehr, der euch zur Abreise antreiben sollte, ist, daß Humboldts jetzt in Jena sind und einige Zeit noch da bleiben werden. Mich dünkt, daß sein Umgang für Schiller recht wohlthätig sein müßte; denn ich kenne niemand, der die Gabe, durch leichten und fröhlichen Witz zu erfreuen, im höheren Grade besäße wie er. Wenn er eine Zeit lang mit Körner über wichtige und ernste Gegenstände sich unterhalten hatte, kehrte er zu der leichten Unterhaltung mit uns Weibern zurück und schien bei dieser, wie bei jener, mit ganzer Seele zu sein."

Dora an Frau Schiller:

„Dresden d. 16. März 1795."

„Vor Weihnachten hatte ich Schillers Bild angefangen und beinahe geendigt, aber die traurige Stimmung, in die ich versetzt wurde, machte mich lange zu aller Arbeit unfähig. Jetzt habe ich's geendigt, und vor vierzehn Tagen ist's schon von hier abgegangen. Ich fürchte sehr, daß es unterwegs leiden wird. Begierig bin ich, ob Du zufrieden damit sein wirst. Schiller hat sich viel geändert, seit Graff dieses Bild malte, und ganz frappant hielt ich's nie. Mein Bild würde noch etwas besser aussehen, wenn das Glas nicht so abscheulich wäre. Von der Größe konnte ich kein gutes bekommen, und ein besseres, das ich schon hatte, zersprang beim Einlegen."

Dora an Frau Schiller:

„Loschwitz den 24. August 1795."

„Ich beschäftige mich jetzt mehr denn jemals mit der Kunst; ich male fleißig nach der Natur, und verschiedene Köpfe sind mir recht sehr gelungen. Das macht mich denn so zufrieden, so glücklich, daß ich noch zu was nütze bin und giebt mir immer neuen Eifer zu größeren Fortschritten."

„Auch meine Schwester zeichnet und radiert jetzt viel, und ich habe Dich schon unzählige Mal zu uns gewünscht, daß wir gemeinschaftlich die Freude genießen könnten, die die Kunst denen giebt, die sie so lieben, wie wir drei."

„Wärst Du nur hier, wie hättest Du Dein Talent ausbilden können, das nur wenig Hilfe bedurfte, um zur Reife zu kommen!"

„Zingg sehen wir seit einem Jahre gar nicht mehr. Er war beleidigt worden, weil wir ihn nicht zu einer Gasterei gebeten hatten. Wir merkten's nicht und fanden es sonderbar, daß er mit keinem Schritte zu uns kam. Erst vor kurzem haben wir die Ursache seines Schmollens erfahren und sie zu läppisch gefunden, als daß wir ängstlich eine Versöhnung suchen sollten."

„Graff, der Dich grüßen läßt, ist gesund und munter und arbeitet sehr fleißig. Er hat jetzt nach Rußland die Nacht von Correggio kopiert, und so meisterhaft, daß alle Kopieen, die vorher von andern Künstlern gemacht worden sind, dagegen nicht aufkommen können."

„Deinen Mann küsse recht herzlich in meinem Namen. Wir freuen uns wie die Kinder auf seinen Almanach."

Dora an Frau Schiller:

„Loschwitz den 2. Mai 1797."

„Was sagst Du, liebe Lolo, dazu, daß ich jetzt auf der Gallerie male? Der Entschluß hat mich viel gekostet, aber ich ahnte viel Erfreuliches davon und arbeite sehr an mir, daß ich fest dabei bleibe."

„Es ist ein ganz eigenes Gefühl, um sich und neben sich vollendete Meisterwerke der Alten zu haben, zu sehen, in welchem begeisterten Fluge sie's auf die Leinwand hinzauberten — und mit aller Mühe doch nur nachzukriechen. Dies Gefühl soll mich aber nicht mutlos

machen. Ich will meinen Weg fortgehen. Den ersten Morgen, wie ich da malte, war mir sonderbar zu Mute; ich war ganz allein im italienischen Saal, und die Stille war so groß, daß ich meinen Atemzug hören konnte. Ich schauerte einige Mal unwillkürlich zusammen, und mir war, als müßten mir die Geister der großen Männer erscheinen. Diese fremde und heilige Stimmung, in der ich war, wurde mir nicht lange gelassen; denn ich wurde, sowie Menschen kamen, ein Gegenstand der Neugierde, und wenn ich was Gutes male, wird's ein Wunder sein! Denn ohne Aufhören drängen sich die Menschen um meinen Stuhl herum und sehen nicht das Bild, welches ich male, noch das Original, nein mich, mich sehen sie an! O, es ist kaum auszuhalten! Welchen albernen Fragen bin ich ausgesetzt! Welche dumme Gespräche muß ich hören! Nimm noch dazu, daß ich äußerst furchtsam bin, und gar nichts Gutes machen kann, wenn man mir zusieht, so wirst Du's begreifen können, wenn ich Dir sage, daß ich die ersten Tage Fieber hatte, wie ich nach Hause kam. Doch bleibe ich standhaft, doch will ich mich nicht abwendig machen lassen, will diese harten Proben aushalten, um was zu lernen. Jetzt wächst auch mein Mut, da ich auf gutem Wege bin, und mir ein paar große Künstler gesagt haben, daß sie mit meiner Arbeit zufrieden sind. Ich kopiere die beiden Engel aus dem großen Raphaelschen Bilde, die in göttlicher Eingebung gemalt zu sein scheinen, und ich bin entzückt, wenn mir ein Zug gelingt. Der eine ist beinahe schon fertig und läßt mich froh auf den andern hinblicken, den ich nun mit weniger Angst und mehr Freude kopieren werde."

Dora an Frau Schiller:

„Dresden, den 24. Oktober 1798.“

„Schlegels waren hier, wie Du weißt, und haben sich nach unserm Wunsche entfernt von uns gehalten. Sie hatten die Gallerie in Besitz genommen und haben mit Schelling und Gries fast jeden Morgen da zugebracht. Sie schrieben auf und dozierten, daß es eine Freude war. Ich kam mir oft recht armselig vor, daß ich so entfernt von aller Weisheit bin, daß mir sogar die ihrige nicht verständlich werden wollte. Sie sprachen zuweilen über Kunst mit mir, fragten mich so manches, welches ich aber gar nicht beantworten konnte. Ich fühle, und ich male; aber ich verstehe die Kunstsprache nicht, und so bin ich scheu gegen die, deren höhere Weisheit mich meine Beschränktheit fühlen läßt. Auch Fichte weihten sie in die Geheimnisse der Kunst ein. Du hättest lachen müssen, liebe Lotte, wenn Du die Schlegels mit ihm gesehen hättest, wie sie ihn herumschleppten und ihm ihre Überzeugung einstürmten.“

„Hast Du, Liebe, viel im Athenäum gelesen? Ich gestehe, daß ich nicht dahin gelangen kann, die Fragmente zu verstehen. Wenn nicht tiefer Sinn darin liegt, der mir zu fassen vielleicht ganz unmöglich ist, so kann ich nicht leugnen, daß Stellen mir platt und gemein vorkommen.“

Frau Körner an die Tante Ayrer:

„Dresden, 14. Februar 1799.“

„Bei unserm Hauskauf, wo sich Ihr Mutterherz so thätig bewiesen, hat einmal ein günstiger Stern uns geschienen. Mein geliebter Mann hat durch Hilfe Ihrer

Güte sein Kapital gut angebracht; ein Haus in der Schloßgasse verinteressiert sich immer sehr gut, wegen seiner Lage. Ich habe es nicht eher gesehen, als bis mein Körner den Kauf geschlossen hatte. Körner hat mir die Verwaltung davon übergeben, da hab' ich mir ein groß Buch angeschafft und bemühe mich, ein sorgsamer Haushalter zu sein. Es hat mir schon eine Menge Arbeit gemacht, eine große Menge Mißbräuche abzuschaffen und Eigenmächtigkeiten, die bei der vorigen Besitzerin eingerissen waren. Sie sollen zufrieden mit Ihrer Körnern sein. Ich kann Gott nicht genug danken für die Gesundheit meines geliebten Mannes; bei diesem strengen Winter täglich viermal über die Brücke zu gehen, das war ein harter Anfang. Meine Kinder sind sehr wohl, außer daß Emma in der Stube außer dem Fuß, einem Finger an der rechten Hand noch einen Fleck auf der rechten Backe, wie ein Zweigroschenstück, erfroren hatte von dem Sitzen am Fenster in der Zeichenstunde. Es ist aber alles wieder hergestellt. Karl lernt Klavier und spielt ein paar Stückchen ganz artig, was dem Vater viel Freude macht."

Frau Körner an die Tante Ayrer:

„Dresden d. 28. Dezember 1801."

„Karl und Emma wachsen zusehends und sind beide sehr fleißig. Emma ihre Erziehung wird bald vollendet sein, sie wird immer mehr und mehr eine erwachsene Person. Sie hat das Glück, daß sie jedermann liebt, der sie kennt, und daß sie immer als Muster andern jungen Mädchen vorgestellt wird. Der Doktor Ludwig, ein alter Universitätsfreund von meinem geliebten

Körner, ist jetzt Rektor in Leipzig. Der hat den Spaß gemacht, Karl zum Weihnachtsgeschenk eine Inskription als Student zu schicken. Meiner Schwester ihre Augen sind jetzt sehr angegriffen, sie hat ein großes Bild für die Fürstin von Rudolstadt zu malen."

Dora an Frau Schiller:

„Dresden 20. November 1801."

„Deine Briefe, meine geliebte Lotte, erfreuen mich immer, und Dein letzter gab mir doppelten Genuß. Ich kann nicht leugnen, daß mir der Auftrag Deiner liebenswürdigen Fürstin außerordentliches Vergnügen macht, und daß ich für niemanden lieber als für sie arbeiten möchte. Alle meine Kunst müßte scheitern, oder es wird sicher das Beste, was ich gearbeitet habe; denn das Herz ist mit dabei beschäftigt, und die Ahnung, ihr Freude zu machen, wird meine Hand leiten. Diesen Herbst fing ich die Madonna für mich an mit dem Vorsatz, daß sie besser werden sollte, als die beiden, die ich schon gemacht habe; nun ich die schöne Bestimmung weiß, werde ich sie mit Begeisterung vollenden; denn ihre Zufriedenheit will ich erringen."

Dora an Frau Schiller:

„Dresden den 1. Juni 1802."

„Mit welcher Freude erwartete ich nicht den Mai, um die Madonna für Deine liebenswürdige Fürstin zu beendigen. Alles war eingerichtet, mein Gerüst aufgebaut, die göttliche Madonna herabgestiegen, um sich von mir betrachten, bewundern und kopieren zu lassen. Stelle

Dir nun meinen Verdruß vor, wie mir Riedel den ersten Tag, da ich anfangen wollte, entgegen kam, um mir zu sagen, daß es unmöglich sei. Herr Büri war von Berlin angekommen mit einem Schreiben von der Königin von Preußen an den Grafen Markolini und an den preußischen Gesandten, worin sie um eine Kopie durch Büri von der Madonna bittet. Diesem nun mußte alles nachstehen, das fühlte ich wohl; allein ich glaubte, mich mit Büri arrangieren zu können; allein er ist unbeweglich wie ein Fels. Erst zeichnete er sie, dann malte er sie in Sepia, und nun malt er sie in Öl, dann wird er sie in Wachs poussieren, vielleicht in Stein aushauen und zuletzt sie in Brot und Pfefferkuchen backen. O, ich war so ärgerlich! Mein guter Riedel sucht indessen die Sache so gut wie möglich zu machen und erlaubt mir sonntags, welches unerhört ist, bei verschlossenen Thüren zu malen. Da sitze ich denn in heiliger, himmlischer Stille vor dem göttlichen Originale, und wenn diese Kopie nicht die beste wird, die ich jemals gemacht habe, so betrügt mich die Kunst und mein Gefühl."

Dora an Frau Schiller:

„Zerbst den 13. August 1802."

„Ehe ich abreiste, schickte ich an die Fürstin von Rudolstadt die Madonna; begierig bin ich, wie sie angekommen, und wie sie der Fürstin gefallen hat. Das Urteil aller meiner Freunde ist, daß es die gelungenste Kopie ist, die ich je gemacht habe. Ich malte mit Enthusiasmus und Liebe und erhielt wieder, was ich gab; denn ich fühlte, daß mir manches gelungen ist.

Ein kleiner Ehrgeiz war auch im Hinterhalt. Büri gab mir wenig Zeit, und ich wollte ihm zeigen, daß ich davon nicht abhängig war, und wenn die Seele mit malt, die Hände geschwinder enden."

„Mich dauert die Königin von Preußen; sie wird keine treue Kopie haben. Büri malt nun schon den ganzen Sommer, aber noch ist ihm die Madonna nicht erschienen und wird ihm auch nicht erscheinen; er faßt das hohe, himmlische Ideal nicht, bei ihm ist sie ein gemeines, nicht einmal ein schönes Weib. Er selbst scheint jetzt ein wenig dahinter zu kommen und malt ängstlich. Noch eine zweite Madonna habe ich diesen Sommer gemalt, die mir unendliche Freude gemacht hat; sie ist nach Bagnacavallo. Ein großes, ganz schwarzes, verdorbenes Gemälde, dessen wunderbare Schönheit dennoch hervorblickte, unternahm Riedel zu putzen und wiederherzustellen. So wie die Madonna aus ihrer Dunkelheit hervorging, unternahm ich die Kopie und ließ mich durch alle Flecken und Mängel, welche die Zeit ihr zugefügt, nicht stören. Ach, könnte ich Dir doch dies liebliche Bild zeigen! Die Madonna sitzt in den Wolken und sieht mit dem Ausdruck himmlischer Mutterliebe auf die sie umgebenden Engel und Apostel: „Seht mich, ich bin die Mutter von dem Erlöser, den ich in meinen Armen halte." Sie schlägt einen Arm um ihn, nicht um ihn fest zu halten, nein, er steht allein auf einer Wolke, die einen Teil der Kleidung der Mutter verbirgt. Sein Körper hat die zarten Formen eines Kindes; sein Kopf ist ausgebildet: Größe und Festigkeit blicken doch durch die zarten Züge. Das Ganze ist vortrefflich gemalt und wert, neben Raphael zu stehen. Wie freue ich mich, es Dir zu zeigen."

„Von Körners den Bundesgruß. Emma und Karl grüßen Euch.“

Frau Körner an Frau Schiller:

„Loschwitz den 30. Mai 1802.“

„Hier unter der schützenden Linde des Weinbergs, wo ich schöne Stunden mit Dir, teure Lotte, verlebte, finde ich die ersten Augenblicke der Muße, um Dir, nachsichtige Freundin, zu schreiben. Unsere Einrichtung im neuen Hause ist vollendet; sie hat viel Unruhe, viel Zeit, viel Geld gekostet; aber der Gedanke, es ist auf Lebenszeit, hat viel erleichtert.“

„Wir wohnen alle bequem, und jeder Teil ist zufrieden. Du kennst meine oft ungezogene Thätigkeit, die war aber bei dieser Gelegenheit gut; denn ich war unermüdet, die Arbeiter anzutreiben und alles selbst zu machen, daß ich eher fertig wurde. Dabei hatte ich gichtische Schmerzen in den Füßen, daß wenn der Abend kam, und ich kam zum Sitze, mir zwei helfen mußten, um aufzustehen und wieder gehen zu können. Nun Gott sei Dank, es ist alles überstanden, und wir sind alle gesund. Der Allmächtige schenke dem geliebten Körner und uns Gesundheit, um heiter die Tage im neuen Hause zu verleben. Der schöne, freie Himmel der Neustadt ward uns anfänglich schwer zu vergessen, besonders der geliebte Palaisgarten den Kindern, wo sie ihre schöne Jugendzeit in süßer Freiheit verlebten. Karl fühlte es härter als die zierliche Emma, bei der bald die Jungfrau das spielende Mädchen unterdrücken wird. Die Verhältnisse des Hofmeisters wollen dem lärmenden Knaben gar nicht behagen. Die Zeit des Säens ist bei

Karl nun gekommen. Es war so manches Unkraut unter der milden Hand der Mutter gewachsen, und die Männeraufsicht wird ihm wohlthätig sein, so schwer es ihm wird; er wird sich an die Notwendigkeit gewöhnen lernen."

„Der Bildhauer Tieck ist jetzt hier. Die Reise hat ihn nicht bescheidener gemacht. Der Lucinden-Schlegel war — mit seiner Schönen kann man zwar nicht sagen, doch seiner Schönen hier. Er ist wütend über Körner und uns gewesen, daß wir keine Notiz von ihm genommen haben, und hat sich bitter über uns gegen Seufft beklagt. Die ganze Koterie, gesteh' ich, ist mir ein Greuel, und ich bezeuge nur dem gern Achtung, für den ich Achtung fühle."

„Körner hat mir zum Geburtstag komponiert aus der Glocke „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe" als Wechselgesang, und beide Kinder singen es recht hübsch."

Frau Körner an Frau Schiller:

„Dresden den 17. Oktober 1802."

„Schiller Glück zu wünschen über den ihm verehrten Adel fällt mir nicht ein. Wen so der Geist adelt, der braucht diese äußere Zierde nicht. Aber teil haben wir genommen an der angenehmen Empfindung, die ihm des Herzogs Wohlwollen für Euch alle macht. Und für Eure Söhne hat's gewiß manchen Vorteil in der Zukunft; dies muß der Hausvater wohl erwägen und die Minna nicht auslachen, die etwas Freundliches in ihrem Herzen darüber fühlte."

Frau Körner an Frau Schiller:

„Loschwitz den 12. Juli 1803.“

„Zelter haben wir oft gesehen. Wir schienen ihm zu behagen. Er würde uns noch besser gefallen haben, wenn er nicht manchmal ganz sonderbare Sachen sagte. Er kennt keine Musik, die nicht etliche hundert Jahre alt ist. Die neuen Meister kennt er gar nicht. Das Stabatmater von Pergolese nannte er einen elenden Wisch, das er nicht hören möchte. Und dies alles, in einem entscheidenden Ton gesagt, der jede Erwiderung abschneiden sollte, machte seine Unterhaltung manchmal lästig. So zu sein, muß man etwas Außerordentliches schon geleistet haben, um daß man diesen Ton ertragen kann. Noch kennt man von Zelter nichts als seine kleinen Lieder, die ich sehr liebe und die zum Teil schön sind, aber auch viele, wo er den Sinn des Dichters nicht erreicht, z. B. „Was hör' ich draußen vor dem Thor“ ist gemein; auch noch eins von Schillers neuen Sachen. Sein Taucher ist schön und originell sowie der Mahadö. Er kommt mir wie Schlegels und Tieck vor, die in der Malerei niemand anders als Lukas Kranach und Albrecht Dürer gelten lassen. Wer von Naumanns Kirchensachen nichts kennt, von Paesiello, Sarti, Salieri, Paers Opern nichts kennen oder hören mag, thut mir leid. Den Künstler bei Seite, und Zelter der Mensch ist gut und schätzbar. War er bei Euch auch so verschlegelt, oder zeigte er's vor Schiller nicht so wie hier? Die Kunstwut, die jetzt unter die Menschen geraten ist, ist ein possierliches Phänomen, und die litterarische Welt wird sehr mit Produkten darüber bereichert.“

„Was ist Schillers Rudolf von Habsburg göttlich! Wir lesen uns nicht satt daran. Jedesmal bringt es eine sanfte Rührung bei uns hervor, und eine fromme Thräne netzt uns die Augen, gedenken wir des göttlichen Waltens. Gott segne den Teuren für die Freuden, die uns sein Geist giebt. Körner möchte gern scheel aussehen, wenn er könnte, daß Schiller so lange nicht geschrieben hat.“

Frau Körner an Frau Schiller:

„Juni 1805.“

„Kein Wort, geliebte Freundin, kann Dir unsere Gefühle sagen, die uns ergriffen, seit wir der verehrten Karoline Brief erhielten! Wir empfinden mit Dir alles das unendlich Große, was uns entrissen wurde. Wir weinen um Dich, um uns, daß das Höchste des Lebens für uns verloren ist! Du geliebteste, treue Freundin und Gattin des edelsten Menschen, suche Dich aufrecht in Deinem endlosen Schmerz für Deine Kinder zu erhalten! Gott stärke Dich, ertragen zu lernen. Trösten können Deine Freunde Dich nicht, aber um Deine Gesundheit können sie zum Himmel flehen. Was hast Du, was die Welt, was seine Freunde verloren! Welche Schätze seines unendlichen Geistes schlafen nun den ewigen Schlaf! Laß uns zusammen weinen, laß uns einander die Hand reichen, daß nie die Freundschaft und Liebe unter uns vergehe, weil er sich uns entzog, der sie band. Sein letzter Brief war in voller Kraft geschrieben, mit so vieler Heiterkeit des Geistes; desto stärker traf uns sein Scheiden. Die ersten Stunden hat mich mein Körner geängstigt; aber nach einer Stunde

Einsamkeit kam er sehr verweint wieder zu uns, und nun fing er an, alle seine Briefe vorzusuchen, und beschäftigt sich seit dem unglücklichen Moment in stiller Wehmut nur mit ihm!"

„Daß die Welt so viel an ihm hatte, meine teure Freundin, das kannst Du Dir zu Deinem Trost oft sagen, dazu hast Du viel beigetragen. Die völlige Freiheit, das Streben seines Geistes wurde nicht von Dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von Deiner Seite zog den Flug seiner Phantasie zur Wirklichkeit nieder. Dies preisen Deine Freunde an Dir, und dieser Gedanke muß Dir lichte Momente geben."

„Gott sei mit Dir! Deine Freunde umgeben Dich und weinen mit Dir."

Frau Körner an Frau Schiller:

„Dresden 6. August 1805."

„Überall hat mir's wohl gethan, wo wir waren, den unendlichen Schmerz zu sehen, womit der edlere Teil der Welt den Verlust unseres verewigten Freundes ansieht; an manchem Menschen, an dem man kalt vorübergegangen wäre, fand man eine schöne Seite, weil er in unser Trauern einstimmte."

„Wenn Du zu uns kommst, sollst Du, Liebe, manchen musikalischen Genuß haben. Körner hat nun das erlangt, was er immer so wünschte, alle Woche einmal eine kleine Versammlung, die alte geistliche Musik singt bei Begleitung des Pianofortes. Wir haben schöne Stimmen, besonders einen köstlichen Tenor; es sind schöne Stunden für uns; denn das Ganze ist gewählt

und gut. Ich bin gewiß, es wird Dir und Deiner Schwester viel Freude machen."

Frau Körner an ihres Mannes Vetter, den Professor Friedrich Benedikt Weber:

„Dresden den 4. Oktober 1805."

„Wir erwarten jetzt alle Tage die Schiller und die Wolzogen. Wenn nur schon für den geliebten Körner die ersten Momente vorbei wären! Ich fürchte auch für beide Frauen, wenn sie uns zuerst sehen werden. Körner fand gestern einige ungedruckte Gedichte von dem Unvergeßlichen. Sie bringt Körners Briefe mit, die er geordnet hatte; dieser achtzehnjährige Briefwechsel wird uns manchen schönen Genuß geben. Dieses Berühren der Geister hatte so schön auf beide gewirkt. Meisterstücke von Briefen sind die zwei, die er uns schrieb eh' er uns kannte im Herbste 84 und 85, wo er alles aufbot, unsre eingenommenen Herzen noch mehr zu fesseln. Wenn ich nachdenke, wie wohlthätig unsere Schwärmerei auf sein Leben gewirkt hat, so preise ich uns glücklich und selig, und mit süßer Wehmut denk' ich des unendlichen Geistes, der nun den ewigen Schlaf schläft."

Frau Körner an Professor Weber:

„Dresden d. 7. Nov. 1805."

„Ich preise mich glücklich, daß ich meinen Mann nie verhindert habe, seine Jugend froh zu genießen, und ihn das alles habe gewähren lassen, was seinem reinen Sinn Freuden gab. Das Haus dem Gatten so angenehm als möglich zu machen, ist der Frau erste Pflicht,

um daß er nie die Idee kriegt, daß es wo anders besser wär' oder nur könnte sein. Ich habe das Glück genossen und genieß' es auch bei meinen Kindern; das Wählenswerteste ist für sie immer das Haus, wenn man sie zwischen Ausgehen und Zuhausebleiben wählen läßt."

„Lassen Sie uns, mein guter Vetter, ja nicht über die jetzigen Zeiten klagen, wenn wir bedenken, wie es den armen Menschen geht, die dem Kriegsschauplatz näher sind als wir; die Sorge wird mir leichter zu tragen, wenn ich an meine armen Verwandten in Schwaben denke, mein Herz blutet, und ich unterwerfe mich dem Drang der Zeiten ohne Murren. Mein Körner fühlt sich ganz glücklich, wenn er den Genuß von Musik hat, und die äußeren Dinge haben keinen Einfluß auf seinen Frieden. Seine schöne Seele verbreitet Ruhe und Glück um alle die, die um ihn leben. Der Genuß von Musik vervollkommt sich immer mehr und mehr bei uns, der Kapellmeister Paer, der sehr den Eintritt in unser Haus gesucht hat und uns fleißig besucht, giebt uns manchen Genuß. Er hat Freude an der Töchter Gesang; sie tragen seine Sachen nach seiner Idee vor, er bringt immer neue Sachen von sich, die sie prima vista singen müssen und tadelt und lobt sie und sagt, wo und wie sie manches machen sollen; so wird sein Besuch uns zur Freude und den Töchtern zur Belehrung."

„Die Schiller und die Wolzogen haben die jetzigen Zeitumstände abgehalten, zu kommen. Sie werden aber Körner zur Winterarbeit die Papiere schicken. Von vielen Stücken haben sich ganz ausgearbeitete Pläne gefunden, die immer ein schönes Ganze machen, zwei Akte vom Demetrius ganz fertig."

Frau Körner an Professor Weber:

„Dresden d. 19. Januar 1806."

„Wir beschlossen das alte Jahr mit einer Aufführung des Figaro, die uns viel Freude gab, weil Paer den Figaro vortrefflich sang. Emma sang die Susanne, Julie die Gräfin, Körner den Grafen, zwei Mamsells Grünewald den Cherubin und die Marcelline, und die übrigen Rollen wurden von den Herren von unserer Singgesellschaft gesungen. Sie wissen, wie wir in dem Genuß von Musik leben, und wie sie uns das Leben erfreut, so können Sie Sich denken, wie froh wir das Jahr beschlossen, und da Dorchen und Herr von Vieth noch zuletzt uns Scherz und Ernst ganz vortrefflich gaben. Noch eine wichtige Veränderung im Haus ist vorgegangen: Karl hat einen Hofmeister bekommen. Ein Herr Dippold ist es, kennen Sie ihn vielleicht aus Leipzig."

(fortgesetzt) den 16. März 1806.

„Wir sind diesen Winter recht froh gewesen, alle gesund, immer in angenehmer Gesellschaft gelebt, durch Musik den Reiz des Lebens erhöht, fürchtete ich immer doch die ernste Nemesis, daß sie zürnend sich uns nahen möchte. Emma ist diesen Winter sehr bewundert worden. Ohne hübsch zu sein, hatte sie die Stimme der Kenner, und die entschied den Geschmack für sie. Man bewunderte die Unschuld ihres Betragens, die gänzliche Unbefangenheit, in der sie immer blieb. Sie tanzt gern und tanzt hübsch, sie tanzt noch um des Tanzes willen. Dies giebt ihrem Gesicht eine unschuldige Heiterkeit, die man selten sieht, und ihr einen Reiz giebt, den oft die Schönste nicht hat. Im Anfange ängstigten mich die Artigkeiten,

die man ihr sagte, ich fürchtete mich, sie möchte einen Eindruck bekommen, der mir nicht lieb wäre. Aber, dem Himmel sei Dank, sie blieb, wie sie war, ruhig und froh."

„Am 11. März war mein Geburtstag, welcher von den meinen mit einer Aufführung von Matrimonio segreto gefeiert wurde. Wunderschön war die Aufführung, und nachher wurde le parleur éternel von Herrn von Vieth gegeben und der Schauspieler wider Willen. Das Verdienst von Herrn von Vieth ist eminent, es ist kein Schauspieler, der ihm ähnlich ist."

Frau Körner an Professor Weber:

„Dresden d. 22. August 1806."

„Meines Karls gefährliche Krankheit werden Sie durch Ihren Bruder wissen. Dies war im April, und den Monat Juni brachten wir in Schandau zu, wo die letzten 14 Tage Blümner mit uns war, welcher kam, um seine Freundin Dora zu sehen. Das Bad ist uns allen sehr wohl bekommen, und meine beiden Mädchen verließen Schandau mit 1000 regrets, ob sie gleich nur Felsen und Wasser zurückließen. Seit den sieben Wochen, daß wir zurück sind, haben sich eine Menge Fremder, die an Körner adressiert waren, bei uns eingefunden, worunter der bedeutendste ein Herr Öhlenschläger aus Kopenhagen ist, eine eigene Erscheinung vom nordischen Boden. Goethe empfahl ihn Körner als etwas Außerordentliches; und das ist er auch, er hat viel geschrieben, aber alles dänisch, es existieren ein paar Bände Gedichte von ihm, aber leider auch dänisch. Doch hat er ein Stück von sich ins Deutsche übersetzt, ein Lustspiel in

Jamben „Aladins Lampe — das Märchen wird Ihnen aus 1001 Nacht bekannt sein — in wahrem Shakespeareschen Geist mit eben der Kraft und oft derselben Phantasie. Körner sagt, es existierte in Deutschland niemand, der etwas so Ähnliches schreiben könnte, in früheren Jahren Goethe. Öhlenschläger ist bescheiden und ein schöner Mann. Eine Konversation mit ihm zu halten, die sich folgt, ist nicht möglich, auf einmal sitzt er und hört nicht und sieht nicht, und da kann er selbst insipid aussehen, und aller Geist geht in sein inneres Selbst zurück. Vielleicht ist er noch hier, wenn Sie kommen; die Regierung läßt ihn reisen. Er lacht selbst darüber, daß man einen Dichter reisen läßt."

„Der Werner war hier, der Verfasser der Weihe der Kraft, aber sein Aussehen ist schmutzig und knotig. Ich will ihn lieber lesen als sehen.

Karl hat sich seine Bestimmung gewählt. Gott beschütz' ihn dabei und geb' ihm Gesundheit. Er wird ein Bergmann; er kommt Ostern 1808 auf die Bergakademie nach Freiberg. Wenn er was lernt, kann er sein Brot früher als in jedem andern Fach haben."

Frau Körner an Frau Schiller:

„den 24. Januar 1807."

„Mein Karl ist nun ein großer Mensch, und Ostern 1808 kommt er aus dem Haus. Wie bald wird die Zeit dahin sein, und wie schmerzlich für uns Eltern, ihn von uns zu lassen. Mein Mann wird Dir gesagt haben, daß er sich den Bergbau gewählt hat für seine künftige Bestimmung. Seine Wahl ist klug; der kluge Bergmann findet überall sein Brot, wenn's auch nicht

im Vaterland ist; er kommt erst auf die Bergakademie $2^1/_2$ Jahr, ehe er andere Universitäten besucht. So haben wir ihn doch die erste Zeit nur wenige Meilen weit von uns entfernt und können ihn öfter sehen. Er ist viel größer als ich und der Vater und hat die Schwester sehr überwachsen, die auch größer als ich ist. Er ist ein guter Mensch und hat uns jetzt nur durch Krankheit betrübt."

„Emma ist ein gutes, vortreffliches Mädchen, die sich jedermanns Achtung erwirbt durch ihren Charakter und ihre Talente. Sie malt brav Öl, und Miniatur vorzüglich. Sie singt sehr artig, aber ihre Stimme wird durch Juliens wunderschöne Stimme verdunkelt. Juliens Gesang ist wirklich etwas Vorzügliches; sie ist überhaupt ein liebes Mädchen, das ich wie mein eigen Kind liebe. Sie ist uns auch in kindlicher Zärtlichkeit zugethan; sie gehört so zum Ganzen."

„Ich habe jetzt die Erfahrung gemacht, daß der Ärmere der ist, der am liebsten giebt. Wo mein Beutel nicht mehr konnte, hab' ich jetzt zu kleinen Sammlungen meine Zuflucht genommen, und da war's das Scherflein der Armen, das am schnellsten kam und am gernsten gegeben wurde."

„Ich habe manches schöne Herz da kennen lernen. O welche Zeiten der Not und Bedürfnisse!"

Dora an Professor Weber:

„Dresden d. 19. Febr. 1807."

„An uns sind, Gott sei Dank, die gewaltigen Erschütterungen vorübergegangen, und wir haben nur durch das unnennbare Unglück gelitten, welches so viele andre

traf. Wir haben bis vor vierzehn Tagen täglich 14 bis 18 Mann Einquartierung gehabt, wir haben dreierlei Kontribution zahlen müssen. Aber den inneren Frieden haben wir uns zu erhalten gewußt, und alles in unserem Hause ist unverändert geblieben. Körner ist uns ein gutes Vorbild, in seiner Nähe schämt man sich, kleinmütig zu sein Das Unvermeidliche trägt er mit Ruhe, blickt vertrauend in eine schönre Zukunft und genießt jede Freude mit dem unnachahmlichen Kindersinn, welchen Sie an ihm kennen."

Emma Körner an die Großtante Ayrer:

„Dresden den 31. Dezember 1807."

„Ihre Enkelin, meine geliebte Großtante, hat eine Würde erlangt, nämlich ich bin chanoinesse vom Stift Trübeck geworden. Dieses Kloster liegt bei Wernigerode und ist eine Stiftung der Grafen Stollberg. Die älteste Gräfin Stollberg ist allemal Äbtissin davon; sobald sie heiratet, muß sie es aber abgeben. Sie wissen, liebe Großtante, daß der Kammerherr Schönberg eine Gräfin Stollberg geheiratet hat, diese war Äbtissin, und ehe sie diese Stellung nun abgeben mußte, hat sie noch zwei Stiftsdamen gemacht und hat mir und Julien zu ihrem Andenken das Ordenskreuz geschickt. Wenn wir einmal einrücken, was wir aber vielleicht beide nicht erleben, bekommen wir jährlich 200 Thaler, ohne genötigt zu sein, in Trübeck zu leben, sobald wir aber heiraten, müssen wir die Stelle abgeben. Der Orden ist ein schwarzes Kreuz an einem schwarz und silbernen Bande."

Dora an Professor Weber:

„Dresden d. 11. April 1808.“

„Ach, es ist so angenehm, bei der allgemeinen Zerstörung und Vernichtung auf die dauernde Anhänglichkeit seiner Freunde rechnen zu können. Dieses Glück habe ich jetzt recht lebhaft genossen, wie ich die Herzogin von Kurland jetzt wiedersah, treu und unverändert, wie in den ersten Tagen unserer Freundschaft. Ich rechne die Tage, die ich mit ihr verlebte zu den schönsten, die das Schicksal mir diesen Winter gab. Ich werde auch diesen Sommer viel mit ihr sein; denn ich gehe zu ihr nach Löbichau und von da mit ihr nach Karlsbad. Überhaupt habe ich sehr Ursache, dankbar gegen das Schicksal zu sein; wie wichtig und groß auch die Ereignisse der mich umgebenden Welt sein mögen; der kleine Kreis meiner Lieben ist nicht gestört. So lebhaft ich mich auch der Unfälle annehme, die die Menschheit treffen, so sehr mein Herz dabei blutet, so tröstet mich doch immer wieder der Gedanke, daß mir Gott die meinen gelassen, und daß ich daher alles Trübsal geduldiger ertragen kann.“

„Zu Pfingsten trennt sich Karl von uns, und das wird eine trübe, bittere Zeit werden!“

„Herrn von Kleist sehen wir oft in unserm Hause, und wir schätzen ihn als Menschen, wie er verdient. Mit dem Schriftsteller haben wir manchen Streit. Sein Talent ist unverkennbar; aber er läßt sich von den Heroen der neuern Schule auf einen falschen Weg leiten, und ich fürchte, daß Müller einen schädlichen Einfluß auf ihn hat. Seine Penthesilea ist ein Ungeheuer, welches ich nicht ohne Schaudern habe anhören können. Sein

zerbrochener Krug ist eine Schenkenszene, die zu lange dauert, und die ewig an der Grenze der Decenz hinschießt."

„Seine Geschichte der Marquisin von O. kann kein Frauenzimmer ohne Erröten lesen. Wozu soll dieser Ton führen. Überhaupt fürchte ich, daß der Phöbus nicht länger wie ein Jahr leben wird. Jetzt schon wird er weder mit Vergnügen erwartet, noch mit Interesse gelesen. Und doch wollen diese Herren an der Spitze der Litteratur stehen und alles um sich und neben sich vernichten."

Emma Körner an Professor Weber:

„den 15. April 1808."

„Wenn Sie das Politik nennen, daß ich den wärmsten Anteil an allem nehme, was mein deutsches Vaterland angeht, so bin ich sehr politisch. Die Liebe zum Vaterlande ist leider selten geworden, und wenn man sich dieses Gefühls auch nicht schämt, so wird es doch häufig aus Rücksichten unterdrückt, was ich sehr unrecht finde, da es gewiß zu den schönsten Gefühlen gehört, welche die menschliche Brust bewegen können, und man es hüten sollte, daß es nicht bei dem Drang der Umstände untergeht."

„Das Unglück, welches unsere deutschen Nachbarn betrifft, macht mir ebenso viel unangenehme Empfindungen, als wenn es uns selbst beträfe, und wenn meine Empfindungen etwas helfen könnten, wäre ihnen schon längst geholfen. Ich begreife recht sehr gut, wie drückend es sein muß, nur immer zu hören, wie dieser oder jener geplagt wird, und wie unglücklich er ist, ohne

diesem zahllosen Unglück abhelfen zu können, wie das in Frankfurt der Fall sein muß. Durch Natur und Kunst kann man noch allein von so vielem Unangenehmen abgezogen werden, und Sie sind sehr zu beklagen, daß Ihnen dieser Genuß so schwer gemacht wird."

„Unsere Singakademieen gehen noch immer fort; vorigen Dienstag haben wir ein Oratorium von Graun, „der Tod Jesu," gesungen. Kleist sehen wir ziemlich oft, und seine Gesellschaft gewährt uns recht viel Vergnügen, er ist ein ganz eigener Mensch, und man muß ihn genau kennen, um ihn zu verstehen. Er hat eine reiche Phantasie, welche, wenn ihr die Zügel mehr angelegt werden, gewiß noch große Dinge hervorbringen wird. Obgleich Kleist nichts weniger als anmaßend ist, so bedarf er doch gewiß einen strengen Kritiker, welcher sein außerordentliches Talent auf andere Gegenstände leitet, als er immer zu seinen Dichtungen wählt. Er liebt es mit dem Stoff zu kämpfen, aber es ist schade, wenn er seine Kraft verschwendet. Müller tadelt ihn vielleicht nicht streng genug, sondern findet alles unverbesserlich, was Kleist in der Folge schaden kann."

„Noch arbeitet der Vater nicht an der Herausgabe von Schillers Schriften; die Schiller und Wolzogen schreiben immer davon, daß sie den Nachlaß schicken wollen, schicken aber nichts."

Emma Körner an Professor Weber:

„den 14. Juni 1808."

„Wir kommen eben von einer Reise nach Freiberg zurück, wo wir meinen geliebten Bruder auf die Bergakademie gebracht haben. Die Trennung von Karl ist

uns sehr schwer geworden, obgleich er jetzt nur vier Meilen von uns entfernt ist. Er selbst that sich viel Gewalt an, seinen Kummer zu verbergen, aber ich bin überzeugt, daß er das väterliche Haus sehr vermissen wird. Die Freiheit, zu thun, was man will, was sonst jeden jungen Menschen besticht, kann für ihn keinen Reiz haben, weil ihm unsere vortrefflichen Eltern gern jeden Wunsch gewährt haben, und er alles schon genossen hat. was in diesem Alter Freude machen kann. Karl wohnt sehr angenehm bei einem Geschworenen, der eine gute, treuherzige Familie hat, auf deren Sorge wir uns verlassen können. Die meisten der Herren Berggeister waren abwesend, wir haben also Karls Obere nicht alle kennen lernen, aber ich hoffe, er wird eine angenehme Gesellschaft an dem jungen Herrn von Herder finden, der Sohn des bekannten Herder."

„Haben Sie schon die neue Bearbeitung von Faust gelesen? Sie ist ganz vortrefflich und enthält mehrere neue Scenen. Die Zueignung vorne am Faust ist wunderschön, und ich habe seit vielen Jahren nichts von Goethe gelesen, was mich so entzückt hätte. Sie werden gewiß auch recht begeistert davon sein!"

VI.

Die Zeit nach dem Auszug des Sohnes aus dem väterlichen Haus sollte in der That eine trübere für die Körnersche Familie werden. Theodor war zwar ein fleißiger Briefschreiber und korrespondierte mit allen Mitgliedern der Familie, aber was ist auch der regste Briefwechsel gegen den persönlichen Verkehr im täglichen und stündlichen Beisammensein? Er war der Verzug und der Stolz des ganzen Körnerschen Kreises in Dresden, und sein frisches, jugendliches Wesen wie sein poetisches Talent machten ihn zu einem beliebten und gesuchten Mitglied in Gesellschaften und auf Bällen. Vorzüglich fehlte er dem Vater, der in seinem kindlich harmlosen Sinn stets leicht und gern auf des Sohnes frohes Treiben eingegangen war und zugleich auch den Sohn schon vielfach in seine Interessen eingeführt und sich zum vertrauten Freunde herangezogen hatte. Dazu kam, daß noch in demselben Jahre der treue Freund von Schönberg Dresden verließ, und die Pflegetochter Julie Kunze den Grafen von Einsiedel auf Gnandtstein

heiratete. Körners nahmen an ihrem Glücke den wärmsten Anteil und blieben in regem Verkehr mit dem jungen Paare, das den Winter über in Dresden wohnte; aber im eigenen Hause war es natürlich stiller geworden und die Singübungen hatten in Julie für die Zukunft ihre beste Stütze verloren. Im nächsten Jahre starb die Tante Ayrer in Zerbst. Ihr Besuch war manches Mal ihrem Neffen Körner nicht recht passend gewesen, und auch die Reisen zu ihr waren mehr aus verwandtschaftlicher Rücksicht unternommen, als daß sich Körners für ihre Person besonderen Genuß versprachen. Aber sie hegten doch alle aufrichtige Hochachtung vor der Tante, die von Körners früher Jugend an mit inniger Teilnahme an ihm gehangen und die Liebe zu ihm auf alle die seinigen übertragen hatte. Auch in ihrem Testamente hatte sie ihre Liebe bethätigt, und Körners fiel eine bedeutende Erbschaft zu, im Gesamtbetrage von über 18.000 Thalern.

Aber auch die öffentlichen Verhältnisse wirkten jetzt unmittelbar in empfindlicher Weise auf das Körnersche Haus ein. Noch im Sommer 1808 zogen wiederholt französische Corps durch Dresden, und die Hauswirte hatten die Last der Einquartierung zu fühlen. Seit dem 20. August bis Ende Oktober hatten 67,000 Mann in Dresden einquartiert werden müssen, und Frau Körner hatte als Hausfrau viel Not. Sie klagte, daß ihr einmal neun Mann die Kopfkissen mitgenommen, und daß sie durch die Beschäftigung mit den lieben Franzosen zu keiner anhaltenden Arbeit kommen könne; doch helfe ihr ihre Emma treulichst, die eine treffliche Hausmeisterin geworden sei.

Die Körnersche Familie zeichnete sich durch deutschen

Patriotismus aus und haßte die Franzosen und Napoleon gründlich. Aber vergebliches Klagen und Murren war nicht Körners Art. Er trug die unvermeidlichen Kriegslasten mit ruhiger Ergebung und suchte nur, sich durch den Krieg seine Kreise nicht stören zu lassen. Die Geselligkeit war ihm nicht nur ein Mittel zur Erholung und Unterhaltung, er hatte früh ihren sittlichen Gehalt erkannt und gepflegt. Der Austausch der Ansichten und Meinungen verschiedengearteter Menschen, das Mitteilen ihres Wissens, die gemeinsame Pflege der Künste, der Wechselverkehr der Männer und Frauen, des Alters mit der Jugend, die Erweiterung des eigenen kleinen Selbst zur Teilnahme an alledem was menschlich ist, das alles schien ihm die notwendige Grundlage zu sein, auf der sich allein ein menschenwürdiges Leben und besonders ein gutes Familienleben aufbauen lasse. Nun brachten die Kriege Napoleons zu allen übrigen Schrecken auch noch die leidenschaftlichen Parteiungen in Sachsen. Hie Deutschtum, hie Franzosenverehrung lauteten die Parolen, und die politischen Meinungsunterschiede drohten auch den Frieden der geselligen Kreise zu untergraben. In der Heftigkeit der Parteinahme verlor man die Fähigkeit, den Gegner zu verstehen und zu achten, und über die Tagesfragen vergaß man die idealen Interessen der Wissenschaft und der Kunst. Dem wollte Körner in seinem Hause vorbeugen, und wie gründlich er auch den absoluten Weltbeherrscher haßte, so sehr wachte er bis zum Entscheidungsjahre 1813 darüber, daß in seinem Hause dieser Haß nie öffentlich zur Sprache kam. Alle politischen Fraktionen und Nüancen verkehrten bei ihm, aber alle fühlten heraus, daß hier stillschweigend das Gesetz walte, daß um der Kunst, der Wissenschaft und

der Geselligkeit halber Ausdrücke politischer Gehässigkeit nicht geduldet wurden. Vom Körnerschen Hause ging dann dieser Ton auch auf andere Dresdener Gesellschaftszirkel, namentlich auf die Familie von Racknitz über, und die Freudigkeit, mit der die Gäste jedesmal in diese Familien kamen, und die Dankbarkeit, mit der sie aus ihnen schieden, zeigte, wie unerläßlich zur Aufrechthaltung des geselligen Verkehrs diese Maßregel gewesen war. Recht aus des Vaters Sinne schrieb der Sohn unter einen Brief aus dem Frühjahr 1809 die vier Verse:

> Laßt uns nicht bangen im Kampf der Zeit,
> Tobt auch auf den Feldern der blutige Streit.
> Wem das Herz in heiliger Ruhe schlägt,
> Der wird nicht vom Sturme des Schicksals bewegt.

Die amtliche Thätigkeit des Vaters entzieht sich meiner Beurteilung; ich finde darüber in den Quellen zu wenig. Er ist als ein guter Beamter stets gelobt und von seinen Vorgesetzten gewürdigt, aber wie bei allen Beamten, die nicht an erster Stelle stehen, war nach außen hin von seiner Wirksamkeit nichts zu spüren; auch lag in ihr nicht seine Bedeutung, und wie in der früheren Zeit der Schwerpunkt seiner, wenn ich so sagen darf, geschichtlichen Einwirkung seine Freundschaft mit Schiller war, so lag er jetzt in seiner Erziehung des Sohnes, der berufen war, so kurz sein Leben auch währte, als begeisterter Sänger der Freiheitskämpfe später weithin zu wirken. Und der Vater war ein vorzüglicher Pädagoge, frei von aller Pedanterei und frei von dem Streben, die Kinder nach seinem Sinne formen zu wollen. In herzlicher Liebe suchte er, sie in ihrer

Eigenart zu erkennen und diese ihre Eigenart zur größtmöglichen Entfaltung zu führen. Liebe und Vertrauen waren die Hauptmittel seiner Erziehung, und wenn er oft den Hausfreunden gar zu milde und zärtlich den Kindern gegenüber zu sein schien, so hat der Erfolg ihm recht gegeben, und die Liebe, welche seine Kinder überall sich zu erwerben wußten, und die fröhliche Natürlichkeit ihres Wesens und die Lauterkeit ihrer Gesinnung und vor allem die herzliche Liebe, Verehrung und innige Freundschaft zu dem Vater zeigen, wie richtig seine Methode gewesen ist.

In völligem Vertrauen ließ er den Sohn aus dem Hause ziehen, aber er glaubte nicht, daß nunmehr die Erziehung desselben abgeschlossen sei, sondern daß von jetzt ab der Vater erst recht seine erziehende Thätigkeit beginnen könne. Durch bloße Ermahnungen, Lob oder Scheltworte, war freilich nicht viel gethan, wenn es ihm nicht zugleich gelang, das unbedingte Vertrauen des Sohnes so zu erringen, daß dieser am offensten und liebsten mit dem Vater verkehrte und ihn wie den nächsten Freund betrachtete, dem er alles ungescheut mitteilen mochte, seine Freude und Lust, seine Arbeit und seine Interessen wie auch die Gegenstände seiner Unlust und seine Fehler.

Die Briefe des Vaters gehen auf alle Gedanken des Sohnes ein. Sie enthalten auch wohl gute Ratschläge und Lehren, aber mit Maß und ohne Herbheit im Tadel. Daneben erzählt er ausführlich alles, was den Sohn, und was ihn selbst interessiert, und schreibt nie in gekünsteltem Tone, sondern frei und gerade, wie es ihm um das Herz war. Er stimmt sich im Verkehrstone mit dem Sohne nicht mühsam herab, sondern in

seinem heiteren, kindlichen Sinn konnte er den jugendlichen Frohsinn desselben nachfühlen, und durch sein reiferes Urteil hob und zog er zugleich den Sohn empor, ohne daß er selbst sich der pädagogischen Absicht dabei deutlich bewußt war, und ohne daß der Sohn eine Absicht merken konnte, noch sich in seiner Freiheit und jugendlichen Freude am eigenen Urteilen beschränkt sah. Wie Körner in der Kritik stets von dem Gedanken ausgegangen war, daß der Künstler nicht einer einseitigen Theorie Gehör geben müsse, und nicht nach einer solchen gemessen werden dürfe, sondern daß jeder wahre Künstler von einem gewissen Instinkt geleitet werde, der über den Regeln stehe, und daß er selbst für sein Kunstwerk eigentlich immer die höchste Instanz sei, so meinte er auch in der Erziehung dem individuellen Charakter vor allem sein Recht belassen zu sollen und nicht immer allgemeinen Ideen, am wenigsten hergebrachten, folgen zu müssen. Er war nicht blind gegen die Mängel seines Sohnes, aber er wußte, daß er bei der Eigenart desselben nicht alle Tugenden anpflanzen könne, und er übte die weise Selbstbeschränkung, zunächst das zu fördern und zu ziehen, was von selbst wuchs, und Fremderes nicht mit Ungestüm aufzupfropfen, sondern mit Vorsicht und unvermerkt anzubieten. Zu dieser notwendigen Selbstbeschränkung des guten Pädagogen gelangt nie der Pedant, der nach Regeln erziehen will, sondern nur der freie, vielseitig gebildete Mann, der jede Individualität gelten läßt, sie freudig nach ihrem besonderen Werte anerkennt und sorgsam hegt und pflegt. Liebt der Pedant eigentlich in seinem System nur sich selbst gleichsam als Musterbild, so übt der wahre Pädagoge vor allen

andern Tugenden die Liebe, die nicht das ihre sondern das des andern sucht; denn „Kinder brauchen Liebe.“

Die Briefe des Vaters an den Sohn liegen in großer Zahl vor und sind für die folgenden fünf Jahre die hauptsächliche Quelle, aus der wir Kunde schöpfen können sowohl über das Thun und Treiben des Sohnes als auch über das Leben der Eltern, der Schwester und der Tante. Es erhellt daraus, daß Theodors Entwickelung und seine schriftstellerische Thätigkeit der Mittelpunkt der Teilnahme des Elternhauses waren; und wie in früheren Jahren jeder Brief und jedes eingesandte Gedicht des großen Freundes für Körners ein Fest war, so gaben jetzt die Briefe und Gedichte des Sohnes die höchste Lust; und was ihnen naturgemäß an Reife und Tiefe des Inhalts im Vergleich zu Schillers Briefen und Werken abging, das ersetzte für den Vater die noch erhöhte Lust, selbst mitzuraten und das Talent des Sohnes zu hüten und zu bilden. An produktivem Talente stand er dem Sohne nach, an Reife des Urteils und an geläutertem Geschmack war er ihm weit überlegen, und so fühlte er in dem Verkehr mit dem Sohne den Doppelgenuß des Gebens und Nehmens und die volle Freude an den frohen Blüten des jugendlichen Talentes zugleich mit der hoffnungsreichen Sorgfalt für das Reifen der Früchte. Der Briefwechsel wird mehrfach durch Besuche des Sohnes im Elternhaus und der Eltern beim Sohn unterbrochen. Theodor war ein guter Fußgänger und ging die vier Meilen von Freiberg nach Dresden in 6 Stunden. Zu allen kleinen Familienfesten, und auch sonst während kurzer Unterbrechungen der Vorlesungen pflegte er den Weg nicht zu scheuen, um die Eltern zu überraschen. Öfters nahm

er dann die Guitarre, die einst Schiller für seine Mutter besorgt hatte, mit auf die Reise, um wie ein Troubadour singend und spielend von Ort zu Ort zu ziehen, und häufig lockte ihn noch die Nacht heraus, daß er unter ihrem stillen Dunkel seine Lieder durch Feld und Auen ertönen ließe.

In der ersten Zeit des Freiberger Aufenthalts zog ihn der Bergbau am meisten an. Der Vater hatte gewünscht, daß er den praktischen Teil seiner Wissenschaft gründlich, wie ein „gemeiner Bergmann" erlerne. An den Tagen, an denen er einfuhr, ging er um 4 Uhr auf die Grube und kam erst um 12 Uhr zurück. An den anderen Tagen hörte er Vorlesungen und hatte Unterricht in der Regel sieben Stunden. Er hörte mit großem Interesse die Vorlesungen Werners über Bergbaukunst und Geognosie, sowie die chemischen, physikalischen und mathematischen Vorlesungen von Lampadius. Die körperlichen Anstrengungen kräftigten seinen Körper. „Sie glauben nicht," schrieb schon die Mutter, nachdem der Sohn kaum 6 Wochen studierte, „wie robust der Mensch geworden ist, wie die Strapazen seinen Körper bilden; er wird ein wenig zu groß für einen Bergmann." Und als die Eltern im Herbst des Jahres 1808 „den guten Sohn" auf zwei Tage in Freiberg besucht hatten, schrieb die Mutter über ihn: „Was ist das für eine Maschine geworden!"

Fröhlich fuhr der junge Bergmann des Morgens mit dem „uralten Zauberwort der Berge": Glück auf! in die dunkle, unterirdische Nacht. Die Poesie des Bergmannslebens, wie sie schon Novalis erschlossen hatte, erfüllte auch ihn, und weil er sie in Wahrheit empfand,

klingt auch aus seinen Bergmannsliedern eine frische, ursprüngliche Begeisterung wieder:

Durch der Stollen weite Länge,
Durch das Labyrinth der Gänge
Wandern wir den sichern Weg.
Über nie erforschte Gründe,
Über dunkle Höllenschlünde
Leitet schwankend uns der Steg;
Ohne Grauen, ohne Zaudern
Dringen wir ins düstre Reich,
Führen auf metallne Wände
Jauchzend den gewalt'gen Streich.

Nicht minder fröhlich und begeistert klingt der Ton in seinem Berglied nach der Melodie: Wohl auf Kameraden 2c.:

Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht!
Glück auf! in dem furchtbaren Schlunde!
Wir klettern herab durch den felsigen Schacht
Zum erzgeschwängerten Grunde.
Tief unter der Erde, von Grausen bedeckt,
Da hat uns das Schicksal das Ziel gesteckt.

Und still gewebt durch die Felsenwand
Erglänzt das Licht der Metalle;
Und das Fäustel in hochgehobener Hand
Saust herab mit mächtigem Schalle;
Und was wir gewonnen im nächtlichen Graus,
Das ziehen wir fröhlich zu Tage heraus.

Da jagt es durch alle vier Reiche der Welt,
Und jeder möcht' es erlangen;
Nach ihm sind alle Sinnen gestellt,

Es nimmt alle Herzen gefangen.
Nur uns hat nie seine Macht bethört,
Und wir nur erkennen den flüchtigen Wert.

Drum ward uns ein fröhlicher, leichter Mut
Zugleich mit dem Leben geboren,
Die zerstörende Sucht nach eitlem Gut
Ging uns in der Tiefe verloren.
Das Gefühl nur für Vaterland, Lieb' und Pflicht
Begräbt sich im Dunkel der Erde nicht.

Und bricht einst der große Lohntag an,
Und des Lebens Schicht ist verfahren,
Dann schwingt sich der Geist aus der Tiefe hinan,
Aus dem Dunkel der Schächte zum Klaren,
Und die Knappschaft des Himmels nimmt ihn auf
Und empfängt ihn jauchzend: Glück auf! Glück auf!

Der Vater hatte große Freude an den poetischen Versuchen des Sohnes, glaubte aber doch den jungen Dichter für jetzt in erster Linie auf seinen Lebensberuf hinweisen zu müssen. Er schrieb ihm am 24. Juni 1808: „Bleibe immer dabei, lieber Sohn, den Dienst der Musen mit Deinen jetzigen Studien zu verbinden. Gymnastik und Musik mußten einander immer bei den Griechen das Gleichgewicht halten. Unter Musik verstanden sie das ganze Gebiet der Kunst, und was Du jetzt als Bergmann treibst, ist eine Art geistiger Gymnastik. Nur wirst Du wohlthun, Deine poetischen Liebhabereien etwas geheim zu halten. Unter den wissenschaftlichen und Geschäfts-Pedanten, die dabei in ihrer Art schätzenswerte Männer sein können, wird man durch solche Vertraulichkeiten leicht verkannt. Dich muß als Bergstudent keiner übertreffen. Was Du alsdann noch

außerdem daneben treibst, geht niemanden etwas an." Die Gedichte des Sohnes wurden aber stets im Elternhause freudig aufgenommen und meistens in Abschrift zurückbehalten. Oft schreibt der Vater eine kurze Kritik, und verhandelt überhaupt gern mit dem Sohne über seine Gedichte und über die dichterischen Erzeugnisse anderer. Eine besondere Freude gewährte es ihm, als Theodor die Ausarbeitung einer Operntextskizze, Alfred, übernahm, die er selbst früher entworfen hatte, und er schreibt ausführlich über seinen Plan und Theodors Abänderungsvorschläge. Er fürchtet, Theodors Bearbeitung möchte zu gut für die Musik werden, zu viel Deklamation enthalten, so daß nicht jeder Musiker dem Texte gewachsen sei. Er müsse etwa in Gluckscher Weise behandelt werden. Durch Gluck erscheine das Gedicht gleichsam in einem höheren Glanze. Dagegen gebe es neuere Opern, in denen die Musik herrsche, und die Poesie nur die Rubriken liefere.

Im Dezember 1808 weiß er dem Sohne zu berichten, daß Kleist einen Hermann und Varus bearbeite: „Sonderbarerweise," schreibt er, „hat es aber Bezug auf die jetzigen Zeitverhältnisse und kann daher nicht gedruckt werden. Ich liebe es nicht, daß man seine Dichtungen an die wirkliche Welt anknüpft. Eben um den drückenden Verhältnissen des Wirklichen zu entgehen, flüchtet man sich ja so gern in das Reich der Phantasie."

Im November stattete Theodor einen kurzen Besuch bei Wilhelm Kunze und seiner Frau Betty in Leipzig ab. Er scheint da in der ausgelassensten Stimmung gewesen zu sein, die sich noch in einigen Briefen hinterher wiederspiegelt. Es geht aus denselben hervor, daß

Kunzes für die kleinsten Wortwitzeleien ein dankbares Publikum abgaben. Die Briefe sind charakteristisch für den überaus harmlosen Sinn des jugendlichen Studenten. Er schreibt:

„Am Cäcilientage" (22. November).

„Ihr Lieben!"

„Mit einem Herzen voll der schönsten Gefühle wanderte ich aus Leipzig, und nur der Erinnerung an die vergangenen Stunden verdanke ich den guten Humor, der mir trotz allen Wütens des Himmels blieb. Sturm, Regen, Schlossen, Schnee, nichts ließ das Schicksal unversucht, um meinen frohen Sinn zu beugen, aber umsonst. Nicht einmal das geahndete Unglück, was im Lahmwerden des einen Fußes bestand, konnte meinen Lauf hemmen, so daß ich die ersten sieben Meilen in neun Stunden zurücklegte und schon um 4 Uhr in Waldheim anlangte. Ich habe dabei zugleich das Wunder mit den sieben Broten in der Bibel probiert, da mir das Franzbrötchen, was ich noch zu mir steckte, für den ganzen Tag als Nahrung genügte. Freilich war es aus Leipzig! Gestern war noch schlechter zu marschieren, denn mein armes Stiefelpaar bekam den Hang nach Aufklärung und suchte sich durch die Sohlen Licht zu verschaffen. Jedoch ich langte um 1 Uhr hier an. Ehe ich wieder in dies Nest eintrat, machte ich mir und meiner Lunge durch ein alphabetisches Verzeichnis aller Verfluchungen Luft und kroch dann erleichtert zum Thore herein. Schillers Resignation war's erste, was mir in die Hände fiel, und unwillkürlich travestierte ich:

Auch ich bin in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An Pleißens Ufern Verse vorgelesen,
Auch ich bin in Arkadien gewesen,
Doch sechs und neunzig Stunden nur.

Brillant! höre ich Euch ausrufen.

Man könnte mich wohl manchmal in der Einsamkeit mit einem Brieflein erfreuen!"

„Den 30. Dezember 1808."

„Da man keinen Brief mit „ich" anfangen soll, so wußte ich eben keinen andern Ausweg als diesen, um der Sünde zu entgehen. Jetzt bin ich beruhigt, und ich kann getrost zur Gratulation übergehen."

„Ich wünsche Dir und Deiner Betty zum bevorstehenden neuen Jahre, daß . . . .
. . . .
. . . .

„Überzeugt, Ihr wisset besser, was Euch zu wünschen wäre als ich, ließ ich diese Zeilen aus, und sollten Eure Wünsche mehr Raum brauchen, so könnt Ihr sie im Notfall auf die innere Seite des Couverts schreiben. Ob ich gleich vermuten könnte, daß Ihr gar nichts zu wünschen hättet, so mußte ich doch diesen Gegenstand berühren, weil der Zusammenhang eine Hauptsache des guten Stils ist, da ich bei dem Gedanken ans neue Jahr Gelegenheit nehmen könnte, von der Flüchtigkeit des Lebens zu sprechen, wobei mir der berühmte Vers einfällt:

Es jagt der Mensch
Durch seines Lebens Weh,
So wie der Rensch-
Litten durch den Schnee."

„Dieser bringt mich auf die Erzählung meiner Schlittenfahrt von Freiberg nach Dresden, was Euch zugleich meinen jetzigen Aufenthalt in Dresden bekannt macht, wobei Ihr an den in Leipzig erinnert werdet, wo ich bei Dir, Wilhelm, 5 Thaler auf die erste Hypothek genommen habe, die zugleich mit diesem Brieflein folgen. Diese Post bringt mich auf die fahrende, die mir von Euch das Ränzel und das Stammbuch richtig überliefert hat, wofür ich Euch ergebenst danke. Da die Dankbarkeit eine Tugend, und die Tugend die reinste Freude ist, so schreite ich hiermit zu den reinen Freuden über, wozu ich das Tanzen zähle, das ich jetzt in Dresden fleißig übe. Übung macht den Künstler, und der Künstler macht Bilder z. B. Altarblätter, wovon Friedrich, der Maler, eins jetzt zur Bewunderung aller ausgestellt hatte. Hoffentlich ist es ihm gut bezahlt worden. Ich denke wohl. Dies erinnert mich an Euer Wohl, was wahrscheinlich so vollkommen wie möglich ist, da das Schicksal die Guten doch allemal belohnt, und die Bösen bestraft werden, was verschiedene Dichter in verschiedenen Dramen deutlich auseinandergesetzt und erwiesen haben, wie, um diesen Satz durch Beispiele zu erläutern, Shakespeare in seinem Othello. Durch die genauste Ideenverbindung bringt mich dies auf Euern Mops, und dessen Schnarchen auf Musik, wobei ich an Steinbalten gedenke, der uns gestern im Hôtel de Pologne ein herrliches Konzert gab, viel Beifall und viel Geld erntete und mit einer himmlischen Phantasie schloß.

Aber jetzt halt! denn dieser Schluß könnte mich wieder auf den Jahresschluß bringen, dieser auf die Flüchtigkeit der Zeit, von da käm' ich auf die Schlittenfahrt, und so müßt' ich den ganzen Zettel noch einmal schreiben, wofür ich mich aber schönstens hüten will und nur noch Gelegenheit nehmen, da alleweile mein Feuer ausgeht und meine Hand für Frost zittert, von der Wärme zu sprechen, mit der ich ewig sein werde

Euer Freund Theodor."

„Dieser Brief ist eine idealisierte Kettenregel, folglich in sich selbst vollkommen wie ein Igel."

In den vier Tagen seines Besuches hatte Theodor am 16. November den Geburtstag der Frau Betty Kunze mitgefeiert. Im nächsten Jahre schickte er seinen Glückwunsch in einem Gedichte ein, in dem er dankbar des vorjährigen Leipziger Aufenthalts gedenkt:

An Betty
zum 16. November 1809.

Sieh', Betty, sieh' zu Deiner Wiegen
Kommt auch des Bergmanns Ruf gestiegen
Aus tiefer Erdenkluft herauf.
Und mit dem leichten Spiel der Leier,
Begrüßt er Deines Tages Feier:
Glück auf!

Noch denkt er an das Glück der Stunden,
Das er vor Jahresfrist empfunden,
Sehnt sich aus seinem Schacht hinauf.
Erinnrung nur kann ihn versöhnen
Und ruft ihm zu mit süßen Tönen:
Glück auf!

Doch will er's aus der Ferne wagen,
Der Liebe frommen Wunsch zu sagen,
Der sich im Herzen drängt herauf.
Und daß er schnell das Beste wähle,
Ruft er Dir zu aus voller Seele:
Glück auf!

Mag Dich der Götter Gunst umwehen,
Und mag Dein schönstes Glück bestehen,
Fest in der Zeiten Riesenlauf.
Doch fühlst Du je des Lebens Schmerzen,
Ruf' eine Stimme Dir im Herzen:
Glück auf!

Auch auf den Namen der Freundin dichtete er ein Rätsel, wie er das überhaupt mit Vorliebe that und als Scherz in der Geselligkeit dann diese Rätsel zu raten aufgab. Fast sämtliche Namen der Freundinnen und der Landgüter und Schlösser, auf denen er zu Gaste war, hat er, wenn sie irgend zu Rätseln zu verarbeiten waren, aus freundlichen und höflichen poetischen Bildern erraten lassen. An Betty schrieb er:

Sinkst Du vom Schlummer überwunden,
Umfang ich Dich mit weichem Flaum,
Im sanften Zauberhauch der Nacht
Umschwebt beglückend Dich der Traum.
Ein Zeichen mehr, und ich erstehe
Wie ein Gebild der Phantasie,
Und göttlich aus dem schönsten Munde
Entquillt des Himmels Harmonie.

Das Jahr 1809 begann Theodor mit einem wichtigen Entschluß. Die Vorlesungen Werners über Geognosie und Oryktognosie interessierten ihn so sehr,

daß daneben alles übrige für ihn zurücktrat. „Er ist eine Heroe der Wissenschaft," schreibt er über Werner an den Vater, „alles andre verliert neben der Geognosie und neben der ganzen Naturgeschichte." Das erweckte in ihm den Plan, sein Ziel sich anders zu stecken und nicht den praktischen Bergbau, sondern das Studium der Naturgeschichte zu seinem Berufe zu machen. Er dachte dabei an eine spätere akademische Thätigkeit. Sogleich teilte er dem Vater seinen Plan mit. Dieser ließ den Sohn gewähren und freute sich in mancher Hinsicht sogar seines Entschlusses. Freilich bot der Beruf des praktischen Bergmannes größere Sicherheit vor künftigen Nahrungssorgen als die akademische Docentenstellung, die der Vater selbst einst nach ihrer Unsicherheit kennen gelernt und darum aufgegeben hatte. Aber allzuängstlich war er in dieser Beziehung nicht, und die Freudigkeit des Sohnes in seinem Berufe und die freie Selbstbestimmung desselben galt ihm höher. „Hat der Bergbau," so schreibt er ihm, „für Dich sein Interesse verloren, so getraue ich mir nicht, Dir zur Fortsetzung des Bergstudiums zuzureden. In Deinen Jahren denkt man zu wenig an die Mittel, sich vor künftigen Nahrungssorgen zu sichern. Es ziemt mir also, bei Deiner jetzigen Wahl Dich auch an diesen Punkt zu erinnern. Aber eine zu große Ängstlichkeit darfst Du dabei von mir nicht fürchten. Die Virtuosität, das weiß ich sehr wohl, nährt in der Wissenschaft wie in der Kunst. Also nur nach dem Höchsten gestrebt, nur keine Erschlaffung, kein Strohfeuer, keine Mittelmäßigkeit. Ernst und Liebe, die dem Deutschen so wohl anstehen, werden auch Dich zu einem würdigen Ziele führen. Dein jetziger Entschluß giebt mir die Aussicht, Dich nach Deinen akademischen Studien

ein paar Jahre bei uns zu sehen. Ich gestehe, daß es mir erwünscht wäre, wenigstens etliche Jahre mit meinem ausgebildeten Sohne als Freund zu verleben. Vielleicht könnte ich Dir selbst in Deinem Fache als unbefangener Betrachter nützlich sein und Dich auf Lücken aufmerksam machen, die ich Dir auszufüllen überlassen müßte."

In der That arbeitete Theodor im nächsten Jahre mit großem Eifer, und seine Lehrer Werner und Lampadius nahmen sich seiner auf das freundlichste an. Er reichte ihnen Arbeiten ein, die sie begutachteten und für eine wissenschaftliche Fußreise durch Schlesien sprach der Professor Werner einen genauen Plan mit ihm durch. Unter dem Fleiße litt sein Frohsinn und seine jugendliche Heiterkeit nicht, und auch unter seinen Genossen war er überall gern gesehen. Aber auch an Ernst fehlte es ihm nicht, wo derselbe am Platze war. Im März 1809 schreibt er nach Hause:

„Ihr Lieben! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Mein Hausgenosse Schneider ist gestern ertrunken. Wir Studenten lassen ihn begraben; die ganze Geschichte ist mir und Schmid aufgetragen worden, er wird mit allen Ehrenbezeugungen begleitet. Wie es mich angegriffen hat, könnt Ihr leicht glauben, besonders da ich ihn verderben sehen mußte, ohne helfen zu können. Wie ich hinauskam, lag er schon dreiviertel Stunden unter dem Eise, und die elenden Anstalten machten, daß er erst nach einer Stunde, und zu spät, herausgezogen wurde. Der allgemeine Anteil hat mich recht erfreut, der ärmste von uns hat beigesteuert. Ich sollte chapeau d'honneur sein, konnte mich aber nicht dazu entschließen; so bin ich auch zu einem Gedicht gezwungen worden, mir das verhaßteste, was ich je gemacht habe."

Er sang dem Freunde in diesem Gedichte einen warmen Nachruf:

Vom höchsten Streben war dein Herz durchdrungen,
Das jeder edlen That sich willig bot.
Dein Auge brach, der Kampf ist ausgerungen,
In tiefer Flut umarmte dich der Tod.
Jetzt hast du längst der Erde Nacht bezwungen,
Die Seele schwebt im ew'gen Morgenrot;
Jetzt hat dein tiefes Sehnen sich gelichtet,
Dein Tag brach an, das Dunkel ist vernichtet.

Auch die öffentlichen Verhältnisse ziehen seine Aufmerksamkeit und Teilnahme auf sich. Die Truppendurchzüge bringen viel Unruhe. Ihm macht diese Unruhe Vergnügen, weil sich die Charaktere im Moment der Gefahr aussprechen. Er hat seine Pistole und Büchse geladen und seine Hieber gewetzt, um im Notfalle seine Bücher und Werners Kabinett zu beschützen. Er bittet den Vater um politische Nachrichten: „Zeitungen lese ich nicht, kannegießern mag ich nicht, und räsonnieren soll ich nicht; also sind mir alle Wege außer Euren Briefen abgeschnitten."

Den Glanzpunkt dieses Jahres aber bildete für Theodor die sechswöchige Reise durch Schlesien im August und September. Er wurde von den Töchtern der Herzogin Dorothea von Kurland, dem Grafen Geßler, dem Minister von Reden, den Grafen Anton und Ferdinand von Stollberg und dem Bergrat Charpentier in verschiedenen Orten freundlich aufgenommen und erhielt durch sie viele gute Empfehlungen, so daß er in Bezug auf seine Wissenschaft die Reise gut ausbeuten konnte. Daneben schwelgte er im Genuß der schönen Natur,

freute sich an den Strapazen der Bergpartieen, und genoß die Vergnügungen der Geselligkeit in ungezwungener Harmlosigkeit. Die innere Glückseligkeit zeigt sich auch in der Lust am Dichten in diesen Wochen, und „es regnete Sonette." Oben auf der Riesenkoppe sang er:

Hoch auf dem Gipfel
Deiner Gebirge
Steh' ich, und staun' ich
Glühend begeistert,
Heilige Koppe,
Himmelanstürmerin!

Weit in die Ferne
Schweifen die trunkenen,
Freudigen Blicke;
Überall Leben,
Üppiges Streben,
Überall Sonnenschein.

Blühende Fluren,
Schimmernde Städte,
Dreier Könige
Glückliche Länder
Schau' ich begeistert,
Schau' ich mit hoher,
Inniger Lust.

Auch meines Vaterlandes
Grenze erblick' ich,
Wo mich das Leben
Freundlich begrüßte,
Wo mich der Liebe
Heilige Sehnsucht
Glühend ergriff.

Sei mir gesegnet
Hier in der Ferne,
Liebliche Heimat!
Sei mir gesegnet,
Land meiner Träume!
Kreis meiner Lieben,
Sei mir gegrüßt!

Seine Lieben waren unterdessen in Guandtstein bei der Gräfin Julie von Einsiedel. Am 22. wollte der Sohn in Dresden im Elternhause wieder eintreffen, und am nächsten Tage im Kreise der seinen den Geburtstag feiern. Ob der Plan zur Ausführung gekommen ist, kann ich nicht feststellen. Es wäre der letzte Geburtstag gewesen, den er mit den Eltern zusammen feiern konnte. Die nächsten drei Jahre war er an diesem Tage nachweisbar von ihnen getrennt, und nach vier Jahren deckte den Jüngling schon der Grabeshügel.

Jetzt aber stand er im Vollgefühl körperlicher Frische und jugendlicher Strebekraft. Gerade jetzt stürzte er sich in den Taumel der geselligen Lust, und der fröhlichen Trinkgelage mit den Freunden. Solange er in Freiberg war, vernachlässigte er zwar die Arbeiten nicht, trotzdem übertrieb er auch dort schon mitunter die flotten Abende und Nächte, und mußte dann dafür schwer büßen. So schreibt er einmal: „Soeben, liebes Mütterchen, wirken Deine Pulver. Schon siebenmal habe ich auf Hygieas Altare geopfert, doch die Göttin scheint noch nicht zufrieden zu sein." Der Vater warnte freundlich vor Übertreibung. Er schrieb dem Sohn am 11. Mai 1810:

„An Deinen jetzigen Briefen, besonders an dem letzten, habe ich viel Freude. Ich verjünge mich selbst, wenn ich sehe, wie Lebenskraft und Lebenslust sich jetzt

in Dir regt. Gern möcht' ich etwas beitragen, die Dauer eines solchen Zustandes bei Dir zu sichern. Viel gewinnst Du schon dadurch, daß Dich Dein Studium begeistert, folglich die Abwechselung zwischen ernster Thätigkeit und Genuß und das Streben nach einem hohen Ziele Dich vor Übersättigung bewahrt. Dein Körper ist gesund und abgehärtet, und Du kannst ihm vieles zumuten, was mancher andere nicht unternehmen darf. Aber eben deswegen wäre es schade, wenn Du ihm vielleicht manchmal zu viel zumutetest und in den Momenten eines jugendlichen Rausches nicht Meister Deiner selbst bliebest. Ich verlange von Dir keine altkluge Ängstlichkeit, kein pedantisches Wachen über Deine Gesundheit. Aber auch für die Freude giebt es einen Rhythmus."

Wenige Wochen später verließ Körner Freiberg auf immer, um zunächst mit den Eltern in Karlsbad zusammenzutreffen.

Inzwischen waren Vater und Sohn litterarisch nicht unthätig gewesen. Der Vater hatte 1807 bei Göschen eine Broschüre herausgegeben: „Briefe aus Sachsen an einen Freund in Warschau" und ließ dieser im Anfang des Jahres 1810 eine zweite Broschüre in demselben Verlage folgen: „Über die Hilfsquellen Sachsens unter den gegenwärtigen Umständen." Im nächsten Jahre folgte noch eine ähnliche kleine Schrift: „Wünsche eines deutschen Geschäftsmannes." Im Sommer 1809 hatte sich ferner Frau von Schiller entschlossen die Papiere Schillers an Körner mit der Aufforderung einzusenden, sie zum Zweck der Herausgabe der sämmtlichen Werke Schillers zu ordnen. Im Mai des folgenden Jahres erhielt er dann die Bitte vom Buchhändler Cotta, die

Herausgabe zu leiten. Körner ging gern auf den Antrag ein, stellte jedoch die Bedingung, daß er völlig freie Hand behielte, und ihm alle vorhandenen Papiere zur Verfügung gestellt würden. Er hat dann die nächsten Jahre mit großem Fleiß und noch größerer Liebe Schillers Werke herausgegeben, und nach dem sachkundigen Urteil des neusten kritischen Herausgebers, des Professors Gödeke, ist es ihm gelungen in seiner Ausgabe ein würdiges Gesamtbild der litterarischen Wirksamkeit Schillers vor der Nation aufzustellen. In seiner Bescheidenheit war er weit davon entfernt für sich aus dieser Arbeit etwa Ansehn und Ruhm zu gewinnen. Das zeigt deutlich sein Brief vom 4. Juni 1810 an Frau von Schiller:

„Ihnen habe ich noch einen Vorschlag zu thun. Schillers Werke, das weiß ich wohl, bedürfen keiner Empfehlung durch einen berühmten Herausgeber. Aber in Schillers Seele würde ich mich freuen, wenn Goethe sich zur Direktion der Herausgabe bekännte und eine Charakteristik Schillers dem ersten Bande vorausschickte. Eine solche Erscheinung wäre an sich schön und würde den merkantilischen Wert der Sammlung erhöhen. Goethe sollte gar keine Arbeit bei der Herausgabe haben; diese wollte ich ganz übernehmen und hoffte, in den Grundsätzen mit ihm übereinzustimmen, wäre auch äußersten Falles bereit, mich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Ich sehe Goethe in Karlsbad, wohin wir zu Ende des jetzigen Monats abgehen. Wollen Sie mir Auftrag geben, mit ihm darüber zu sprechen, so disponieren Sie über mich. Finden Sie ein Bedenken dabei, so stehe ich auch allein zu Ihren Diensten."

„Daß Sie meine Bearbeitung der Malteser befriedigt

hat, ist mir sehr erfreulich. Vielleicht finden sich noch Papiere zum Menschenfeind, um sie ebenso behandeln zu können."

Charlotte von Schiller stimmte gern dem Vorschlage zu und scheint auch eventuell Wilhelm von Humboldt an Goethes Stelle vorgeschlagen zu haben. Nur bat sie Körner, er möchte den Vorschlag gegen Goethe oder Humboldt nur als einen Privatwunsch äußern. Aber Körner fand bei Goethe zwar Wärme für Schiller, aber keine Neigung, sich mit der Herausgabe der Werke zu befassen. Auch zur Fortsetzung des Demetrius schien er keine Lust zu haben, und auch die Bitte, wenigstens einen Aufsatz über Schillers schriftstellerische Eigentümlichkeiten beizusteuern, lehnte er ab. Nicht besser erging es Körner mit seiner Anfrage bei Wilhelm von Humboldt. Dieser war jetzt Gesandter in Wien und mußte nach Körners Meinung jetzt wohl die Muße haben, etwas über Schiller zu schreiben. Humboldt aber erwiderte brieflich, er bitte um die Erlaubnis, nichts zu versprechen. Er schrieb in diesem Briefe geistvolle, schöne Worte über Schiller, er rühmte ihm nach, wie er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub hinter sich gelassen. Man müsse ihn in seiner ganzen Größe darstellen, aber dazu gehöre Stimmung des Augenblicks, und die lasse sich nicht erzwingen. So blieb denn Körner nichts übrig, als selbst Hand anzulegen, und er schrieb ein kurzes Leben Schillers oder vielmehr Nachrichten von Schillers Leben, die um ihrer Zuverlässigkeit willen die Grundlage fast aller folgenden Schillerbiographien geworden sind. Karoline von Wolzogen nahm sie fast wörtlich in ihr Buch über Schiller auf, das sie nur als

eine Erweiterung der Körnerschen Nachrichten ausgab. Kurz die Körnersche Ausgabe der Schillerschen Werke war ein Denkmal, würdig des großen Toten und würdig des treuen Freundes, der es ihm gesetzt hat.

Und zugleich mit der Freude an diesen Arbeiten genoß der Vater Körner nun die Freude an den Gedichten des Sohnes. Vierzehn Tage nachdem er Göschen seine Broschüre über Sachsens Hilfsquellen zum Verlage angeboten hatte, schrieb er wieder an den alten Freund, diesmal in Angelegenheiten des Sohnes:

„Dresden den 18. Februar 1810."

„Sie werden finden, lieber Freund, daß ich Sie mit Manuskripten bestürme. Wenn ich aber vor vierzehn Tagen mich bloß als Autor bei Ihnen meldete, so erscheine ich heut als Vater und rechne auf Ihre alte Freundschaft. Beiliegende Gedichte meines achtzehnjährigen Sohnes sind zwar nicht Werke eines Meisters, aber daß sie ein nicht gemeines Talent beweisen, getraue ich mir ohne Verblendung der Vaterliebe behaupten zu können. Vielleicht wird man mehr Herz als Phantasie darin finden, vielleicht eben deswegen seinen Beruf zum Dichter bezweifeln, weil ihm die Form nicht alles ist, und er sich noch für die Gattung des Stoffs begeistern kann. Aber ich bin zufrieden, wenn er nur die Gabe besitzt, seine Gefühle, deren er sich nicht zu schämen braucht, auf eine edle und gefällige Art auszusprechen. Mir ist als Vater darum zu thun, ihn dazu aufzumuntern, weil eben dadurch jene Gefühle während einer gefahrvollen Zeit seines Lebens immer emporgehalten werden. Es würde ihm Freude machen, eine Auswahl seiner Gedichte mit einer gewissen Eleganz gedruckt zu

sehen. Ich möchte ihm das nicht ausreden, weil ich wirklich glaube, daß sie eine günstige Aufnahme bei denen erwarten dürfen, die nicht auf alles, was die Spur der Schillerschen Schule trägt, von der Höhe des neusten Geschmacks mit Geringschätzung herabsehen. Nehmen Sie also diese Versuche freundlich auf. Mein Sohn macht keinen Anspruch auf ein Honorar. Finden seine Gedichte einigen Absatz, so schicken Sie ihm, was Sie für gut finden. Er ist zufrieden, wenn sie wie meine ästhetischen Ansichten gedruckt werden, und wünscht besonders deutsche Lettern. Sollten Sie einen beträchtlichen Schaden dabei haben, so wäre ich auch zu einer Vergütung bereit.

In den Gedichten selbst werden Sie nichts Anstößiges oder Bedenkliches finden. Das Gedicht in der Neujahrsnacht 1809 wäre das einzige, wogegen der Censor Einwendungen machen könnte; aber es bleibt ohnehin weg, da es zu sehr an ein ähnliches von Schiller erinnert. Über das Einrücken der Zeilen beim Druck liegt ein besonderer Zettel bei."

„Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald wissen, ob Sie den Druck unternehmen wollen."

„Der Ihrige"

Körner."

Dem Sohne schrieb der Vater in derselben Zeit manches aufmunternde Wort, und er fühlte die Aufregung mit, die der junge Dichter empfinden mußte, als er nun zum ersten Male seine Gedichte — Knospen nannte er sie bescheidentlich — dem Urteile des Publikums vorlegte. Der Vater sprach ihm Mut zu: „Bei

Deinem Eintritt in die litterarische Welt darfst Du Dich nicht wundern, auch auf Dornen zu treffen. Man stirbt indessen nicht auch an einer unbilligen Rezension. Über den Kunstwerth eines Gedichts giebt es noch keine allgemein geltenden Grundsätze. Daher die so ganz verschiedenen Ansichten der Kritiker. Was der eine als gestaltlos tadelt, ist dem andern eben deswegen echt poetisch, weil er keine bestimmte Absicht wahrnimmt. Übrigens gewinnt man durch jede Rezension, wenn man davon Anlaß nimmt, sein eigenes Werk streng zu prüfen und dadurch immer weiter zu kommen. In dem jetzigen Zustande des Reiches der Kunst bleibt der Verfasser selbst immer die letzte Instanz bei Beurteilung seines Produkts."

Er schickte dann dem Sohne die abgeschriebenen Gedichte mit kritischen Bemerkungen zur nochmaligen letzten Durchsicht zu. „Es ist mir sauer geworden, den Rezensenten gegen Dich zu machen, und Du kannst es mir hoch anrechnen." Und als der Sohn das druckreife Manuskript zurückschickt, studiert es der Vater wieder durch und schreibt dann, was Theodor in den Gedichten noch geändert, befriedige wenigstens den Vater, wenn auch nicht überall den Rezensenten. Er lobt namentlich die Erinnerungen aus Schlesien und die geistlichen Sonette. „In den Erinnerungen liebe ich besonders, daß Du das Eigentümliche des Orts herausgehoben und seine Wirkungen auf die Seele dargestellt hast, ohne bei Gemeinplätzen oder frostigen Beschreibungen zu verweilen. Dies ist Dir vorzüglich in dem letzten Gedicht: „Auf der Riesenkoppe" gelungen. In den geistlichen Sonetten ist der Ton gut gehalten, aller fremdartiger Schmuck

vermieden, und die Schwierigkeit, die ich sehr begreife, so überwunden, daß man keinen Zwang bemerkt. In der Erscheinung zu Emmaus kann ich mir nicht versagen, eine grammatische Lizenz abzuändern. Anstatt:

Hier setzte sich der Meister zu sie nieder.

steht jetzt:

Der Meister setzte sich zu ihnen nieder."

Und als der Vater nun das Packet an Göschen eingeschickt hatte, schrieb er wieder ermunternd an den Sohn: „Jacta est alea." Waffne Dich nun gegen strenge und hämische Rezensionen. Der vornehme und wegwerfende Ton gehört jetzt bei manchen Zeitungen zur merkantilischen Taktik. Neulich hat eine grobe Rezension gegen Goethe in der Hallischen Litteraturzeitung gestanden, worin unter anderm behauptet wird, daß Goethe im dramatischen Fache doch nie soviel geleistet hätte als Schröder. Bei der Hallischen Zeitung kommt noch der Brotneid dazu, weil Goethe besonders für die Erhaltung der Jenaischen Zeitung viel gethan hat."

Die Knospen wurden in der Jenaischen Litteraturzeitung von Amadeus Wendt, einem Freunde Körners beurteilt und dem Verfasser vorgeworfen, daß sein poetischer Ausdruck noch zu sehr „schillere." Theodor fühlte etwas Wahres in diesem Vorwurf und bat den Rezensenten um fernere strenge Beurteilung seiner poetischen Arbeiten. Derselbe Wunsch, strenge beurteilt zu werden, veranlaßte ihn seinen früheren Lehrer Dippold zu einer unbefangenen Kritik der Knospen aufzufordern. Dippolds Antwort liegt mir im Manuskript vor, und ich teile sie im Auszuge hier mit:

„Den 28. August 1810.“

„Ideen müssen walten in jedem Gedicht, aber das Gedachte oder Empfundene darf nicht in reflektierender oder räsonnierender Form erscheinen. Reflexion und Raisonnement, mithin auch Begriff gehören der Philosophie, den Wissenschaften an; der Kunst sind sie fremd. Lasse sich niemand irren, daß Euripides und Schiller ein größeres Publikum als Sophokles und Goethe gefunden. Denn zur Reflexion gelangt der beschränktere Geist — und dies ist doch bei weitem die Mehrzahl — eher als zur Anschauung. Wer nur erst Sophokles und Goethe im Geist und der Wahrheit verstanden d. h. sie in sein eigen Fleisch und Blut verwandelt, dem wird diese Ansicht vollkommen klar sein. Und drum: Lege den liebenswürdigen Schiller auf lange Zeit weg und studiere Goethe ganz.“

„Ich wende mich zuerst zu dem Gehalt Deiner Gedichte. Den meisten finde ich in den Bergmannsliedern. Man fühlt, daß Dich die unterirdischen Geheimnisse und Wunder wirklich ergriffen, verständlich zu Dir gesprochen haben, und Du nur das mitteilende Organ höherer Gewalt und höheren Lebens gewesen bist, das durch Dich gesprochen hat. Das ist die Begeisterung, die kein Champagner giebt, höchstens anregt, die nur aus keuscher Liebe zur Natur hervorgeht, und die schon der deutsche Name als etwas von höheren Mächten Stammendes bezeichnet. Dies der Gott, der in aller wahren Dichter Brust von je gethront und thronen wird, und das Schönste eingiebt. Er kommt und geht wie Licht, das im Nu in die Seele fällt und alle geheimen Tiefen des

innersten Lebens er- und durchleuchtet; denn er stammt von Gott.“

„Halte Dein ganzes inneres Wesen rein und offen für diesen Gott und seinen Dienst; denn er verschmäht, in unreine Wohnung zu ziehen, und die Töpferglasur der eleganten, kunstrasenden Welt verscheucht ihn augenblicks.“

„Auch „Sehnsucht der Liebe“ ist ein Gedicht. Es stellt dar, und weiter soll eben das beste Gedicht nichts. Den übrigen spreche ich hiermit das Verdammungsurteil nicht. Leicht wird eins und das andere noch hierher zu rechnen sein. Aber im ganzen ist in allen zuviel Reflexion und Raisonnement, zuviel Sucht nach Sentenzen, die ich überhaupt eingepökelte Gedanken nennen möchte. Auch die Empfindung ist meist exaggeriert, daß sie affektiert sei, verhüte Gott. Doch hat die Exaggeration der Empfindung weniger zu sagen, ist sogar nötig. Guter Wein muß sprudeln, brausen, überschwellen, bis sich der göttliche Geist zu stillem Spiegel geklärt hat, und das Roß, das Zaum braucht, ist besser als das, das nur von Sporen lebt. Reif, geklärt, ruhig, mild kannst Du noch nicht sein, sollst's nicht sein; es wäre ein Unglück. Aber Du hast etwas Übertriebenes in den Gedanken selbst, was weit gefährlicher, weil's formlos, und, wofür Du Dich auch schon jetzt zu hüten hast, weil Du sonst nie Maß halten lernst. Diese Übertreibung zeigt sich in Bildern, welche keine sind, d. h. in bildlichen Ausdrücken, die selbst als Bild kein möglich Seiendes Bestehendes, Lebendes geben, welche nicht plastisch leiblich, mehr Bilder des Begriffes als der Anschauung sind. Daß sie den Schillerschen Bildern frappant gleichen, dient zu keiner Entschuldigung. Kant

könnte sie ebenso schicklich gebraucht haben, und der war ein Gegensatz aller Poesie."

„Sodann die Form betreffend: Die Versifikation ist leicht, meist fließend, die Versmaße nicht eben unschicklich gewählt. Doch wird von einem Dichter unserer Tage größere Reinheit in den Endreimen gefordert. Vermeide nur das Schillern sorgfältiger auch im Ausdruck, einmal weil Nachahmung fremder Originalität niemandem steht, und sodann, weil Schiller überhaupt nicht nachzuahmen ist."

„Die antiken Silbenmaße sind noch sehr fehlerhaft, weder antik geformt noch rein. Hier ist von Apel und A. W. Schlegel viel zu lernen. Beleg ist Phoibos S. 75 und sämtliche Distichen, wo Goethes ungeniertes Wesen keineswegs nachzuahmen ist."

„Widerlegungen und Rechtfertigungen wird gern und freundlich hinnehmen

Dein Dippold."

In demselben Jahre entstand in Theodor die Idee eines Taschenbuchs für Christen, die der Vater eifrig ergriff und zu deren Durchführung auch der Buchhändler Göschen sich geneigt zeigte. In Theodor war ein frommer, altdeutscher Sinn bemerkbar. Er hatte die Religion nicht, wie einst der Vater, als finstre Zuchtmeisterin und Störerin unschuldiger Freuden, sondern als seelenerhebende Freundin kennen gelernt. Seine ganze Erziehung war darauf gerichtet, daß er durch edlere Triebfedern als durch Furcht bestimmt werden sollte, und frühzeitig gewöhnte er sich, das Heilige zu verehren. War dem Vater auch von seinen Studienjahren ab „die Sklaverei eines symbolischen Lehrbegriffs

unerträglich", so war er keineswegs irreligiös, nicht einmal unkirchlich. Als Schiller im Jahre 1787, nachdem er eine Predigt Herders gehört hatte, über Predigten überhaupt ein scharfes Vernichtungsurteil gesprochen hatte und den Trumpf hinzufügte: „Eine Predigt ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler," ließ Körner sich nicht abschrecken, dagegen zu opponieren: „Über das, was Du von Predigten schreibst, bin ich nicht ganz mit Dir einverstanden. Warum soll sich der Mann von Geist nicht an einem Kunstwerke der Beredsamkeit ergötzen, das seiner Absicht entspricht. Die Wirkung muß auf die Menge ausgerechnet sein. Das hindert nicht, daß für den besseren Kopf einzelne Winke eingestreut werden können. Aber auch ohne diese kann eine Predigt als ein zweckmäßiges Ganzes interessant sein." Und nicht nur theoretisch sondern auch praktisch war er kirchlich, nur daß er freilich zu seiner Erbauung sich auch geistvolle Prediger aussuchte. Aber er hörte gern und mit Andacht in Dresden die Predigten von Reinhardt und in Berlin von Schleiermacher und dem Bischof Neander. Da war des Sohnes Idee eines Taschenbuchs für Christen recht aus seinem Sinne. Es sollte aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonetten und Liedern oder sonstigen poetischen Ergreifungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen und durch eine Reihe von passenden Kupferstichen geschmückt werden. Er freute sich der Worte in einem Briefe des Sohnes: „Soll uns denn die Religion, für die unsere Väter kämpften und starben, nicht ebenso begeistern, und sollen diese Töne nicht manche Seele ansprechen, die noch in ihrer Rein-

heit lebt? Es giebt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und vorher, die auch ihren Sänger verlangen." Der Vater verhandelte eifrig mit Göschen, dem Maler Hartmann und vor allem mit Schleiermacher, der die Direktion übernehmen sollte. Ihm sandte er einen genaueren Plan, der wohl noch heut einmal eine Verwirklichung verdiente:

„Idee zu einem Taschenbuche für Christen."

„Daß eine christliche Gesinnung mit dem höchsten Grade der Ausbildung, der in dem jetzigen Zeitalter erreicht werden kann, vereinbar sei, wird nur ein Feind des Christentums bezweifeln. Es läßt sich also annehmen, daß wenn aus dem Gebiete der Kunst in ihrem ganzen Umfange, der Geschichte und der Philosophie das ausgewählt wird, was für den Christen besonders anziehend sein kann, eine solche Sammlung ihr Publikum finden werde. Die Form eines Taschenbuchs darf hierbei nicht befremden. Sie ist schon oft bei ernsten Gegenständen gebraucht worden, und es ist hier nicht die Absicht, Christentum zu predigen oder die Unchristen zu bekehren, sondern das Beste, was man zu geben vermag, auf dem Altare der Religion zu opfern."

„Das Wichtigste bei einer solchen Unternehmung ist, daß der Geist, der das Ganze beseelen soll, in seiner Reinheit erhalten werde. Die Erfordernisse sind Religiosität ohne Beschränkung, vielseitige Ausbildung ohne Flachheit, liebevolle Behandlung ohne süßliche Tändelei, Licht ohne Kälte und Trockenheit, Tiefe des Gefühls und rege Phantasie ohne mystische Übertreibungen. Steht an der Spitze der Anstalt ein Mann,

der diese Eigenschaften in sich vereinigt, und darf er auf Mitarbeiter rechnen, wie er sie wünscht, so ist alles gewonnen, und der Inhalt der einzelnen Sammlungen, die durch mehrere Jahrgänge fortgesetzt werden können, findet sich von selbst."

„Ein Verleger, zu dem man Vertrauen haben kann, der Buchhändler Göschen in Leipzig, ist zu dieser Unternehmung bereit. Er würde alles aufbieten, um die Erscheinung der ersten Sammlung noch in diesem Jahre möglich zu machen. Sollte dies nicht auszuführen sein, so wäre das jetzige Jahr zur Vorbereitung zu benutzen. Für einzelne Fächer lassen sich schon jetzt brauchbare Mitarbeiter vorschlagen. Göschen verspricht, in Ansehung der historischen Arbeiten Heeren zum Beitritt zu gewinnen, jedoch erst fürs nächste Jahr, da er in dem jetzigen schon zu sehr beschäftigt ist. Der Maler Hartmann würde im Fache der bildenden Künste Beiträge liefern. Von Zelter wären musikalische Gaben zu hoffen. Für den poetischen Teil sind dem Verleger mehrere produktive Köpfe bekannt, deren Arbeiten er dem Herausgeber vorlegen und seine Entschließung erwarten würde, ob er sie zur Teilnehmung auffordern sollte."

„Im historischen oder philosophischen Fache kann leicht der Fall eintreten, daß der Stoff unter den Händen wächst, und bei dem Verfasser die Besorgnis entstehen, ob nicht sein Aufsatz in einem Taschenbuche, wobei es auf Mannigfaltigkeit abgesehen ist, einen zu großen Raum einnehmen würde. Um nun alsdann zu verhüten, daß die Form eines Taschenbuches nicht in ein Bett des Prokrustes ausarte, wäre der natürlichste Ausweg, ein für sich bestehendes Fragment des ent-

standenen größeren Werkes, das entweder der Verfasser oder der Herausgeber des Taschenbuches zu wählen hätte, in die Sammlung einzurücken. Auf diese Art hätte das Publikum die Veranlassung zu einem bedeutenden Produkt dem Taschenbuche zu verdanken und würde zugleich durch das eingerückte Fragment auf ein solches unter der Menge sonst vielleicht übersehenes Produkt aufmerksam gemacht."

Der Plan scheiterte, weil Schleiermacher aus Mangel an Zeit sich nicht bereit fand, die Redaktion zu übernehmen, und auch ein anderer geeigneter Herausgeber nicht gefunden wurde. Körner aber hatte den Vorteil, mit Schleiermacher Beziehungen angeknüpft zu haben, der bald darauf mit seiner Frau und Henriette Herz nach Dresden kam und hier Körners näher trat. Zwar hatte er diesmal mit dem Besehen der Dresdner Umgegend und Kunstsachen zu viel zu thun, aber er nahm sehr herzlichen Abschied von Körner, welcher glaubte, daß er bei längerem Beisammensein Schleiermacher sehr nah kommen würde. Schleiermacher hatte in Dresden auch Gelegenheit, Goethe kennen zu lernen, aber sie sahen sich wenig, und Goethe sprach wenig mit ihm. Körners aber hatten genußreiche Tage mit Goethe. Dieser reiste zurück über Löbichau, das Gut der Herzogin von Kurland. Auch in Karlsbad hatte die Körnersche Familie vorher schon Goethe getroffen, dort aber weit weniger lebhaft mit ihm verkehrt. Emma schrieb an den Professor Weber darüber: „Überhaupt waren mehrere sehr angenehme Menschen unter den Preußen, welche sich dieses Jahr in Karlsbad befanden. Goethe war auch in Karlsbad, und ich war äußerst begierig,

ihn nach mehreren Jahren wiederzusehen. Die erste Zusammenkunft mit ihm entzückte mich indessen nicht, da er immer etwas Steifes hat, ehe man genauer mit ihm bekannt wird, und obgleich er meine Eltern doch nun schon so lange kennt, konnten wir es doch während unseres ganzen Aufenthalts in Karlsbad nicht dahin bringen, mit ihm auf einen zutraulicheren Ton zu kommen; aber bei einem Aufenthalt von vierzehn Tagen, den er nach vollendeter Badekur in Dresden machte, hat er uns reichlich für diese Förmlichkeit entschädigt, indem er ein ganz anderer Mensch war, als wir ihn früher gesehen, und seine Art, sich über so manche Gegenstände mitzuteilen, uns unendlichen Genuß gewährt hat. Er nimmt großes Interesse an Musik, und unsre kleine Singakademie machte ihm sehr viel Freude. Dresden hat ihm so wohlgefallen, daß er uns versprochen, künftiges Jahr wieder hier durchzugehen und dann einen längeren Aufenthalt zu machen. Er hatte uns auch eingeladen, ihn diesen Winter in Weimar zu besuchen, was aber bei des Vaters seinen Geschäften leider ganz unmöglich ist."

Auf der Rückreise von Karlsbad hatte Körner auch Zelter wieder in Teplitz gesehen und sich dieser Begegnung von Herzen gefreut.

In Karlsbad waren die Eltern, wie vorher verabredet war mit dem Sohne zusammengetroffen. Es handelte sich für ihn nun um die Wahl einer andern Universität. Er hatte an Tübingen gedacht, um dort Kielmeyers Unterricht zu benützen. Später lockte ihn die neu errichtete Universität zu Berlin. Endlich aber entschied er sich zunächst für Leipzig, um dort wenigstens

ein halbes Jahr zuzubringen. Die Vorlesungen in Freiberg hatten zu spät geendet, als daß es noch gelohnt hätte, im Sommerhalbjahre in Leipzig Vorlesungen zu hören. Er reiste erst nach Karlsbad und von dort zu seiner Gönnerin und treuen Pate der Herzogin von Kurland nach Löbichau. Dazwischen war er noch kurze Zeit in Leipzig, einige Vorlesungen zu hören und sich um so leichter die geeignetsten Collegien für den Winter wählen zu können. Denn auch über den Gegenstand seiner Studien schwankte er wieder. Mehr und mehr wurde ihm die Poesie der eigentliche Beruf und das wissenschaftliche Studium nur Mittel zum Zweck. Für diesen Zweck aber schienen historische und philologische Studien wichtiger als mathematisch-physikalische. Daneben wünschte der Vater und er selbst doch auch wieder, daß er ein bestimmtes Fach zum eigentlichen Beruf habe, weil es unter Umständen ein trauriger Zustand werden kann, von der Kunst seinen Lebensunterhalt ziehen zu müssen.

Wenige Tage nachdem er sich von den Eltern getrennt hatte, feierten dieselben, zu Hause, in Dresden, das Jubelfest ihrer silbernen Hochzeit am 7. August 1810. Der Sohn sandte ein Andenken zu diesem Tage ein, und am Abend in der Singstunde überraschten musikalische Hausfreunde das Jubelpaar durch den Vortrag eines Festliedes, das Winkler gedichtet hatte. Auch der Vater Körner hatte nach seiner Gewohnheit seine Frau mit wenigen herzlichen Versen an dem Tage begrüßt. Sie schildern beredt den Dank für den Segen, den die Eltern in ihren gutgearteten beiden Kindern genossen.

An Minna
am 7. August 1810.

Siehst Du, Geliebte, den Baum, der uns jetzt freundlich beschattet?
 Jahre sind pfeilschnell entflohn, seit wir vereint ihn gepflanzt.
Segen kam von oben herab, es blieb ihm die Krone
 Unverletzt, und der Stamm steht unerschüttert noch heut.
Über uns sehen wir ihn zwei blühende Äste gebreitet,
 Und in des Frühlings Schmuck ahnden wir edlere Frucht.
Aufwärts schauet der Blick mit Thränen des Danks und der Freude,
 Ringsum deckt uns ein Duft mild das Getümmel der Welt;
Und auf lichterer Höhe vergessen wir unter dem Baume,
 Seel' in Seele versenkt, Regen, Gewitter und Sturm.

In Löbichau verweilte Theodor im September mehrere Wochen. Hier wurde für die Abendunterhaltungen auch durch Schriftstellerei gesorgt. Die Umgebung der Herzogin vereinigte sich mit Körner, um sogenannte Theeblätter zu liefern, die nach Art des ehemaligen Tiefurter Journals am Hofe der weimarschen Herzogin Amalie bloß in der Handschrift für die dortige Gesellschaft bestimmt waren. Er feierte dort auch seinen Geburtstag. Am letzten Abend in Löbichau hatte er mit dem Neffen der Herzogin noch einmal alle seine Lieblingsplätze besucht und darüber ganz versäumt ein Gedicht für die Theeblätter zu verfassen. Als nun gleich nach dem Thee jedes Mitglied der Theeblättergesellschaft wie allabendlich ein Gedicht vorlas, ergriff er, während die andern lasen, Papier und Bleistift und schrieb aus dem Stegreif eiligst das Rätsel mit der Deutung Kurland:

Willst Du in Deiner Krankheitsnacht erwarmen,
So brauche, was die Erste spricht.
Die Zweite ruht in weichen Meeresarmen
Bis einst der Weltenbau zerbricht.
Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glühn;
Wo reich das Glück sein üppig Füllhorn leerte
Und schöne, seltne Blumen blühn.

Tante Dora war zu dieser Zeit auch in Löbichau. Am zweiten Oktober aber war sie bereits nach Dresden zurückgekehrt und hatte Theodors neuste Gedichte mitgebracht. Der Vater schreibt ihm: „Es ist allerdings ein Fortschritt, daß Du das Manierierte zu vermeiden suchst, und dies finde ich besonders in der heiligen Dorothea und den vier Schwestern. Ich bin ganz mit Dir einverstanden, daß es eine höhere Stufe der Kunst ist, wenn die Form der Behandlung rein aus der Liebe zum Objekte hervorgeht und nichts Persönliches sich einmischt. Dies ist, worin Goethe Schillern übertrifft, nur war das Persönliche bei Schiller edel und liebenswürdig, daher das Anziehende seiner Manier. Ein Klippe bleibt indessen auch hier zu vermeiden. Geringschätzung gegen poetische Pracht führt leicht zu einer gewissen Härte und Nachlässigkeit in Sprache und Versifikation, die mehr bequem als charakteristisch ist. Selbst bei Goethe ist dies manchmal der Fall."

Theodor mußte noch etwas länger in Löbichau bleiben, weil er sich den Fuß beschädigt hatte, aber noch in der ersten Hälfte des Oktobers konnte er nach Leipzig übersiedeln. Der Vater sah ihn jetzt nicht ohne Sorge gerade diese Universität beziehen. Er hörte gar zu viele Klagen über den Ton der Leipziger Studenten und die

dortigen Raufereien. Daß Theodor nicht aus eigenem Antriebe ihm Kummer machen werde, das glaubte, ja wußte der Vater; die Frage aber war, ob er nicht durch seine Kameraden sich fortreißen lassen und aus treuer Kameradschaft und Gutmütigkeit sich von ihnen beherrschen lassen würde. Er warnt daher den Sohn wiederholentlich: „Es graut mir nicht,“ schreibt er ihm, „wie manchem andern vor jedem Ausbruch des Burschenlebens, und ich verkenne seine poetische Seite nicht. Aber es giebt einen platten Saus und Braus, der nur ein Behelf der Leerheit und Stumpfheit ist. Man braucht eben kein Philister zu sein, um daran kein Gefallen zu finden. Du hast Dir die Burschenwelt idealisiert, und ich habe nichts darwider. Aber bleibe nur Deinem Ideale getreu, sinke nicht zu Deinen Umgebungen herab, sondern ziehe sie zu Dir herauf. Du wohnst, wie ich höre, mit mehreren Studenten in einem Hause. Dies hat nichts zu bedeuten, so lange Du Herr Deiner Stube bleibst, und sie nicht zum Sammelplatz für jeden müßigen Hausbewohner wird. Es wäre doch schade, wenn Deine Zeit so manchem unbedeutenden Gesellen zu Gebote stehen müßte, dem es einfiele, sich von Dir die Langeweile vertreiben zu lassen. Also principiis obsta.“

Anfangs ging auch alles gut, und der Sohn folgte den Mahnungen des Vaters. Er war lustig und ausgelassen, aber hörte auch fleißig die Vorlesungen und war ein eifriges Mitglied einer litterarischen Verbindung in Leipzig „Makaria.“ Bald aber erschienen ihm diese „Schäfer an der Pleiße,“ wie er sie nannte, zu philisterhaft und er ließ sich in den Orden der Constantisten aufnehmen, deren Händel mit den Amicisten er als

Vorfechter und guter Schläger zu mehreren Malen ausfocht. Auch gewann er dabei mehrfach die höchsten Dekorationen in der Studentenwelt, die Schrammen im Gesicht. Sein Erscheinen auf der Straße war das eines Burschen von echtem Schrot und Korn. Eine schwarze Tuchmütze mit schwarz-rot-weißem Band und Trobbeln, in der Hand die Tabakspfeife mit Quasten derselben Farben, in der andern einen armstarken Ziegenhainer, so schritt er am Arm eines Freundes auf dem breiten Stein umher und machte mit scharfem Ellbogen sich eine freie Gasse. Er war von schlanker Gestalt, maß 5′ 8″, behend in jeder Bewegung, im Gang wie im Sprechen. Der ihm befreundete Amadeus Wendt schildert sein damaliges Aussehn und Wesen so: „Körners Äußeres war nicht gerade einnehmend. Ein schnell aufgewachsener, schmächtiger Körper, aber frisch und beweglich, langbeiniger Statur, kleinliche Verhältnisse des sonst munteren Gesichts empfahlen ihn auf den ersten Anblick nicht vorzüglich; aber ein dunkelglänzendes (Förster fügt hinzu blaues) immer bewegtes Auge zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Natursohne hin. In seinem Umgange zeigte sich ein deutscher, gerader Sinn, ungemessen, oft sarkastisch in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Kleinliche Pedanterie und Verstellung haßte er tödlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang; um so mehr mußte ihm der Umgang jugendlich kräftiger Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so fest anschloß, daß er selbst ihre Roheiten annahm und sich in den bizarresten Äußerungen akademischer Freiheit sehr wohl gefiel. Dessen ungeachtet unterschied er sich von den meisten seines Umgangs durch eine früher erlangte Kultur und gleichsam angeerbte

Kunstliebe und Begeisterung, welche sich in der gebildeteren Gesellschaft durch glückliche und pikante, nur nach Jugendart meist zu stark ausgedrückte Einfälle und durch ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versifikation mitzuteilen liebte. Dabei widersprach die durch Übung schon erworbene Politur und äußere Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse seinem eignen Äußern auf seltsame Art. So anmaßend und vernichtend oft seine Aussprüche über Litteratur und Kunstprodukte klangen, so empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung; ja wo er nur einem Kunstfreund begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da schloß sich auch sein Herz in großer, erwärmender Begeisterung auf."

Bald war er in so viele Studentenhändel verwickelt, daß ein Duell das andere jagte. Als ein Muster eines fidelen Burschen war er stets von den Pedellen verfolgt und gesucht, so daß er kein festes Quartier mehr behalten konnte, öfters spät abends in mancherlei Verhüllung zu Freund Kunze kam, nur um dort die Nacht sicher zuzubringen. Seine Freunde hatten offne Kasse bei ihm, und aus Güte des Herzens versetzte er für sie alles. Dabei hatte er stets eine Geliebte, die er in seinen Gedichten besang und unter deren Fenster er wohl abends auf der Guitarre ein schmachtendes Lied begleitete. Als er plötzlich Leipzig verlassen mußte, sandte er einer seiner Angebeteten ein Abschiedssonett, das diese damals unwillig zerriß. Als alte Frau aber erzählte sie einst ihren Enkeln davon, und auf deren drängende Fragen, ob sie das Körnersche Lied nicht noch auswendig wisse, verneinte sie dies erst lachend. Nach einer schlaflosen Nacht aber sagte sie, sie glaube den Wortlaut

wiedergefunden zu haben, und diktierte nun folgendes Sonett:

An Henriette.

Liebe soll nur hoffen und soll schweigen,
Soll nicht laut nach ihren Ziele streben!
Ach, nur ein geheimes, tiefes Leben
Soll die Treue, soll die Sehnsucht zeigen.

Aber ich, dem Schicksal muß ich weichen,
Muß hinaus ins freie, wilde Leben,
Kann nicht bleiben, kann nicht widerstreben;
Und ich sollte gehn und sollte schweigen?

Nein, der Sieg kann mir unmöglich glücken!
Sollt' ich so mir deine Gunst verscherzen?
Wirst du nicht des Sängers Lied verzeihn?

Ach, dein Bild schwebt stets vor meinen Blicken,
Und dein Name lebt in meinem Herzen,
Soll im Leben meine Losung sein.

Anfang des Frühjahres 1811 kam es zwischen den Constantisten, denen Körner angehörte, und einer Partei, welche sie mit dem Ehrennamen „Schwefelbande" oder „Sulphuria" belegten, und die ihnen Genugthuung versagte, auf offener Straße zu einer allgemeinen Prügelei, bei der auch Theodor sich mannhaft beteiligte. Die Sache kam zur Untersuchung vor den Senat, und Körner wurde Stadtarrest zuerkannt. Ehe er sich hierzu stellte, focht er noch ein Duell aus, das ihm nicht nur eine klaffende Wunde auf der Stirn, sondern auch eine neue Untersuchung zuzog, bei der er nun sicher die Relegation und eine sechsmonatliche Einsperrung zu erwarten hatte. Dieser glaubte er sich lieber durch die Flucht entziehen

zu sollen und reiste nach Berlin, wo er nach des Vaters Bestimmung im Sommer seine Studien fortsetzen sollte. Der Vater hörte von den Dingen durch Freunde aus dem Oberkonsistorium, und er bereute lebhaft den Sohn nach Leipzig geschickt zu haben. Auf die erste Nachricht hin ermahnte er den Sohn, sich dem Stadtarrest zu unterwerfen. Der Mutter mochte er von den Nachrichten nichts mitteilen. Bald darauf erfuhr er die weiteren Händel des Sohnes und die Flucht. Hatte er am 10. März noch geschrieben: „Kein Wort über das Vergangene, nur was jetzt zu thun ist, laß uns als Freunde gemeinschaftlich überlegen," so mag er sich jetzt des Scheltens doch nicht gänzlich enthalten. Er schreibt ihm am 25. März: „Lieber Sohn! Du weißt, daß es mir schwer wird, Dir nicht zu vergeben, selbst wenn ich Ursache habe, mit Dir unzufrieden zu sein. In dem gegenwärtigen Falle hätte ich freilich eine solche Wendung der Sache nicht erwartet. Nach dem, was vorgefallen war, kann ich Dir freilich nicht verdenken, daß Du lieber von Leipzig heimlich weggingst, als Dich der Gefahr aussetztest, ein halbes Jahr ins Karzer gesperrt zu werden. Aber eine andere Frage ist, ob das Vorgefallene nicht zu vermeiden gewesen wäre. So ungern ich über vergangene Dinge predige, die nicht zu ändern sind, so muß ich Dich doch diesmal auf einige Punkte aufmerksam machen, weil es scheint, daß Du im Taumel der Leidenschaft alle Deine Verhältnisse zu vergessen gewohnt bist, und besonders nicht daran denkst, was Deinen Eltern Kummer und Sorge verursachen muß. Du kannst mir nicht Schuld geben, daß ich einen Pedanten oder Philister aus Dir machen will, aber von einem Jünglinge von zwanzig Jahren, dem

es nicht an Verstand und Stärke der Seele fehlt, kann man in wichtigen Fällen einige Besonnenheit fordern; man kann erwarten, daß er nicht wie ein Trunkener sich von jeder Leidenschaft fortreißen lasse. Die Ruhe meines Lebens beruht auf dem Glauben an Deinen persönlichen Wert und an Deine Liebe zu mir. Diesen Glauben habe ich auch jetzt nicht verloren. Ich weiß, daß Du unfähig bist, unedel zu handeln, daß es Dich schmerzt, mich zu betrüben, und daß es Dein eifriger Wunsch ist, mir Freude zu machen. Dies kannst Du leicht in der Periode Deines Lebens, die Du jetzt in Berlin anfängst, und von allem Vergangenen wird alsdann unter uns nie mehr die Rede sein."

Zugleich empfahl der Vater seinen Sohn an seinen alten Freund Parthey, den Schwiegersohn Nikolais, an Schleiermacher und an Zelter. Bei dem letzteren verkehrte Theodor gern und fühlte sich von Anfang an zu ihm hingezogen. Auch soll er in der Singakademie eifrig mitgesungen haben. Ebenso war er bei Parthey sogleich eingelebt und gar bald ein besonderer Freund der Kinder. Die Aufnahme bei Schleiermacher aber fand er kühl. Es lag nicht in Schleiermachers Art, oder war vielleicht auch bei der großen Anzahl seiner Schüler praktisch für ihn nicht durchführbar, aus bloßer Höflichkeit, auf Empfehlungen hin, ohne eigene Prüfung ihnen ermunternd entgegenzukommen. Auch mag ihn der burschikose Ton des jungen Körner, der gewohnt war, überall zu gefallen, im ersten Augenblick nicht eingenommen haben. Obenein war er in jener Zeit leidend und oft verstimmt. Der Vater ermutigte daher Theodor, den Versuch zu wiederholen. Aber wohl noch ehe dies

geschah, war es auch schon wieder mit dem Berliner Aufenthalte Theodors zu Ende.

Kaum hatten die Vorlesungen begonnen, so wurde er Anfang Mai von einem Wechselfieber ergriffen, das Wochen andauerte und ihn so matt machte, daß die Ärzte ihm eine Luftveränderung und den Besuch des Bades in Karlsbad anrieten. Er kehrte also nach Dresden zurück und reiste von dort mit den Eltern wieder nach Karlsbad, die vorher eine Reise zu ihm für den Monat Juli nach Berlin geplant hatten. Von Dresden und Karlsbad aus und auch später noch aus Wien schrieb er öfters Briefe an den Hofrat Parthey, welche zeigen, wie wohl es ihm in dessen Hause und überhaupt in Berlin gefallen hatte. „So wäre ich denn wieder in Dresden," beginnt der erste Brief vom 10. Juni 1811, „und komme mir außer meinem elterlichen Hause ganz fremd darin vor. Da ich vierzehn Tage das Glück gehabt habe, das Stadtgespräch gewesen zu sein, so sieht mich alles recht visitatormäßig an, und fromme Leute weichen wohl auch schon sechs Schritt weit aus und sehen mir dann über die ganze Straße nach. Dresden ist mir noch nie so kleinstädtisch vorgekommen, und um so lieber denke ich an Berlin. Nun lebe ich hier unter der Diätstyrannei des ganzen Hauses, wie ich mir prophezeite".

Aus Karlsbad ertönen vom 4. Juli dieselben Klagen über die Überwachung seiner Gesundheit: „Liebster Hofrat! Wenn Ihnen die Geschichte des armen Tantalus je Thränen ausgepreßt hat, so weiß ich gar nicht, was Ihnen bei meinen feindlichen Schicksalen zu thun übrig bleibt; denn daß ich zehnmal schlimmer daran bin, als jener arme Sünder, ist außer Zweifel. Zwar sitze ich

noch nicht in der Hölle, aber immer noch im vollen Fieber, was bei Gott viel ärger ist. Statt nach Kirschen und dem flüchtigen Wasser zu haschen, sitze ich hier in der Stube. Draußen ist's gar lieblich; ich möchte mich gern in der Frühzeit auf den Bergen ergehen, aber die Morgenluft ist mir schädlich! Nun freue ich mich auf den Mittag, aber da ist's zu warm, und ich würde mich gar zu sehr erhitzen. Auf den Abend hoffe ich noch, aber da ist's wieder zu kühl; und die Nacht ist da, und ich bin nicht aus der Stube gekommen. Beklagen Sie mich!"

Zugleich erzählt er, der Vater wolle ihn, sobald er genesen, nach Wien reisen lassen, Ende Oktober aber denke er nach Berlin zurückzukehren. Aber bald hörte er von dorther, er würde wegen der geschlossenen Verbindungen der neuen Universität Berlin mit der Leipziger auch dort vor einer Relegation nicht mehr sicher sein, und so wurde denn beschlossen, er sollte den ganzen nächsten Winter in Wien zubringen, wohin ihm der Vater gute Empfehlungen, namentlich an Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt mitgeben konnte.

Die längere Trennung von den studentischen Freunden, der Verkehr mit dem interessereichen Vater und die neuen Freuden der Reise hatten auf Theodors Wesen wesentlichen und wohlthätigen Einfluß geübt. Sturm und Drang hat sich abgebraust, die gesuchte Derbheit ihren Reiz für ihn verloren, und das künftige Leben und Wirken und die notwendige Vorbereitung erscheint ihm jetzt wichtiger als die vermeintliche Ehre eines studentischen Ordens. Dem Vater schreibt er, er denke jetzt anders, und sei eventuell auch bereit, die Karzerstrafe in Leipzig abzusitzen und dem notwendigen

Ansehn der obrigkeitlichen Gewalt das Opfer zu bringen. Dafür aber war jetzt der Vater nicht, er meinte, das Beste sei, fürs erste ruhig Zeit über die Sache vergehen zu lassen, und hernach um Zurücknahme der Relegation zu bitten; könne Theodor dem Gesuche dann eine ernste wissenschaftliche Arbeit beilegen, so würde ihm dies gewiß zur Empfehlung gereichen. Aber das Wichtigste für jetzt sei — und auf diesen Punkt kommt der Vater fast in jedem Brief zurück — daß Theodor sich ein bestimmtes Ziel stecke, ein Studium mit Ernst betreibe und einen festen Beruf in Aussicht nehme. Theodor war aus dem Studieren ganz herausgekommen. Dem Namen nach hatte er in Leipzig Kameralia studiert, meist aber die Kollegien geschwänzt, und in Berlin hatte er Schleiermacher, Fichte, Niebuhr hören sollen, wohl aber kaum noch den einleitenden Vorlesungen beigewohnt, als er krank wurde. Nun drängte der Vater, der Sohn sollte sich klar machen, was er eigentlich wolle. Er lasse ihm ganz freie Hand, aber er solle in eine bestimmte Bahn einlenken und irgend ein Ziel mit Willenskraft zu erreichen suchen. Er schreibt ihm ausführliche Briefe darüber. So am 13. September: „Aus Deinen Freiberger schriftlichen Arbeiten habe ich mit Freuden gesehen, daß Du damals nicht blos Vorlesungen gehört, sondern Deine Wissenschaft mit Ernst betrieben hast, ohne doch dabei ein Mönchsleben zu führen. Sollte es Dir denn gar nicht möglich sein, Dich für irgend eine Wissenschaft oder Beschäftigung, es sei, welche es wolle, auf eine solche Art zu interessieren? Gesetzt, die Naturwissenschaften hätten ihren Reiz für Dich verloren, hat denn auch Geschichte gar nichts Anziehendes mehr für Dich? Ist Dir nicht

einleuchtend, wie sehr sie auch dem Dichter dient, um den Gestalten seiner Phantasie Bestimmtheit und Körper zu geben? Aber Kompendien und Handbücher muß man nicht lesen, sondern die Quellen studieren. Wäre nicht auch möglich, im Griechischen oder in neueren Sprachen in Wien guten Unterricht zu bekommen? Dies wirst Du leicht erfahren können. Aber alles dies ist vergebens, wenn Du nicht Stärke der Seele genug hast, den Entschluß zu einem ernsten Geschäfte streng auszuführen. Ich verlange gar nicht zu große Opfer von Dir. Die Abende magst Du immer für Dein Vergnügen bestimmen, aber den Vormittag und einen Teil des Nachmittags Deinen Studien widmen. Du würdest jeden Abend eine ganz andere Befriedigung fühlen und für jeden Genuß weit empfänglicher sein, als wenn Du vom frühen Morgen an blos Deinem Vergnügen nachgejagt hättest. Du hast Kräfte und Talente, die Dich auffordern und verpflichten, auf einer niedrigen Stufe nicht stehen zu bleiben. Werde ein Dichter, aber fühle ganz die Würde Deines Berufs! Bist Du bestimmt, auf mehrere Generationen zu wirken, das Reich des Großen, Edlen, Schönen zu erweitern, als ein Schutzgeist der Menschheit, gegen die Verdorbenheit des Zeitalters zu kämpfen, so mußt Du gerüstet, vielseitig gebildet und selbst bis zur höchsten Vollendung veredelt sein. Die höchsten Blüten und die reifsten Früchte sollst Du Deinen Zeitgenossen darbieten. Du bedarfst einer ruhigen, heiteren Weltansicht, und diese gewährt nur echte Philosophie und Religion, als deren Geschäft es ist, von beschränkenden Vorurteilen zu befreien und vor der herrschenden Krankheit des Zeitalters, einer zerstörenden Freigeisterei, zu verwahren. Dies alles

bedenke, und Du wirst einsehen, wie viel Du noch von Dir zu fordern hast."

Diesen Brief fand Theodor in Wien erst vor als er von einer kleinen fröhlichen Donaureise zurückgekehrt war. Er hatte die Aufforderung eines Freundes Krämer mit Freuden angenommen, ihn zu Lande nach Regensburg zu begleiten. Dienstag am 10. September waren sie am Abend von Wien ausgefahren, Mittwoch, Donnerstag bis Freitag früh 8 Uhr bis Regensburg weitergefahren. „Reizende Blicke auf die Salzburger Alpen. Überall tausend alte Schlösser, stolze Klöster und Reichtum der Natur." In Regensburg trennte er sich von Krämer, der gleich nach Frankfurt weiterreiste. Sie wollten es sich nicht gestehen wie gerührt sie beim Abschied waren. Für die Rückreise auf der Donau fand er einen angenehmen, fröhlichen Reisegefährten an einem schlesischen Kriegs- und Regierungsrat Clausen. In Regensburg besah er den herrlichen Dom und viele Kirchen und bewunderte manch schönes Bild, eine Grablegung von Rubens u. s. w. Mit besonderer Teilnahme sah er im Turn und Taxisschen Palais den H. Johannes, von der Tante gemalt, und freute sich herzlich der altbekannten Figur und der sich daran knüpfenden Erinnerung.

Am Sonntag den 15. fuhr das Schiff von Regensburg nach Wien zurück. Am 18. schrieb er an die seinigen nach Dresden.

„Auf der Donau d. 18. Septbr."

„Ihr Lieben! So sitz' ich denn hier auf dem Schiffe, der Sturm pfeift nicht schlecht, und die Wellen schlagen gewaltig an den Kahn. In einer Stunde sind

wir in Linz. Die Ufer sind unbeschreiblich schön. Hört meine Tagesgeschichte! Am Sonntag um 8 Uhr stießen wir vom Lande, es wurde ein Vaterunser gebetet, dann frisch fort durch die schönen grünen Wellen. Das linke Ufer wurde sogleich malerisch durch steile Felsen, die sich bis Donaustadt fortzogen. Donaustadt ist eine alte Ruine mit einer Stadt darüber, äußerst keck auf die Felsen gestellt. Der Rückblick nach Regensburg ist einzig. Der Dom hebt sich herrlich über die Stadt empor. Freundliche Berge ziehen sich links immer hin bis Wörth, einem altdeutschen Schlosse. Rechts sind die Ufer immer noch flach und wenig bedeutend. Ich kann wohl sagen, es sei einer meiner schönsten Tage gewesen, den ich gestern verlebt habe."

„Regierungsrat Clausen ist der fröhliche Mann, der meine Freude teilt. Er empfiehlt sich Euch."

„Die Schiffer singen Lieder, die ich ihnen gemacht habe, und wir sind herzlich vergnügt."

Aus dieser Zeit muß ein Brief des Vaters herrühren, den ich mit gütiger Erlaubnis des Herrn Stadtrats Streckfuß aus den hinterlassenen Körnerpapieren seines Vaters habe abschreiben dürfen. Der Brief ist eine kleine Abhandlung über die Wahl des Berufes, mit besonderer Bezugnahme freilich auf Theodor, doch aber auch wieder so allgemein gehalten, daß er manchem Jüngling noch heut bei der Wahl seines Berufes helfen kann, ruhig alle einschlägigen Verhältnisse zu bedenken und verständig zu wählen. Der Brief lautet:

„Während daß Du, lieber Sohn, unter einem heitern Himmel Deine Reise fortsetzest, benutze ich eine ruhige Stunde, um mit heiterer Seele mich über die künftige Bahn Deines Lebens mit Dir zu unterhalten. Du bist

an Geist und Körper gesund, weder geschwächt noch zerknickt noch verwildert, hast Dir einige schätzbare Kenntnisse erworben und nicht gemeine Fähigkeiten entwickelt. Ich freue mich dessen, danke Gott dafür, und es giebt mir einen hohen Grad von Befriedigung, daß ich es nicht bereuen darf, jeden Keim des Lebens in Dir geschont zu haben. Es war mein Wunsch, daß Du die unschuldigen Freuden der Jugend genießen und die Gegenwart der Zukunft nicht aufopfern solltest. Auch jetzt verlange ich ein solches Opfer nicht; aber zu dem frohesten Leben gehört Zufriedenheit mit sich selbst, und diese fordert schlechterdings eine bestimmte Thätigkeit, ein Streben nach einem würdigen Ziele. Die Wahl dieses Ziels bleibt Dir ganz überlassen, aber mir erlaube etwas zur Vorbereitung Deines Entschlusses beizutragen. Ich habe Gelegenheit gehabt, vielerlei Stände und Beschäftigungen zu beobachten und selbst manche Erfahrung gemacht. Die Resultate davon möchte ich Dir zu erwägen geben, und hierzu scheint mir kein Zeitpunkt passender als der jetzige."

„Durch ein beschränktes Ziel nähert sich der Mensch dem Zustande des Tiers, durch ein unendliches behauptet er die gottähnliche Würde seiner höheren Natur. Es giebt aber ein Unendliches nicht bloß der Masse, sondern auch der Form. Der innere Gehalt unserer Thätigkeit ist nicht abhängig von dem Umfange unseres Wirkungskreises, so wie wir den Weltenschöpfer mit Recht ebenso sehr in der Bildung der kleinsten Pflanze bewundern als in der Anordnung der Sonnensysteme."

„Daher die Möglichkeit für den Menschen, auch bei beschränkten Kräften sich auf eine höhere Stufe zu erheben, wenn die Liebe zu seinem Geschäft ein unendliches

Streben nach Form in ihm erzeugt. Es kommt alsdann bloß darauf an, ob die Forderungen des gewählten Wirkungskreises das innere Vermögen nicht übersteigen."

„Auf diesen Gründen beruht meine Überzeugung von dem Werte eines jeden Geschäftes, das durch Liebe veredelt und mit Erfolg betrieben wird. Ich bedaure den kraftvollen Jüngling, dem ein weites Feld für die Wahl seines künftigen Berufes sich öffnete, der aber dem inneren Berufe nicht folgt, sondern durch die Vorurteile der Menge irre geleitet oder durch falschen Schimmer geblendet wird. Ein solches Opfer des Ehrgeizes gleicht einem gefallenen Engel. Umhergetrieben von unersättlicher Begierde sieht er oft mit Verdruß die Dürftigkeit seines Werkes, sucht sich durch neue Versuche zur Erweiterung seiner Sphäre zu betäuben und ist ausgeschlossen von der Seligkeit, die nur der glücklichen Liebe zu Teil wird."

„Ein vielumfassender Wirkungskreis in der sinnlichen Welt wird oft durch Verhältnisse angewiesen. In diesem Falle ist, wer durch Erbrecht zur Regierung eines größeren oder kleineren Staates, zum Besitz mehrerer Rittergüter oder einer ausgebreiteten Handlung gelangt, oder wem durch die Geburt der Weg zu den ersten Staatsämtern gebahnt wird. Erfreulich ist es alsdann, wenn persönliche Neigungen und Fähigkeiten mit solchen günstigen Umständen zusammentreffen. Aber Umstände dieser Art durch eigne Veranstaltung erzwingen zu wollen, ist bei den größten Talenten und der beharrlichsten Anstrengung ein gewagtes Spiel. Nicht das Maß der Kräfte bestimmt hier den Erfolg, sondern Glück und Gelegenheit. Schon durch die Notwendigkeit den Moment zu erlauern, fühlt eine edle Natur sich herabgewürdigt,

und wenn endlich eine Gelegenheit, zum Ziele zu gelangen, sich darbietet, so fordert sie nicht selten das Opfer des persönlichen Wertes, und die Erfüllung des Wunsches wird nur auf Kosten der inneren Ruhe erkauft. Eine heimliche Selbstverachtung, die durch alle Bemühungen nie ganz unterdrückt wird, vergiftet alsdann jeden Lebensgenuß.“

„In einem einzigen Stande hat das Streben emporzukommen etwas Begeisterndes. Dies ist der Stand des Kriegers. Hier wird um den Preis doch gekämpft, und der Kämpfer ist durch den Sieg schon belohnt. Aber wenn er außer diesem Lohne noch andre Auszeichnungen hofft, so darf er nicht vergessen, wie selten bei der neuen Art, Krieg zu führen, die That des einzelnen Mannes etwas entscheidet, und wieviel selbst in diesem Falle dazu gehört, daß eine solche That gerade von demjenigen bemerkt wird, der fähig ist, sie zu schätzen, und vermögend, sie geltend zu machen, auch kein Interesse hat, sie zu verkleinern oder zu ignorieren. Auch giebt es Zeiten, in denen der Krieger für eine Sache zu kämpfen genötigt ist, gegen die seine edelsten Gefühle sich sträuben. Eine solche Lage peinigt ihn alsdann in den Augenblicken des ruhigen Nachdenkens, die selbst mitten im Gewühl des Krieges nicht selten eintreten. Und wieviel Geduld wird erfordert, um zur Zeit des Friedens das Leere und Drückende des Soldatenstandes, die Fesseln der Militär-Subordination, die Pedanterie und Laune eines beschränkten Vorgesetzten zu ertragen!“

„Wie anders im Reiche der Wissenschaft und Kunst! Hier waltet die Freiheit des Geistes, hier öffnet sich ein unermeßliches Feld für die rastloseste Thätigkeit, hier kann auch unter den ungünstigsten Umständen der Preis

errungen werden, wenn sich beharrlicher Eifer mit innerer Kraft vereinigt.

„Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein"

kann man vielleicht mit größerem Rechte von dem vollendeten Gelehrten und Künstler als in den jetzigen Zeiten vom Krieger sagen."

„Die Wissenschaft läßt uns die Wahl, ob wir die praktische oder theoretische Beschäftigung vorziehen. Es giebt Bedürfnisse des Geistes und Herzens, die der Religionslehrer zu befriedigen sucht, und Bedürfnisse der Sinnlichkeit, für die der Arzt, der Ökonom, der Chemiker, der Architekt, der Mechaniker, der Richter und Advokat in Thätigkeit sind. Wohl dem, der unter diesen Geschäften nach entschiedener Neigung und nach sorgfältiger Prüfung seiner geistigen und körperlichen Kräfte gewählt hat, oder der sich aus gleichen Gründen für die Erweiterung und Verbreitung einer Wissenschaft bestimmt."

„Der Künstler bildet sich in der Regel durch eine Art von Instinkt. Rege Empfänglichkeit und lebendige Phantasie mußten vorhanden sein, aber um seine Ideen und Gefühle zu versinnlichen, bedurfte der Künstler noch der Herrschaft über ein gewisses Medium. Für ein solches Medium bestimmt er sich gewöhnlich nach einem inneren Triebe und nach glücklichen Versuchen, die ihm durch zufällige Umstände gelangen."

„Die Seele der Poesie ist in Dir nicht zu verkennen und in der Behandlung ihres sinnlichen Werkzeuges hast Du Dir praktische Fertigkeit erworben. Deinen Beruf zum Dichter halte ich daher für gegründet und bin weit entfernt, ihn Dir zu verleiden. Macht zu haben über

die edelsten Geister seiner Nation ist ein herrliches Los, und ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du eine solche Macht nicht mißbrauchen würdest. Dein wichtigstes Geschäft sei also immer, keine Art von Ausbildung zu vernachlässigen, die zu einem vollendeten Dichter erfordert wird. Aber die Sicherstellung Deiner künftigen Existenz gegen dringende Bedürfnisse darf nicht von der Einträglichkeit Deiner poetischen Produkte abhängen. Dadurch würdest Du zum Sklaven des Publikums, zu dessen Beherrschung Du vielleicht berufen bist."

„Um die Kosten Deiner Studien zu bestreiten, wird es hoffentlich nicht an Mitteln fehlen, aber Du hast nicht soviel Vermögen zu erwarten, um dereinst als Gatte und Vater davon unabhängig leben zu können. Häusliches Glück darfst Du nicht entbehren, weil nach meiner Erfahrung kein anderer Vorteil für diese Entbehrung Ersatz giebt. Also ist neben der Poesie auf ein Geschäft zu denken, wodurch ein bestimmtes Auskommen gesichert ist. Denn der Gedanke, Dir dies auf eine bequemere Art durch eine reiche Heirat zu verschaffen, und Dich dafür dem Joche drückender Familienverhältnisse zu unterwerfen, ist Deiner und meiner unwert."

„Manche sonst achtungswerte Geschäfte sind jedoch für einen dichterischen Kopf so prosaisch, daß Du schwerlich auf die Länge dabei aushalten würdest. Dahin gehören die Arbeiten der Staatsdiener in den meisten untergeordneten Stellen. Was ich z. B. zu verrichten habe, ist eigentlich Lesen und Schreiben. Gleichwohl möchte ich Dir einen fortwährenden Kampf zwischen Neigung und Pflicht gern ersparen."

„Dagegen nähert sich der theoretische Gelehrte der Thätigkeit des Künstlers. Die Wissenschaft kann „der

Schönheit zureifen und zum Kunstwerk geadelt werden." Vorzüglich gilt dies vom Studium der Natur, und Deine Neigung dazu war mir deswegen so willkommen. Was Du in diesem Fache in Freiberg erlernt hast, ist schon ein nicht unbedeutendes Kapital. Das auf mancherlei Art zu vermehren, wollte ich Dir alle Gelegenheiten schaffen. Und wenn Du nach Erledigung Deiner Studien in das Vaterhaus zurückkehrtest, würde ich sorgen, daß es Dir weder an Muße noch an dem nötigen Apparat fehlen sollte, um das Erlernte verarbeiten und durch ein bedeutendes Werk Deinen wissenschaftlichen Ruf gründen zu können."

„Das Studium der Geschichte hat allerdings auch einen großen Reiz, aber es ist nur der Nachteil dabei, daß man dabei so oft auf Lücken stößt, zu deren Ausfüllung keine Mittel vorhanden oder wenigstens nicht in unsrer Gewalt sind. Die Natur hingegen kann durch zweckmäßige Versuche oft genötigt werden, auf unsre Fragen zu antworten."

„Dies ist, was ich Dir vorjetzt zu erwägen gebe. Dein jetziger Schritt ist einer der wichtigsten Deines Lebens. Es ist gut sich dabei nach hellen Begriffen zu bestimmen und durch eine schriftliche Verhandlung werden die wichtigsten Punkte deutlicher, die dabei in Betrachtung kommen."

„Lebe recht wohl, bei uns ist alles gesund und grüßt Dich schönstens." „Dein Vater

Körner."

Theodor schrieb nach seiner Rückkehr von der Donaureise am Abend seines Geburtstages, den er auf Humboldts Einladung in dessen Hause verlebte, an den

Vater einen Brief, der denselben sehr erfreute. „Mit herzlicher Freude," antwortet er, „habe ich und die Mutter die Gefühle eines braven Sohnes darin gefunden, die unser Vertrauen zu Dir stärken und erhöhen. Wir werden uns ferner treu bleiben, und ich denke noch viel Freude an Dir zu erleben. Daß Humboldts Deinen Tag so liebevoll gefeiert habe, danke ich ihnen sehr. Du bleibst also nunmehr in Wien. Meinen Segen dazu! Daß Du Griechisch und andre Sprachen treibst, ist mir lieb. Auf der Bibliothek wird wohl Geschichte studiert?"

In Wien fühlte sich Theodor überaus wohl. Wie schon in Berlin zog ihn besonders das Theater hier an und die vielen Konzerte. Daneben war er durch des Vaters Empfehlungen in interessante Kreise eingeführt. Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt nahmen sich auf das freundlichste seiner an; bei Humboldts verkehrte er fast täglich und frei und ungezwungen, wie ein Kind im Elternhause. Dazu hatte er das Glück, gegen Ende des Jahres 1811 seinen Freiberger Lehrer Werner und Alexander von Humboldt im Humboldtschen Hause öfters zu treffen. „Ich freue mich," schreibt er betreffs Alexanders von Humboldt, „unendlich dieser herrlichen Bekanntschaft. Er ist äußerst angenehm im Gespräch. Die Unterhaltungen bei Humboldts sind jetzt das Interessanteste, was ich je gehört habe." Er arbeitete eifrig an den Vorstudien für ein Drama Konradin, das ihm selbst als Probe seines Talents gelten sollte, und die Geschichte gewann wenigstens als Mittel zum Zweck Interesse für ihn. Überhaupt wurde sein Wesen ernster, wenn er auch die angenommene burschikose Manier nicht im Handumdrehen abthun konnte; die Kunst begann

ihre veredelnde Macht auf ihn auszuüben, und er wuchs mit den höheren Zwecken, die er sich setzte.

Weihnachten nahte, und zum ersten Male sollte er das Fest nicht im Elternhause feiern. „Wie mir das weh thut, denkt Ihr Euch gern," schreibt er nach Hause, „da Ihr wißt, wie sehr ich an allen diesen Familienfesten hänge. Hier kennt man es gar nicht, und wenn man sich beschenkt, so geschieht es zum neuen Jahre. Denkt hübsch an mich bei Eurer Freude, ich will mir die blaue Stube, den Lichterbaum und die Strißel zum Thee recht lebhaft malen." Am Weihnachtsabend war er dann doch in ausgelassener Gesellschaft recht lustig, so daß ihm vom vielen Lachen der Kopf brummte. Aber nach Hause denkt er, und noch nachts um drei Uhr schreibt er „den Lieben" seinen Dank für ein Weihnachtsgeschenk. Am andern Morgen erhält er einen Weihnachtsbrief vom Vater. Er antwortet sogleich in einer Nachschrift zum gestrigen Briefe:

„Soeben erhalte ich Deinen lieben, guten Brief, teurer Vater. Laß mich Dir recht aus vollem Herzen danken für die herzlichen Worte der Liebe. Wir wissen und bewahren es treu, wie es unter uns steht. Du hast aus dem Sohne Dir den Freund gemacht, und kindliche Liebe ist zu männlichem Vertrauen gereift. Der Brief trifft wohl zu Neujahr ein, also herzliche Wünsche Euch und allen Freunden. Ich glaube, es wird ein bedeutendes Jahr, der Mensch wird fest stehen müssen, und vielleicht gilt's — wollen sehen!" Jubelnd beginnt die Antwort des Vaters auf diesen Brief: „Lieber Sohn! Soeben kommt Dein Brief an, der in der Nacht von Weihnachten geschrieben ist. Er enthält für mich goldne Worte. Daß wir Freunde sein sollten,

war das Ziel, nach dem ich von Deiner frühsten Jugend an strebte, und wohl mir, wenn es erreicht ist! Dann kann ich das neue Jahr mit vollem Vertrauen auf Dich und mit schönen Hoffnungen antreten." Dann empfiehlt er dem Sohn auf Werners Rat, Botanik als Nebenstudium zu betreiben, und fordert ihn auf, zu überlegen, ob er des Geschichtsstudiums halber, nach Göttingen oder nach Berlin im Sommer gehen wolle. In Göttingen sei nur der Ton unter den Studenten besorglich. Die Leipziger Relegation werde hoffentlich aufgehoben werden und kein Hindernis weiter sein. Die Antwort auf diesen Brief ist bezeichnend für den Sohn nach verschiedenen Gesichtspunkten.

„Wien, den 6. Januar 1812."

„Liebster Vater! Du äußerst in Deinem letzten Briefe, ich möchte doch die Naturwissenschaften mit forttreiben. An Botanik ist hier im Winter nicht zu denken, und von Mineralogie kann ich auch nichts thun, außer die Sammlungen zu sehen. Das möchte nun sein, wie ihm wollte, ich kann aber nicht glauben, daß ich neben Geschichte dieses forttreiben könnte. Hier freilich, da meine historischen Studien noch nicht der Art sind, daß sie mich ganz verlangten. Übrigens habe ich eigentlich die Idee, diesen Winter das Wiener Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn zu benutzen. Geradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Ein Talent ist nicht das Eigentum eines einzelnen Menschen, es wird das Eigentum der Nation, und die verlangt, daß man ihr Pfund wuchern lasse. Mein ganzes Geschichtsstudium habe ich bloß

der Poesie wegen gewählt, weil sie mit ihm in der höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches Studium die andere nicht zur Blüte gelangen kann. Du wirst mir sagen, daß ich aber auf ein noch zweifelhaftes Talent meine künftige Existenz nicht begründen könne; wohl wahr, aber wenn man Schlittschuhlaufen kann, soll man auf der Erde sich mühsam fortbewegen, weil man dort einbrechen könnte. Der Konradin soll entscheiden, denk' ich mir — wird er gut, und nimmt man ihn willig auf, so will ich bleiben, wo das Herz mich hinzieht; gelingt er mir nicht, dann will ich die erste beste Brotwissenschaft vornehmen, und meinen geglaubten Beruf zum Dichter bei müßigen Stunden in Sonetten verschnitzeln. Der Geschichte wegen will ich nach Göttingen, und ich bin überzeugt, daß man sie nur dort studieren kann. Sollte mein Relegat nicht zurückgenommen werden für dieses Jahr, so wird man es doch im künftigen Jahre nicht verweigern. Im letzten Falle würde ich Dich um einen Römerzug bitten. Tyrol wollte ich den Sommer durchstreifen und Herbst und Winter in Italien begrüßen. Willst Du mich gern in Berlin, so schreibe Deine Gründe. Die Furcht vor Excessen ist teilweise ungegründet. Zwar werde ich das, was ich glaube und fühle, gern zu jeder Stunde auch mit dem Blute besiegeln, dazu hast Du mich erzogen; und mein Wort, Vater, lieber auf dem Schild als ohne ihn, aber Studentengeschichten habe ich satt, und wegen solcher Spielerei will ich mein gutes Leben nicht wieder in die Schanze schlagen. So mein Plan für die Zukunft. Er könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache je ein insurrektionsmäßiges Ansehn erhielte, meine deutsche Abkunft zeigen

und meine Pflicht erfüllen müßte. Man spricht so viel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde, aber wenn jeder so denkt, so muß das Ganze untergehen. Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt, aber es giebt nichts Besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das Höchste im Leben erkennt. Ich würde Euch manche traurige Stunde kosten, aber die That wäre nicht gut, wenn sie nicht ein Opfer kostete. Euch unruhige Minuten zu verschaffen, ist das drückendste Gefühl für mich. Da mein ruhiges Bewußtsein zu opfern, wär' der härteste Kampf, den ich höher anschlüge, als das bißchen Leben, was ich dabei verlieren könnte. Antworte mir darüber behutsam; Dein letzter Brief war augenscheinlich aufgemacht. Diese meine Pläne verlieren aber jetzt schon allen Schein der Ausführbarkeit, da man allgemein sagt, das Berliner Kabinett hätte sich an Frankreich geschlossen, und ich so etwas selbst aus Humboldts Reden vermuten muß. Daher dürfen sie Dich nicht beunruhigen. Ich würde gern so lange als möglich in Wien bleiben, es ist gar zu herrlich hier; würde mein Relegat aufgehoben, so käme ich Ostern nach Dresden und würde dann entweder nach Göttingen oder Berlin gehen, wie Du es für mich am vorteilhaftesten fändest. Müßte ich eine Brotwissenschaft wählen, so würde ich lieber Jura als Medizin vornehmen, weil ich es doch ohne Liebe thun würde und bei dem Recht mehr Aussicht zur Muße hätte. Gott befohlen, treuer Freund, ich harre Deiner Antwort."

„Dein Theodor."

Der Brief zeigt wohl gegen die früheren eine größere Reife. Theodor ist sich seines Zieles bewußter und schreibt offen und klar, was er denkt und will, und verfolgt ernstere Zwecke, als im Saus und Braus des Leipziger Studentenlebens. Aber den Vater befriedigte der Brief doch nicht recht. Gerade weil der Sohn für Poesie und Vaterlandsliebe in diesem Briefe so lebhaft begeistert ist, fürchtet er, daß diese an sich ehrenwerte Begeisterung, bei dem Wesen des Sohnes, der in übergroßer Produktionslust und allzuregem Thatendurst es oft an gründlicher Vorarbeit und nüchterner Überlegung fehlen ließ, leicht ausarten könnte. Er antwortet deshalb umgehend und ausführlich und warnt den Sohn, durch seine bisherigen kleinen Erfolge sich nicht blenden zu lassen. „Es ist eine gefährliche Klippe für den Künstler, wenn er sich eine gewisse Fertigkeit erworben hat und mit dem, was er in kurzer Zeit fertig macht, eine günstige Aufnahme bei seinem Publikum findet. Er bleibt dann leicht auf einer niedrigeren Stufe stehen. Du bist, däucht mich, zu etwas Höherem bestimmt als kurrente Ware für das Wiener Theater zu liefern. Also wünschte ich, daß Du einmal aufhörtest, Deine Zeit auf kleine Stücke zu verwenden und Dich ernstlich an den Konradin machtest, da wir schon über die Mitte des Januars sind."

„Wie der Beifall, den Dein Konradin erhält, auf Deine Pläne für die nächsten Jahre Einfluß haben kann, sehe ich nicht recht ein. Macht er auf dem Theater nicht Glück, so kann dies sogar in gewissen dichterischen Vorzügen liegen. Wird Dein Stück sehr gut aufgenommen, so folgt daraus, daß Du Dein Auskommen haben würdest, wenn Du jährlich ein oder zwei Stücke für das Theater

liefertest. Aber ist es denn Deine Meinung, Dir auf diese Art Deine bürgerliche Existenz zu sichern? Ich müßte dann wiederholen, was ich schon sonst gegen einen solchen Plan eingewandt habe: Zu bedauern ist jeder, der von der Gunst der Muse Unterhalt erwartet. Nähren soll den Mann sein Geschäft, und hierzu soll sich der Jüngling vorbereiten. Die Kunst sei die Würze Deines Lebens. Widme ihr Deine schönsten Stunden, aber nicht immer zur Produktion, sondern auch oft zum Studium."

Die Bitte um einen Römerzug schlug der Vater nicht unbedingt ab, aber er wünschte ihn auf künftige Jahre verschoben, wenn der Sohn sich gründlicher darauf vorbereitet hätte und sich erst in ein Studium wieder vertieft hätte. Auf den letzten Punkt, den Theodor in seinem Brief angeregt hatte, auf den Eintritt in preußische Dienste für den Fall einer Volkserhebung, antwortet der Vater, wie schon der Sohn ihn gemahnt hatte, sehr vorsichtig, da die Briefe oft geöffnet wurden. Er schreibt: „Der junge Mann, von dem Du in Deinem Briefe an mich schriebst, sollte wohl jeden entscheidenden Schritt vermeiden, bis er mit seinem Vater mündlich darüber zu Rate gegangen wäre. Er nennt diesen Vater seinen Freund, wie Du schreibst, und soviel ich den Vater kenne, verdient er, bei der Sache gehört zu werden. Er weiß die Triebfedern zu schätzen und ist auch großer Aufopferungen fähig. Aber es könnte doch nützlich sein, wenn durch ihn der Sohn auf Umstände und Folgen aufmerksam gemacht würde, die er vielleicht in leidenschaftlichen Momenten übersehen hat. Es wäre traurig, wenn er etwa künftig zu spät sich Vor-

würfe machen müßte, nur nach einer einseitigen Ansicht gehandelt zu haben."

An demselben Tage, an dem der Vater diesen Brief schrieb, am 17ten Januar, wurden zum ersten Male zwei kleine Stücke Theodors, die Braut und der grüne Domino, mit großem Beifall auf dem Burgtheater gegeben. „Die Adamberger brauchte nur den Mund zu öffnen, um zu bezaubern." Sie wurden mit gleichem Erfolge mehrmals wiederholt, und ein Rezensent bemerkte, es könnten schwerlich die Erstgeburten eines dramatischen Dichters glücklicher und teilnehmender aus der Taufe gehoben werden, als es diesmal geschehen. Natürlich nahm das Vaterhaus den regsten Anteil. Der Vater schreibt: „Eine so gute Aufnahme mußte Dich freuen, und auch uns war es kein kleines Fest, Deinen Namen auf dem Komödienzettel zu lesen und einen guten Erfolg zu wissen. Auf dem Parnaß ist nicht immer schön Wetter; genieße den Sonnenschein, solange er währt, und verliere den Mut nicht, wenn sich der Himmel umwölkt. In Wien hast Du mit einem Publikum zu thun, das noch lebensfroh und unbefangen ist, sich einem angenehmen Eindruck zu überlassen. Anderwärts trifft man so oft auf abgewelktes und altkluges Gesindel, das bei einem neuen Kunstwerke nichts weiter empfindet, als die Angst, sich durch ein voreiliges Urteil lächerlich zu machen und gegen eine anerkannte Autorität anzustoßen, oder ein heimliches Grauen, wie vor einem mächtigen Feinde, dem man die schwachen Seiten ablauern muß, um nicht von ihm überwältigt zu werden. Manchem ist dann erst recht wohl zu Mute, wenn er einen Grund aufgefunden hat, ein neues Geschenk der Kunst in den Winkel zu werfen."

Seit dieser Zeit verlebte Theodor in Wien herrliche Tage. Sein Selbstgefühl wächst und zugleich seine Schaffenslust und auch sein Eifer, in der Poesie nach einem hohen Ziele zu streben. Immer weitere Verkehrskreise öffnen sich dem jungen, nunmehr öffentlich anerkannten Dichter, und in der Großstadt sieht er manche interessante Menschen. Im Januar war Rauch bei Humboldts: „Ein lieber, deutscher Mann. Er hat das Monument für die verstorbene Königin gemacht und einen Abguß des Kopfes bei sich, der unendlich lieblich ist und noch ähnlicher sein soll, als alles Vorhergehende.“ Er fand ferner als Hausfreund Eingang in den Häusern der Frau von Pereira, der Frau Karoline von Pichler, der Frau von Weißenthurn und las in diesen Kreisen seine neusten Dramen vor. Vor allen andern aber lockte ihn der Verkehr mit der talentvollen Schauspielerin Toni Adamberger, welche seine ersten Stücke durch ihr ausgezeichnetes Spiel zur Geltung gebracht hatte, und deren Namen er in seinem Drama Toni zu verherrlichen gestrebt hatte. Seine begeisterte Liebe und Verehrung für sie kannte keine Grenzen. Für den Sommer stand dem Sohne die Freude bevor, die Eltern in Wien bei sich zu Besuch zu haben, aber noch vorher drängt es ihn, dem Vater sein glücklichstes Geheimnis zu verraten. Als er in einem Brief vom 20. Mai 1812 den Vater bittet, ihm Geld vorzuschießen, fährt er fort: „Das war eigentlich die Ursache dieses Briefes; weil es mir aber vergönnt ist, bei dieser Gelegenheit so recht offen, Freund zu Freund, zu sprechen, so kann ich mir's nicht versagen, Dich, den ich nicht bloß als meinen guten Vater verehre, sondern den ich als meinen herzlichsten Vertrauten von Jugend an zu betrachten gewohnt bin,

mit dem Glücke, mit der Seligkeit Deines Theodors bekannt zu machen. Vater, treuer, treuer Freund, ich habe mein Ziel gefunden, wo ich meinen Anker werfen soll, Vater, ich liebe! Sieh', es ist mein größter Stolz, daß ich mit dieser Freiheit der Empfindung Dir in's väterliche Auge blicken darf und sagen kann, ich liebe, liebe einen Engel. Nun, Du wirst sie sehen, und wenn Dich ihr Anblick nicht ebenso ergreift, wie mich, wenn Dir aus ihren dunklen Augen nicht eben die friedliche Seligkeit entgegenweht, wie mir, so ist es eine Lüge, was mein kindliches Herz von Übereinstimmung und Harmonie unsrer befreundeten Seelen geträumt hat. Vater, die Gewißheit, die ich in mir trage, daß sie Dich ebenso begeistern wird, wie mich, sei Dir ein Bürge meiner Liebe, meiner Wahl. Ich sehe es ein, Vater, ich hätte Dir nichts schreiben sollen, auch glaube ich, daß noch kein Sohn seinem Vater so geschrieben hat, ich hätte Dir nichts sagen sollen, als bis Du sie gesehen hättest, aber mein volles, warmes Herz, das die Sehnsucht nicht bekämpfen kann, seine Seligkeit in die Freundesbrust zu tauchen, riß mich allmächtig fort. Vater, ich liebe, und wenn Du mich recht kennst, so weißt Du es ja, wie ich liebe! — ewig, unendlich. Sie sieht der Mutter recht ähnlich, welcher Zufall um Deinet- und um meinetwillen mich vorzüglich gefreut hat. Deswegen erwarte ich Euch diesmal mit um so größerer Sehnsucht, weil ich kein Maß mir träumen kann für die Seligkeit der Minuten, wo Du mir es sagen sollst, daß Toni Dir unendlich gefällt; ach, was ist das für ein nüchternes Wort! Daß sie Deine Liebe, Deinen Segen verlangen darf! Vater, ich bin zu weich, zu glücklich, zu heiß, um Dir all das recht deutlich, recht klar zu

schreiben; wenn ich Dich ans Herz drücken dürfte, an die treue Sohnesbrust, dann würdest Du mich balder, leichter verstehen. Aber Du verstehst mich ja auch so. Vater, ich bin ein recht, recht glücklicher Mensch! Nun habe ich erst den Mut, auch die trockenste, schlimmste Arbeit fröhlich zu beginnen; denn was ich thue, was ich trage und dulde, ich thue es ja nur für den herrlichsten Lohn, ich kämpfe ja für sie. Und wenn ich dann nach bald durchkämpften Jahren bei Euch, Ihr Lieben, mit der Geliebten glücklich, selig sein darf, und Vater und Mutter sich neu verjüngen an der Freude ihrer Kinder, um eine gute, himmlische Tochter reicher, Vater, diese heiligen Stunden sind meine schönsten Träume. Du freust Dich mit an meiner Seligkeit, ich weiß das, deswegen hab' ich es nicht länger in der Brust verschließen können, was ich schon seit sechs Monaten gern in glühenden Worten ausgejauchzt hätte. Komm nur bald und gewiß! Es schlagen Euch jetzt zwei Herzen entgegen, und das Euch noch unbekannte soll Euch das ersetzen, was Ihr am Sohnesherz vermißt, so warm, so glühend es auch für Euch hier schlägt. Vater, mir stehen die Thränen in den Augen, ich gäb' eine Welt drum, wenn ich Dich jetzt in diesem heiligen Augenblicke umarmen könnte. Wenn ich je das Glück verdiene, was mich an Tonis Herzen erwartet, hab' ich's nicht Dir, nicht Deiner Liebe zu danken, und der guten, edlen Mutter? Ich werde zu weich. Leb' wohl, leb' wohl! Vater, Du hast einen glücklichen Sohn, und, bei Gott, er will es verdienen!"

In jedem Brief fast erneuert er dann die Beteurung seines jetzigen Glückes. Im vorigen Frühling sei er krank und schwach gewesen und ein roher wilder Bursche

obendrein, der sich in seichter Gesellschaft von Studenten herumschlug, und jetzt sei er so stark und frisch und glücklich überdies und etwas abgeschliffen durch Zeit und Menschen. Wären die seinen aus Dresden noch bei ihm, so möchte er der Zeit zurufen, sie solle still stehen; denn man könne nicht glücklicher und froher leben, als er jetzt. Und in den herrlichen Sommernächten trieb's den frischen Jüngling hinaus; er hängte die Guitarre um und schweifte in den nahen Ortschaften singend und spielend umher. Und als er dem Vater zum Geburtstage am 2. Juli seinen Glückwunsch schickt, da quillt wieder das volle Herz über und in einer besonderen Einlage mit der Aufschrift: „Meinem Vater!" muß er wieder von dem seligen Geheimnis schreiben!

„Döbling am 27. Juni 1812."

„Guter, teurer Vater! Ich kann unmöglich Dein Fest vorübergehen lassen, ohne Dir recht aus vollem glücklichen Herzen zu schreiben, und was mich eben so glücklich macht, darf ich ja vor den andern nicht nennen. Vater, ich habe mit aller Sorge und Liebe Dir wohl nie ein bessres Geschenk erdenken können, als diesmal mit der Überzeugung, die ich in mir trage, daß ich des Lebens höchste Freude kenne, daß ich ganz glücklich bin, und nur Deine segnende Hand noch fehlt, um mich selig zu machen. Wenn ich mich recht erinnere, so hab' ich Dir eigentlich noch gar nicht gesagt, wer die Sonne ist, die die Wandelsterne meines Strebens in ein ewiges System gebannt hat. Antonie Adamberger heißt sie, reich von der Natur mit Schönheit des Körpers, aber unendlich reicher an Herz und Seele begabt. Nein, Du hast den Begriff nicht von diesem heiligen Gemüt. Ich

sah sie zuerst bei der Generalprobe vom Domino, und ich fühlte es gleich so klar in mir, hier werfe mein Streben seine Anker, daß ich abends in der Vorstellung, wo eine gewisse Spannung und Furcht sehr natürlich für das erste Mal gewesen wäre, von diesen Gefühlen keine Ahnung hatte, nur sie dachte, nur von dieser Empfindung durchdrungen war. Ich könnte Dir ein klares Bild von ihr geben, wenn ich Dir nur einen ihrer lieben, lieben Briefe schicken wollte, aber ich kann mich nicht von ihnen trennen. Was hat sie für unendliche Gewalt über mich. Sie hat mich aus all den wilden Gesellschaften herausgezogen, hat mich billig gegen die Philister, natürlich gegen die Welt gemacht, meine keimende Lust an Trinkgelagen ganz unterdrückt, mich zur Arbeit angehalten, mich ausgescholten, wenn ich faul war, und mich geliebt. Gott, das verdiene ich nicht so. Du kannst Dir denken, welche Verhältnisse eine Waise, die nur eine Tante hat, aber das ist freilich eine unendlich würdige, wenn auch fast zu strenge Frau, zu überwinden gezwungen ist, besonders in dieser üppigen, großen Stadt, wenn sie als Schauspielerin sich als Mädchen in der größten Achtung beim ganzen Publikum erhalten soll. Sie ist die einzige, die in den ersten Zirkeln willkommen ist. Ach, wie sie sich so kindlich auf Dich freut! Wenn ich sie recht froh sehen will, so muß ich ihr nur von Dir erzählen, sie sagt, ich erzählte dann so gut; das mag wohl sein; denn mir wird immer so voll, so warm dabei ums Herz. Ihre Tante weiß noch nichts von unserer Liebe, wenigstens nicht, daß sie mich liebt. Die Toni will es ihr noch nicht sagen, weil jene es nicht begreifen würde, wie ein junges Mädchen, das manches sogenannte Glück verscherzt hat, ihre

Zukunft mit einem jungen Menschen verknüpfen könne, der ihr für den Augenblick noch nichts anbieten kann. Wenn Du herkommst, so magst Du mit der Tante reden, damit die Tante ihr erlaubt, mir zu schreiben; denn sonst ohne diese Hoffnung bringt mich keine Gewalt von Wien hinweg. Ach, wie sie Dir gefallen wird! 'S ist aber auch ein ganz himmlisches Geschöpf. Wenn ich Dir es je vergelten kann, was Du unendlich Liebes und Gutes an mir gethan hast, so mag ich es damit können, daß ich Dir meine Toni als Tochter zuführe. Vater, wie glücklich, wie selig wollen wir sein! Leb' wohl, leb' wohl, meine Toni grüßt Dich unendlich, und küßt Dir die väterliche Hand. Leb' wohl, mein teurer Vater!"

„Dein glücklicher Theodor."

Anfang August trafen die Eltern, Tante Dora und Schwester Emma in Wien ein und verweilten dort bis Anfang September. Das waren herrliche Wochen für den Sohn; seine Hoffnung hatte ihn nicht betrogen, die Eltern gewannen Toni von Herzen lieb. Der Vater hat später nach des Sohnes Tod in den biographischen Notizen über ihn noch in anerkennenden Worten auch von ihr gesprochen. Dort schreibt er vom Sohne: „Daß die ungeschwächte Jugendkraft mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele. Körners Eltern kamen nach Wien, prüften und segneten die Wahl ihres Sohnes, erfreuten sich an den Wirkungen

eines edlen begeisternden Gefühls und sahen einer schönen Zukunft entgegen."

Die Hauptabsicht des Vaters bei dieser Reise war die gewesen, sich über des Sohnes Verhältnisse in Wien vollständige Kenntnis zu verschaffen. Er hatte auf Bitten des Sohnes eingewilligt, ihn auch den Sommer über noch in Wien zu lassen. Jetzt fand er zu seiner Freude, daß Wien sehr vorteilhaft auf den Sohn eingewirkt hatte, und er durch den Umgang mit Humboldts, Schlegels, Pichlers und anderen, namentlich aber mit seiner Toni an Ausbildung sehr gewonnen hatte. Auch war er jetzt von Theodors Dichterberuf überzeugt, und gab fürs erste das vergebliche Drängen, den Sohn zu einer Brotwissenschaft zu bestimmen, auf. Genug für jetzt, daß der Vater die entschiedenen Fortschritte des Sohnes sah und den Fleiß, den derselbe auf die Vorarbeiten zu seinen Dramen verwendete. Es wurde ihm nicht leicht, von dem Gedanken abzustehen, der Sohn müsse neben der poetischen Arbeit einen Beruf erfüllen, der ihm sein Auskommen sichere; er hielt dies im allgemeinen für das Richtige und Sichere, und er hatte dem Sohn diese Idee immer wieder geschrieben. Als er nun aber erkannte, wie ausschließlich die Poesie den Sohn erfüllte, und wie sie zugleich das Medium sei, durch welches der Sohn auch zu wissenschaftlicher Arbeit geführt wurde, da wußte er seine allgemeinen pädagogischen Ideen und Regeln bescheidentlich hintenanzusetzen, und der Individualität des Sohnes sorgsam nachzugehen und sie zu fördern und zu heben. Zu seiner großen Freude stimmte ihm Wilhelm von Humboldt hierin zu, der Theodor Körner genau kannte und ihn von Herzen liebte. Er schätzte an dem jungen Mann neben seinem ausge-

sprochenen Talent für Poesie, von dem er noch viel erwartete, vor allen Dingen sein reines, unverdorbenes Gemüt und sein heitres, unbefangenes Wesen, das ihn gefahrlos, und ohne daß er es selbst wisse, zwischen Eigendünkel und Mangel an Zuversicht zu sich selbst sehr glücklich hindurchführe.

Das Wetter war der Körnerschen Familie in Wien nicht gerade hold, und manche Punkte der schönen Umgebungen Wiens mußten sie unbesucht lassen. Dafür genossen sie um so mehr die Kunstsammlungen und das Theater. Vorzüglich aber war ihnen im Humboldtschen Hause wohl. Der altbewährte Freund hatte vorher schon sich aufgeregt, daß nur nicht der Körnersche Besuch in eine Zeit fallen möge, wo er von Wien abwesend wäre. Nun widmete er ihnen in der ihm eigenen Liebenswürdigkeit nicht nur seine Zeit, sondern wenn ich so sagen darf, sein ganzes, volles Ich. Körner empfand bei ihm von neuem, was er einst als Humboldts 1797 in Dresden gewesen waren, an Schiller über ihn geschrieben hatte: „Mit ihm lebt sich's sehr gut. Sein immer gleicher Humor ist köstlich für den Umgang und fast in allen Fächern geistiger Thätigkeit kann man bei ihm auf Sinn und Teilnehmung rechnen.“ Auch bei Frau Karoline von Pichler verkehrten Körners öfters. Sie dachte noch am Abend ihres Lebens an diesen Besuch gern zurück und schrieb in ihren Denkwürdigkeiten: „Mancher Abend an den Tagen, wo wir ohnedies Besuch erwarteten, der oft sehr zahlreich ausfiel, ging aufs angenehmste hin, wenn die jungen Leute entweder tanzten oder Körners verehrter Vater am Klavier den Gesang seiner beiden vortrefflich unterrichteten Kinder und meiner Tochter begleitete. Das waren sehr schöne Stunden!

Wo sind die Menschen hin, welche sie mir so genußreich verfließen machten?"

Körners verschoben ihre Abreise so lange, wie es irgend des Vaters Urlaub gestattete, so daß sie auf dem kürzesten Wege nach Hause zurückkehrten. Es war beschlossen, der Sohn sollte, sobald seine begonnenen poetischen Arbeiten zum Abschluß gekommen, in einigen Monaten über Dresden nach Weimar zu Goethe reisen, der seine Arbeiten sehr freundlich aufgenommen und ihn nach Weimar zu sich eingeladen hatte. Der Vater hatte sich des Goetheschen Beifalls besonders gefreut und hoffte viel von dem Aufenthalt des Sohnes in Weimar. Auch hierin war Wilhelm von Humboldt ganz einig mit ihm. Er schrieb am 28. November 1812 in einem sehr herzlich gehaltenen Briefe auch ausführlich über Theodor: „Ihr Sohn ist fortwährend in neuen Kompositionen sehr fleißig gewesen. Er hat, wie er Ihnen geschrieben haben wird, zwei Stücke, Rosamunde und Hedwig, gemacht. Ich habe nur das erstere gelesen. Da mir einiges nicht recht konsequent Angelegtes im Plan schien, so habe ich es ihm gesagt, und er hat sehr willig, ja ich möchte sagen, auf flüchtige Bemerkungen zu willig geändert. Ich bin ganz Ihrer Meinung, daß sein schnelles Arbeiten, solange das erste Feuer noch dauert, nicht aufgehalten werden muß; ich habe darum sogar sehr sorgfältig meine Bemerkungen über seine ersten Produktionen verschwiegen, und bin noch jetzt überzeugt, daß es besser war. Jetzt kann man mit mehr Freiheit mit ihm über alle reden, weil er fester und mit Recht seines Erfolges gewisser ist. Die einzige Sache, die ich jetzt bei ihm fürchte, ist, daß er zu sehr das Dramatische im Auge hat und darüber das Poetische vernachlässigt.

Dies wird Ihnen auf den ersten Anblick sonderbar vorkommen und ist doch eben sehr wahr. Es ist nämlich ganz verschieden, ob die Handlung eines Stückes mit großer Lebendigkeit dargestellt ist, oder ob diese Handlung selbst, dargestellt, wie es nun sei, einen tiefen Eindruck hervorbringen, große Empfindungen und Gedanken erregen kann. Wenn das erstere auch ohne das letztere gelingt, so kommt allemal Effekt hervor; denn da jede Tragödie doch immer mit heftigen Leidenschaften zu thun hat, so fehlt es weder an Furcht noch Schrecken noch Mitleid. Aber wie die einzelne Rührung vorbei ist, bleibt nichts übrig, und haftet nichts nach der Vorstellung, und kein Teil des innern menschlichen Lebens, was doch eigentlich das Wichtigste und Letzte in allem poetischen Streben ist, ist auf eine neue und nur durch Poesie erreichbare Weise ins Idealische übergegangen. Das Publikum im ganzen und vorzüglich der Schauspieler begünstigen solche Stücke immer sehr, und da Ihr Sohn sich in Rücksicht seiner Kunst fast nur an Schauspieler halten kann, so ist auch er mehr auf diese Seite hingetrieben worden. Drum halte ich hierin für das sicherste Besserungsmittel, daß er, wie er ohnehin bald thut, Wien verläßt und zu Goethe kommt. Den Aufenthalt in Weimar halte ich darum so vorzüglich gut, weil er ihren Sohn zu einem ernsten poetischen Streben bringen wird, ohne ihn weniger lebendig für das so unendlich notwendige theoretische Streben zu machen, und wie Ihr Sohn einmal ist, wird immer nur das Leben recht stark auf ihn wirken. Es ist zum Beispiel unleugbar, daß es ihm gut und sogar nötig wäre, mehr eigentlich zu studieren, vorzüglich alte und ausländische Poesie. Er ist wirklich nicht müßig, er treibt

sogar viel Geschichte; allein immer zu sehr im Zweck seiner nun angenommenen Arbeitsweise, vorzüglich, um Stoffe zu neuen Kompositionen zu suchen. Es ist aber natürlich, daß nur ein gleichsam uneigennütziges, frei durch das Interesse am Gegenstande geleitetes Studium den wahren inneren Gehalt geben kann, den niemand so wenig entbehren kann, als der Dichter, da sonst sein unmittelbares Gefühl ihn in die Gefahr bringt, für Gehalt zu nehmen, was es nicht ist. Ich habe Ihren Sohn wohl hie und da dazu angemahnt, allein so voll guten Willens er ist, wird er nie viel durch eigentlichen Vorsatz wirken. In Weimar wird von selbst durch den bloßen unendlich gehaltreichen Umgang die Lust sich mehr entwickeln, und dann wird ihm sein hiesiger Aufenthalt immer sehr nützlich gewesen sein und ihm gerade dasjenige gegeben haben, was er an einem andern Orte und auf einem andern Wege nicht leicht je hätte erreichen können. Ich habe Ihnen so ausführlich und offenherzig über Ihren Sohn geschrieben, liebster Freund, weil ich mich ausnehmend für ihn interessiere, und weil ich weiß, daß Sie diese Offenheit lieben. Ich bin in mir überzeugt, daß, soviel Verdienst auch seine Produktionen schon jetzt haben, er künftig noch etwas viel Ausgezeichneteres leisten wird, und ich freue mich dessen im voraus mit Ihnen."

Dieser Brief enthält das beste, treffendste Urteil über Theodor Körners Wesen und Dichten, und in ihm ist, um Goethesche Worte zu übertragen, gewissermaßen mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz gezogen. Der junge Dichter selbst fühlte sich in dieser Zeit in Wien auf dem Gipfel seines Glücks. An seinem Geburtstage, dem letzten, den er erleben sollte, schreibt

er nach Hause: „Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden. Der Kranz der Liebe ist um mich geschlungen und alle Blüten, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni mir zum ewigen Frühling aufgeküßt. Ich fordre den auf, der glücklicher sich rühmen kann!"

Seine Produktivität in diesem Jahre ist wahrhaft staunenerregend, und er selbst fühlt, daß die Fülle der Stoffe, die sich ihm zudrängen, ihn oft am ruhigen Arbeiten hindern. In der Weihnachtszeit des Jahres 1811 entstanden die zwei kleinen Lustspiele die Braut und der grüne Domino, und in sieben Stunden ein Operntext, das Fischermädchen für den Komponisten Steinacker. Am 8. Januar ist schon wieder ein neues Lustspiel, der Nachtwächter, fertig geworden. Im Laufe des Januars ward ferner das erste Drama in Jamben, Toni, nach der Kleistschen Novelle, die Verlobung auf St. Domingo, vollendet. Am 22. Februar ist bereits die Sühne fertig. Im März beginnt er die Vorarbeiten zum Zriny, im Juni erfolgt die Ausarbeitung. In diese Zeit fallen ferner noch das Lustspiel der Vetter aus Bremen und die Opern die Bergknappen, die er an Weigl, und der Kampf mit dem Drachen, die er an Gyrowetz zum Komponieren gab. Im Laufe des nächsten Vierteljahres entsteht die Hedwig und der erste Akt eines auf zwei Aufzüge angelegten Lustspiels und der Plan zur Rosamunde, welche am 14. November auch bereits fertig ausgearbeitet ist. Auch die Posse die Gouvernante fällt wohl ihrer Entstehung nach in das Jahr 1812. Im Februar des Jahres 1813 arbeitete er dann in wenigen Tagen noch den Joseph Heyderich aus. Rechnet man dazu die Zeit, welche Theodor auf die Pläne, die nicht

zur Ausführung gelangten, wie Konradin, Ferdinand II., des Decius Todesweihe, die Verlegenheiten, ein fünfaktiges Lustspiel und auf mehrere geplante Operntexte, wie die lombardische Rosamunde, Faust, Ulysses und andere und endlich namentlich auf die Proben zu den Aufführungen seiner Stücke verwendete, so staunt man in der That über die Schnelligkeit und Leichtigkeit seines dichterischen Schaffens. An lyrischen Produkten war dieses Jahr ärmer gewesen. Nur ein Ausflug mit Humboldts nach dem Schlachtfeld von Aspern hatte wieder einer Ballade zum Leben verholfen: „Hoch lebe das Haus Österreich.“ Diesem folgte bald ein zweites patriotisches Lied: „Auf dem Schlachtfelde von Aspern.“ Durch die Bemühungen der ihm befreundeten Damen Frau v. Pereira, Frau v. Pichler und Frau v. Arnstein und anderer war unter Streichers Leitung das Händelsche Oratorium das Alexanderfest im November und Dezember aufgeführt worden. Die Einnahmen betrugen fast dreißigtausend Gulden. Theodor schlug vor, die ganze Summe zu einem würdigen Denkmale des Sieges bei Aspern zu verwenden, und aus diesem Gedanken entstand das Lied „Auf dem Schlachtfelde bei Aspern.“ Beide Gedichte übersandte er mit einigen Distichen dem Sieger von Aspern, dem Erzherzoge Karl, dem damals gefeiertsten deutschen Helden. Bald darauf, in den ersten Tagen des Jahres 1813, kurz nachdem der Zriny mit lautem Beifall vom Publikum aufgenommen war, ließ der Erzherzog durch seinen Adjutanten Theodor Körner zu einer Audienz abholen und sprach wohl eine halbe Stunde lang auf das gütigste und herzlichste mit ihm, größtenteils über Litteratur, zuletzt aber über Meinungen und Gesinnungen, wo dem Dichter, wie er nach Hause

schrieb, das Herz gewaltig aufging, und er frisch von der Seele weg schwatzte, was den Erzherzog zu freuen schien. Er entließ ihn mit den Worten, es sei ihm lieb, solch wackern jungen Deutschen kennen gelernt zu haben.

Zugleich mit dieser frohen Nachricht, konnte Theodor den Eltern ein neues Glück mitteilen. Ganz ohne daß er für jetzt eine Anstellung suchte, wurde ihm die Stellung eines Kaiserlich-Königlichen Hoftheaterdichters in Wien mit einem festen Einkommen von fünfzehnhundert Gulden angeboten. Dagegen sollte er jährlich zwei große Stücke und zwei kleine Nachspiele liefern und die sogenannten Bearbeitungen übernehmen. Am 9. Januar hatte er den Kontrakt vorläufig auf drei Jahre abgeschlossen, der vom 1. Januar 1813 zurückdatierte. Dem Vater meldete er die Sache erst, als sie bereits abgemacht war und schrieb ihm dann entschuldigend: „Und nun ein Wort, warum ich Euch nichts von den Anträgen schrieb. Ich kenne meinen Vater, und er hätte mir gewiß widerraten, weil er gedacht hätte, ich sei von dem Wunsche bestimmt worden, Euch nicht länger viel Geld zu kosten. Aber meine Freiheit ist gar nicht verkauft; ich habe einen ehrenvollen Posten, dem bedeutende Männer vor mir schon vorgestanden haben, habe mein gewisses, sattsames Einkommen und die schöne Aussicht, nur meiner Kunst leben zu dürfen. Die drängende Zeit verlangt gewiß große Opfer von Euch, laßt mir das Gefühl, sie Euch nicht auch noch zu erschweren. Ich werde schon wiederkommen und Eure Freigebigkeit in Anspruch nehmen, wenn ich ins häusliche Leben trete. Dann mögt Ihr mit für die Enkel sorgen, wie Ihr für den Sohn gesorgt habt. Nun Gott wird seinen Segen weiter geben.“ Die Weimarer Reise mußte freilich nun

vorläufig wieder aufgeschoben werden, und kam darüber gar nicht mehr zur Ausführung. Es nahte die Zeit, welche dem jungen, glücklichen Dichter zu seiner Leier auch das Schwert in die Hand gab.

Im Elternhause war inzwischen das Leben im alten Geleise weiter gegangen. Die Mutter war jetzt vielfach kränklich, und der Vater suchte sie vor Aufregungen möglichst zu bewahren. Die Tante und Emma malten eifrig, und das gesellige Leben im Hause erlitt keine Unterbrechungen. Noch wurde gemeinsam gesungen und namentlich viel Komödie gespielt, und im letzten Jahre gewährte das Vorlesen der Dramen und Lustspiele des Sohnes der ganzen Familie die schönsten Feste.

Der Vater hatte eifrig gearbeitet. Im Juli des Jahres 1812 konnte die erste Lieferung der Schillerschen Werke erscheinen. Zu gleicher Zeit erschien bei Walther in Dresden ein Sammelband politischer Schriften Körners unter dem Titel: Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung und inneren Rechenkunst von Dr. Christian Gottfried Körner, Königlich Sächsischem Appellationsgerichtsrat. Auch zu Friedrich Schlegels Deutschem Museum hatte er auf dessen Wunsch einen Aufsatz beigesteuert in der Form eines offenen Briefes an den Herausgeber, gegen einen in dessen Zeitschrift erschienenen Aufsatz von Steigentesch über Litteratur und litterarische Kritik. Daneben suchte er sich wieder emsig in die eigentliche Jurisprudenz einzuarbeiten. Seine Stellung im Geheimen Konsilium war ihm bei der Politik des sächsischen Hofes je länger je mehr verleidet, und er ergriff die Gelegenheit, sich wieder an das Appellationsgericht zurückversetzen zu lassen. Nach der Rückkehr aus Wien ward er wieder als Appellationsrat

eingeführt. Seine Lieblingsthätigkeit aber war der Verkehr mit dem Sohn und der Genuß und die kritische Würdigung seiner Gedichte und Dramen. Mit väterlichem Stolze und väterlicher Liebe freut er sich der Erfolge des Sohnes und sucht nur fortdauernd ihn zu heben und an den Schillerschen Aufruf an die Künstler zu gemahnen:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird die gesunkene sich heben!

„Was die Propheten des alten Testaments waren, ist für das jetzige Zeitalter der Dichter," schreibt er dem Sohne mit der Aufforderung keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen für Wahrheit, Recht und menschliche Würde mit Wärme zu sprechen. Bescheiden fügt er hinzu: „So hätte auch ich gern gewirkt, aber wohl mir, wenn Du ausführst, was ich gewollt hatte!"

VII.

Zum Neujahrstage des Jahres 1812 hatte Theodor an den Vater mit den herzlichsten Wünschen das prophetische Wort geschrieben: „Ich glaube, es wird ein bedeutendes Jahr, der Mensch wird feststehen müssen und vielleicht gilt's."

Es ist nicht notwendig, die Ereignisse des Jahres ausführlich zu schildern. Der gewaltige Heereszug Napoleons nach Rußland, die erzwungene Heeresfolge der Deutschen, der jähe Sturz des dämonischen Mannes, die Vernichtung seines Riesenheeres, der begeisterte Freiheitskampf Preußens und Deutschlands und endlich Frankreichs Demütigung das sind Ereignisse, deren Namen man nur zu nennen braucht, um die lebendige Erinnerung an sie in jedem Deutschen wachzurufen. Von den Großeltern auf Söhne und Enkel ist die Erinnerung an die Kriege und Siege jener Zeit, an das Harren und Hoffen, das uns nicht zu Schanden werden ließ, übergegangen, und sie werden mit nationalem

Stolze weiter von Enkel zu Enkel nachgesagt werden. Die gemeinsame Erinnerung an Deutschlands Befreiung hielt die Sehnsucht nach der Einigung Deutschlands wach, und sie ist das sichere Fundament für den Neubau des wiedererstandenen deutschen Reiches geworden.

Theodor Körner war wie der Vater und die Schwester von dem lebendigsten deutschen Patriotismus erfüllt, und wenn der Vater einstweilen ein unnötiges Hervorkehren desselben vorsichtig vermied, so war der jugendliche Sohn weniger zurückhaltend und seine Freunde wußten, daß auf ihn zu rechnen war, falls es gelten sollte, fürs Vaterland einzutreten.

Durch Wilhelm von Humboldt hörte er die ersten zuverlässigen Nachrichten über den Brand Moskaus und den furchtbaren, donnernden Fall der großen Nation. Gleichzeitig knüpften jetzt wieder alte Freunde aus der Freiberger und Leipziger Zeit her den unterbrochenen Briefwechsel an und schürten das Feuer, das ohnehin in Theodors Seele kaum zu dämpfen war.

Seit mehreren Jahren schon kannte er Friedrich Förster und hatte ihn liebgewonnen. Dieser wurde in den nächsten Monaten Theodors nächster Freund und später sein berufener Biograph und Herold. Sein Briefwechsel mit Theodor giebt gewichtige Dokumente für Theodors Pläne und Entschlüsse und für die Begeisterung und den Schwung der damaligen Jugend.

Einige der bezeichnendsten Briefstellen aus ihrem Kreise lasse ich hier wieder mit möglichst wenigen und kurzen erläuternden Bemerkungen als beredtes Zeugnis für ihre Begeisterung folgen:

Förster an Theodor:

„Dresden, 14. Dezember 1812.“

„Obschon Mitternacht vorüber, nehm' ich dennoch die Feder zur Hand, um in der Unterhaltung mit Dir, geliebtester Freund, Besinnung und Seelenruhe wieder zu gewinnen. An meiner zitternden Handschrift wirst Du erkennen, in welcher Aufregung ich Dir schreibe, und ich muß mich noch immer besinnen, ob es ein Trugbild der Nacht, oder ob es Wirklichkeit war, was ich erlebte. Es war 1 Uhr vorbei, als ich gestern Nacht das Haus Deiner Eltern, wo musikalische Abendunterhaltung war, verließ und vom Schneegestöber getrieben, in raschen Schritten der Brücke zueilte; denn, wie Du weißt, wohne ich in Neustadt. Da höre ich vor des Doktor Segerts Wohnung französisch und deutsch durcheinander fluchen, und ein Postillon stieß ins Horn, als ob er Feuerlärm blasen wollte. Neugierig trat ich trotz Wind und Wetter heran, und da guckt eben Freund Segert in Schlafrock und Nachtmütze zum Fenster heraus und ruft: „Ce n'est pas chez moi, moi je suis le docteur Segert, et vous cherchez Mr. Serra.“ Nun fügte er noch auf deutsch eine derbe gute Nacht in seiner Weise hinzu: „So laßt einen doch zum Teufel in der Nacht zufrieden und verlangt nicht von mir, daß ich bei 25 Grad Kälte Boten laufen soll.“ Hierauf schlug er das Fenster zu, und die Nachtmütze verschwand. Jetzt wurde ich an den Wagen, der auf ein Paar Schlittenkufen gebunden war, herangerufen, und da ich von dem Verlangen der Reisenden schon unterrichtet war, sagte ich: „N'est-ce pas? Vous cherchez l'hôtel de l'ambassadeur français, Mr. de Serra? suivez-moi!“

Das war es, was sie wünschten, und da Serra sogleich um die Ecke in der Kreuzgasse, in dem Loosschen Palais, wohnt, war ich bald mit dem Schlitten an Ort und Stelle. Jetzt sprang ein Kammerdiener oder sonst ein dienstbarer Geist aus den Fußsäcken heraus und riß mit Gewalt an der Hausglocke des Gesandten, als ob er selbst hier zu Hause gehörte. Der Portier öffnete; oben war noch Licht, und unterdessen hatten sich zwei andere eingepelzte Knecht-Ruprechte in ihren Wolfsschuren aus den Fußsäcken herausgewickelt. Der erstere war ein starker, stattlicher Mann, allein er war an Händen und Füßen so steif gefroren, daß er sich vergebens bemühte, seinen noch ungeschickteren Kameraden beim Aussteigen zu unterstützen. Halb gefällig, halb neugierig trat ich heran, und sogleich legt der kalte Schneemann mir seinen Fausthandschuh auf die Schulter, als ob ein Eisbär mit seiner Tatze mich anrührte. Der Handschuh fiel ihm herab, ich unterstützte ihn nun mit meiner Hand und führte ihn zur Thüre. Diese sprang auf; zwei Kammerdiener mit Wachskerzen, der Gesandte selbst, einen Armleuchter in der Hand, treten uns entgegen; die volle Beleuchtung fiel wie ein Blitz auf das Gesicht des Gastes, dessen Hand mich noch immer festhielt; nur die Augen und die Nase waren sichtbar. Ich erkannte sie sogleich wieder, diese feurigen Sterne, die ich im Frühjahr hier so oft in der nächsten Nähe hatte leuchten sehen — es war der Kaiser Napoleon, dessen Hand in der meinen lag, und ich kann nun sagen, daß das Schicksal Europas einmal auf meinen Schultern ruhte.“

„Freund, welche Gedanken drängen sich nun durch mein Gehirn; ich sitze wachend hier wie in einem bösen Fiebertraum. Das Zeitungsblatt mit dem verhängnis-

vollen neunundzwanzigsten Bülletin liegt auf meinem Tische — die große französische Armee ist vernichtet, gänzlich vernichtet; erst gestern erhielten wir diese Zeitung! War mir doch eben, als habe ich einen Dolch aus meinem Mantel hervorgezogen und mit dem Ausrufe „Europa, ich gebe dir Frieden" in das Herz des Todfeindes des Vaterlandes und der Freiheit gestoßen. Doch nein, Brutus, ich beneide dich nicht um deine That. Cäsar, du sollst fallen, aber nicht durch feige Mörderhand; wir wollen unsere Sache mit dir ritterlich auskämpfen, nach gutem Fechtgebrauch dir richtige Mensur geben und Wind und Sonnenlicht gleich verteilen; so wird das wahrhafte Gottesurteil an dir vollzogen werden."

Förster an Theodor:

„Dresden im Januar 1813."

„Schreibe mir doch etwas Näheres von der Persönlichkeit des Erzherzogs Karl. Du Glücklicher! Du hast dem Helden von Amberg und Aspern gegenübergestanden. Deutschland war der Gegenstand seines Gesprächs mit Dir, und Du wirst nicht stumm vor ihm gestanden haben, Du wirst ihm mit noch mehr Freimut als in Deinen beiden herrlichen Gedichten gesagt haben, daß besonders in dem gegenwärtigen Augenblicke die Augen von ganz Deutschland auf ihn gerichtet sind. Ich kann mir denken, daß Dir so etwa wie dem Marquis Posa ums Herz war, und gewiß noch viel größer als ihm, da Du vor keinem eiskalten Philipp, sondern vor einem deutschen Helden standest, der mit Dir gleiche Liebe und gleiche Begeisterung für das Vaterland teilt. Bewahre Dir jedes Wort, was er sprach, bis auf den

leisesten Ton seiner Rede, jede Miene seines Gesichts, jeden Blitz seines Auges. Es könnte bald eine Zeit kommen, wo Du nicht mehr die Helden der Vergangenheit, sondern die der Gegenwart besingen wirst. Ich sehe schon im Geiste die Felder mit Lanzensplittern, die Wiesen mit Schwertlilien bedeckt; Du und ich werden unsere Stelle wohl auch unter den Schnittern finden."

Theodor an die seinen nach Dresden:

„Wien am 20. Januar 1813."

„Ihr Lieben! Mein Leben geht hier den gewohnten fröhlichen Gang fort. Ich treibe wieder mit aller Gewalt Griechisch und denke diesmal durchzukommen. Große Arbeiten habe ich noch nicht angefangen. Studien zum Decius und einige Kleinigkeit für Haustheater haben mich bisher beschäftigt."

Theodor an die seinen nach Dresden:

„Wien am 21. (?) Januar 1813."

„Ihr Lieben! Wie sehr glücklich macht mich Eure Zufriedenheit mit meinem Lose. Die guten Engel mögen die Keime des Glücks in meiner Brust zur guten Stunde gepflanzt und aufgezogen haben. Der Großvater meiner Braut ist vorgestern gestorben. Er ist achtundachtzig Jahr geworden, da kann man die ihren Zoll fordernde Natur nicht grausam nennen. Ich stand an seinem Sterbebette. Toni mit ihrer heillosen Manie, sich nie zu schonen, sondern für alle andern zu opfern, hat mit einer unendlichen Charakterstärke alle Anstalten zum Begräbnisse, kurz alles eigentlich Fürchterliche solcher Lagen

auf sich genommen und es mit grenzenloser Überwindung durchgeführt. Nur gegen mich ließ sie sich aus, nur in meine Brust goß sie ihren ganzen Schmerz aus. Sie ist ein Engel! Sein Tod war ruhig und sanft. Man sollte doch, so oft man könnte, an das Lager eines Sterbenden treten. Es giebt kaum größere Momente. Humboldts grüßen bestens. Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte. Empfehlt mich den Freunden, Gott befohlen!"

Förster an Theodor:

„Dresden 25. Januar 1813."

„Meine Hoffnung ist hier einzig und allein auf Thielemann gestellt; er könnte mit einem Worte der Mann des Volks, er könnte ein sächsischer Schill oder Andreas Hofer werden. Wärst Du doch hier! Du würdest großen Einfluß auf ihn haben; er ist viel in dem Hause Deiner Eltern und nimmt den größten Anteil an den glücklichen Erfolgen Deiner dramatischen Arbeiten. Als er sich gestern Abend nach Dir erkundigte, war eben ein Brief von Dir angekommen. Thielemann frug, ob er Nachrichten von der Armee enthalte, ob es in Italien und Tyrol noch ruhig sei und dergleichen Politisches mehr. „Theodor," sagte der Vater, „denkt jetzt nur an das Heiraten, er ist glücklich in seiner Liebe und wird uns im Frühjahr sein junges Weibchen zuführen." „Er nimmt es," fügte die Mutter hinzu, „mit einem so gewagten Schritt sehr ernst; lies doch, was er am Schlusse des Briefes schreibt." Dein Vater las nun Deine Schlußworte: „Es naht ein großer

Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Zukunft bringen mag." Die Deinen finden in diesen Worten nichts anderes als eine Anspielung auf Deine Hochzeit. Ich schwieg, um meine Gedanken nicht zu verraten; denn, wie ich Dich kenne, weiß ich mir Deine Worte anders auszulegen. Ja, mein Theodor, die Zeit, die wir so oft herangesehnt haben, naht, und sie soll uns bereit finden. Der gegenwärtige Krieg ist nicht eine bloße lumpige Kabinettsfrage, er ist eine Nationalangelegenheit, und das Volk wird ein Wort dabei mitzusprechen haben. Auch Dein Wort und Deine oft bewährte Klinge werden nicht fehlen. Nach Jena habe ich das beifolgende Lied geschickt; schreib' doch einige Burschenlieder, die der gegenwärtigen Stimmung angemessen sind."

Der Vater Körner an Theodor:

„Dresden am 1. Februar 1813."

„Lieber Sohn! Wie sehr Toni durch die Trauerscene, wovon Du schreibst, angegriffen sein wird, kann ich mir denken. Ich lege ein paar Zeilen an sie bei. Wenn ich den Schluß Deines Briefes recht verstehe, so hast Du wegen des Unterschieds der Religion Kämpfe zu erwarten. Ich begreife dies wohl, aber ich habe zu Dir und Toni das Vertrauen, daß dieser Punkt Euch beide nicht beunruhigen wird. Nur von Euren Umgebungen sind vielleicht peinliche Diskussionen zu besorgen. Toni würde weniger liebenswürdig sein, wenn sie ihrem Glauben nicht eifrig ergeben wäre. Die frühsten Eindrücke haben auf ihre Phantasie mächtig gewirkt, und

das Heiligste in ihrem Herzen ist mit gewissen kirchlichen Gebräuchen innig verwebt. Auch hat der katholische Lehrbegriff überhaupt für ein weibliches Gemüt viel Anziehendes und Beruhigendes. Und es giebt achtungswerte Männer, die sich aus wahrem Gefühl für Religion dafür bestimmten, wenn sie den Mut verloren, als Selbstforscher auf dem beschwerlichern Wege des Protestantismus zu einem innern Frieden zu gelangen. So warf sich Stolberg in die Arme der Tradition, und bei Schlegel scheint derselbe Fall zu sein. Stolberg war durch die alles erschütternden kritischen und historischen Untersuchungen der Neueren und Schlegel durch die Verwirrungen der Philosophie zur Verzweiflung gebracht worden. Beiden fehlte die nötige Energie, um eine solche Krise durch noch tiefere Forschungen zu überstehen. Du hast den Sinn für das Heilige bewahrt, aber kirchliche Meinungen haben jetzt für Dich kein Interesse, jedoch nicht aus Frivolität oder Geringschätzung, sondern weil Liebe und Kunst in Deiner Seele ausschließend herrschen. Du hast zu viel Tiefe, um nicht früher oder später auch auf Untersuchungen über Gegenstände der Religion geführt zu werden. Für diesen Zeitpunkt ist es wichtig, die Freiheit Deines Geistes zu behaupten und nicht in die peinliche Lage eines Streites zwischen Deinem Bekenntnisse und Deiner Überzeugung zu geraten. Der wesentliche Vorteil des Protestantismus ist, daß er zu der ursprünglichen Reinheit des Christentums den Weg öffnet und von der Knechtschaft unter kirchlichen Autoritäten befreit. Ohne den hohen Wert einer göttlichen Offenbarung zu verkennen, darf man mit äußerster Strenge prüfen, was unter diesem Namen uns dargeboten wird. Das Edelste muß ausarten, wenn es durch

mehrere Zeitalter von Menschen bewahrt und fortgepflanzt wird. Daher die Notwendigkeit, den Gehalt von den Schlacken zu sondern. Warum solltest Du und Toni nicht über kirchliche Meinungen und Gebräuche verschieden denken können? In allem Wesentlichen der Religion seid Ihr gewiß einverstanden. Wo ein Teil von dem andern abweicht, liegen schätzbare Triebfedern zu Grunde. Nicht also Toleranz, sondern gegenseitige Achtung wird Euch mit der Verschiedenheit der Ansichten aussöhnen."

Theodor an Förster:

„Wien 10. Februar 1813."

„Eine Halsentzündung, welche mich beinahe vier Wochen lang Zimmer und Bett zu hüten zwang, war Ursache, lieber Freund, daß ich mehrere Deiner Briefe unbeantwortet ließ. Du kannst wohl glauben, daß mir die Sohlen brennen, seitdem der Aufruf des Königs von Preußen an die Freiwilligen vom 3. Februar in meinen Händen ist. Durch den hiesigen preußischen Gesandten, Herrn von Humboldt, einen Bruder des berühmten Reisenden, erhalte ich genaue Nachricht von der Volksstimmung in Preußen und von allem, was in Breslau vorbereitet wird. Wenn ich aber sage, daß mir hier die Sohlen brennen, so liegt es wahrhaftig nicht an dem zu heißen Wiener Pflaster, denn das ist verteufelt kalt, und die hiesigen Pflastertreter werden sich schwerlich regen. Der preußische Adler wird in dem bevorstehenden Kampfe die Donnerkeile führen; laß uns unter seinen Flügeln uns wiederfinden. Es gilt diesmal nicht für Preußen, es gilt für Deutschland. Teile mir doch ja

ausführlich und umständlich mit, was sich in Dresden, überhaupt in Sachsen vorbereitet. Laß Dich nur ja nicht dort einsperren, wenn die Franzosen es befestigen sollten. Verweile aber an Ort und Stelle, so lange es immer thunlich, achte auf alles genau; Du könntest uns von großem Nutzen sein, wenn Du Dir eine genaue Kenntnis der Örtlichkeit verschaffteſt. Das ist eben das Herrliche einer großen Zeit, daß auch wir unbedeutende Subjekte mit in die Speichen des Schicksals eingreifen können. Einen festen Plan über die nächste Zukunft hab' ich noch nicht gefaßt; nur so viel steht fest bei mir, daß ich nicht warten will, bis die Begebenheiten zu mir kommen, sondern daß ich ihnen entgegengehen werde. Wie lange ich es hier noch aushalten werde, weiß ich nicht; denn obschon mich tausend Bande der Liebe hier festhalten, werde ich mich, wenn auch mit blutendem Herzen losreißen. Nirgends finde ich hier einen Anklang für meine vaterländische Begeisterung als bei den edeln Frauen, in deren Kreise ich jetzt lebe, Frau von Pereira, Frau von Pichler und Frau von Arnstein."

„Schon mehrmals haben mir wohlgesinnte Freunde den Rat erteilt, ich möchte in meinen Äußerungen über politische Angelegenheiten besonders über Napoleon vorsichtiger sein; denn ich würde von der geheimen Polizei beobachtet. Himmel Element! hier ist ihnen meine Zunge zu scharf, und ich sehne mich dahin, wo meine Klinge noch nicht scharf genug sein wird. Du sollst nächstens von mir hören, wo wir uns treffen wollen, versäume keine Gelegenheit, mir Nachricht von Dir zu geben."

„Dein Theodor."

N. S. „Du hattest meine geheimnisvollen Worte

in dem Briefe an den Vater ganz richtig verstanden. Ich habe nun auch ganz unumwunden geschrieben, daß ich jene Worte auf den großen Kampf der Zeit gemünzt hatte."

Theodor an die seinen in Dresden:

„Wien am 10. Februar 1813."

„Ihr Lieben! Baumann sagt mir, er sei so albern gewesen, Euch zu schreiben, ich sei krank gewesen. Ich eile daher, Euch die nötige Aufklärung darüber zu geben. Ein Halsweh, das ich vier Wochen lang nicht geachtet hatte, wurde durch eine Vorlesung meiner Rosamunde etwas heftig. Ich blieb ein paar Tage zu Hause und gewann durch dieses Opfer meine vorige Freiheit zu schlucken und zu reden wieder. Meine paar Worte zu Ende des vorletzten Briefes hat der Vater ganz falsch verstanden. Was Du meinst, hat mir noch keinen unruhigen Augenblick gemacht. Ich hatte es auf den großen Kampf der Zeit gemünzt."

Der Vater an Theodor:

„Dresden am 15. Febr. 1813."

„Lieber Sohn! Baumann hatte mir allerdings von Deiner Unpäßlichkeit geschrieben, aber auch, daß Du schon wieder ausgegangen wärst. Ich war also ruhig und sagte der Mutter gar nichts davon.

Die Stelle in Deinem Briefe, worauf Du eine so unpassende Antwort erhalten hast, habe ich nicht allein falsch verstanden. Desto besser, wenn über diesen Punkt keine Diskussionen vorfallen. Auf das, was Du meinst,

läßt sich nicht schriftlich antworten. Ich verstehe Dich und ehre Deine Denkart, aber ich wiederhole meine Bitte, keinen entscheidenden Schritt zu thun, ohne vorher mündlich mit mir Rücksprache genommen zu haben. In einem solchen Falle bedarf es vollständiger Akten, ehe eine Resolution gefaßt wird. Bei den edelsten Beweggründen sind wir vor Illusionen der Phantasie nicht sicher, und wenn Opfer gebracht werden sollen, darf man wenigstens den rechten Zeitpunkt nicht verfehlen."

Theodor an Förster:

„Wien den 20. Februar 1813."

„Während auf der Bühne der Weltgeschichte große Rollen verteilt werden, sitz' ich noch hier und schmiere Verse für die Kulissenreißer; draußen wirft das gigantische Schicksal seine ehernen Würfel, und hier klappern sie noch mit den Knöcheln in der Tasche und flüstern sich nur leise ins Ohr: „Gut stehen's!" Nein, schlecht stehen's hier, muß ich Dir nur sagen, nicht kalt, nicht warm. Da ist nun wieder lange die Rede gewesen von einem Manifest, das erscheinen sollte; man wollte „halt nicht hinter den Herrn Preußen zurückbleiben." Und nun ist's erschienen, aber vom Kriege steht nichts darin, weder gehauen noch gestochen, und darauf kommt jetzt alles an. Nicht der Kaiser, nicht einer der Erzherzoge nimmt das Wort. Das muß erst durch das vierte und fünfte Maul gehen, damit es recht schal wird. Auf dieser empörten See, unter diesen Ungewittern und Stürmen, von diesen Felsenklippen umgeben, wollen unsre Steuermänner die Hände in den Schoß legen und mit der gesamten Mannschaft der Ruhe pflegen. Nur

durch Kampf, durch einen ehrenvollen Kampf können wir zur Ruhe gelangen. Es könnte uns keine größere Schmach angethan werden, als wenn Napoleon durch ein friedliches Abkommen uns alle zur Ruhe setzte."

„Neulich wurde mir von meinen lieben, patriotischen Freundinnen wiederum sehr zugeredet, den Ausbruch des Krieges hier abzuwarten, wo es mir bei der Gunst, welche der Erzherzog Karl mir erwiesen, nicht fehlen könne, sogleich in seine Suite aufgenommen zu werden. Einige Tage trug ich mich mit diesem Gedanken und ging gestern nach der Kaserne in der Leopoldsstadt, um ein paar befreundete Offiziere aufzusuchen. Himmel, welch Schauspiel bot sich hier meinen Augen dar! Ein unglücklicher Soldat mußte Spießruten laufen. Solche Abscheulichkeit in unserm Vaterlande in unsern Zeiten erleben zu müssen! Mich überläuft's noch eiskalt, wir war zu Mute wie dem Marquis Posa, als er mit dem Fuße „an verbrannte menschliche Gebeine" stieß. Ich machte auf der Stelle Kehrt, und Kehrt für immer dem Regiment des Stockes, aus dem uns kein grüner Lorbeer erblühen wird."

„Auf Wiedersehen unter den preußischen Fahnen!"

„Dein Theodor."

Theodor an die Seinen in Dresden:

„Am 27. Februar 1813."

„Der Fasching neigt sich zu Ende, die Festlichkeiten drängen sich. Hier ist alles noch ruhig. Doch erwartet man auf den 8. März eine sehr starke Konskription. Ich habe vor ein paar Tagen durch die interessante

Bekanntschaft mit Riedler einen patriotischen Stoff bekommen, den ich als Drama in einem Aufzug behandelt habe. Das Stück heißt Joseph Heyderich und handelt von der heldenmütigen Aufopferung eines östreichischen Korporals, durch welche er seinen geliebten Oberlieutenant einem sichern Tode entriß. Ihr werdet wahrscheinlich schon fremde Gäste haben. Des Herrn Wille geschehe!"

„Ich habe heut Abend zwei Bälle und weiß nicht, wie ich mich einteilen soll."

„Ich bin begierig auf Eure Briefe, die ich eben zu holen gehe. Bleibt hübsch gesund in diesem Zeitensirocco und gedenkt Eures Theodor."

Der Vater an Theodor:

„Dresden am 5. März 1813."

„Lieber Sohn! Das kleine Drama aus der östreichischen Kriegsgeschichte wird gewiß Glück machen. Wohl dem Dichter, der solchen edlen Zügen ein Denkmal stiften kann. Während daß Du von Festen zu Festen schwärmtest, hatten wir hier keine sehr heiteren Aussichten. Es entstand das Gerücht, Reynier wolle mit seinem Corps, wobei der Rest von Sachsen ist, die Dresdner Brücke verteidigen. Die Stadt wäre alsdann der Schauplatz eines Gefechts geworden. Dies hatte ich nicht Lust, hier abzuwarten, da ich Amts halber hier nicht nötig bin, vielmehr für die Gesundheit der Mutter zu sorgen habe, die einen solchen Schreck nicht ertragen würde. Ich traf also Anstalten, um auf diesen Fall

nach Teplitz abgehen zu können und versah mich mit einem Passe. Es wird aber schwerlich dazu kommen."

Theodor an die Mutter:

„Wien am 6. März 1813."

„Liebste Mutter! Das ist nun schon das dritte Mal, daß ich nicht bei Dir bin, wenn Dich ein neues Jahr in ein neues Leben ruft. Ehe ich von Euch getrennt wurde, hätte ich nicht begreifen können, wie mir das möglich werden sollte, wie ich nicht wenigstens in der traurigen Abgeschiedenheit den Tag verseufzen müßte, und jetzt sitz' ich sechszig Meilen von Dir entfernt, und fühle doch nur eine freudige Empfindung in mir vorherrschen. Du hast es in Deinem letzten Briefe sehr schön gesagt, wenn man ein treues fernes Herz nur glücklich weiß, so ist man nicht von ihm getrennt. Wir sind es nicht, und die kommende Zeit mag zwischen uns schieben, was sie will, und chinesische Mauern aufthürmen, meine Gedanken fliegen darüber weg zu der geliebten Mutter und begegnen ihren Gedanken gewiß auf dem halben Wege. Ich lebe hier ein sehr glückliches Leben, wie Du weißt. Bis um 11 Uhr arbeite ich, dann geht's zur Toni, von da gehe ich essen, wohin ich gerade eingeladen bin, zu Humboldts, Arnsteins, Pereira, Geymüllers, Zichy, Baumanns u. s. w. Dann mach' ich ein paar Visiten, geh' entweder nach Hause und arbeite, oder bringe meinen Abend teils im Theater, teils in Gesellschaften zu. Küsse den Vater und Emma in meinem Namen, denke an dem 11. an Deinen Sohn, der im Geist unter Euch ist, und bleib' ihm nah' mit Deinem Segen."

Die Mutter an Theodor:

„Dresden den 11. März 1813.“

„Dein Brief, mein teurer Sohn, hat mich beglückt und mir die reinste Freude gegeben. Du bist wohl, Du bist froh, der teure Vater und Emma gesund, meine Schwester munter, was brauch' ich mehr, um glücklich zu sein. Und dies Bewußtsein giebt mir Mut bei den Stürmen, die auf uns einbrechen, und keine Klage soll mir entwischen, wenn Ihr Teuren mir gesund bleibt. Seit zwei Tagen haben wir Volksaufruhr, der gute Vater wird Dir alles erzählen. Ich habe gefunden, daß ich eine Egoistin bin, denn da ich Dich entfernt von diesen Übeln weiß und glücklich und froh und der gute Vater, meine Emma und die Tante um mich sind, so habe ich auch keinen Augenblick Angst gehabt und die zwei unruhigen Nächte recht gut geschlafen. Ich habe nur Liebe für Euch, sonst mache ich mir aus den Menschen nichts, ob ich gleich gewissenhaft nicht gern etwas versäume, um meinen Mitmenschen beizustehen. Lebe wohl, gesegnet von Deinen Eltern. Der Allmächtige sei mit Dir und Deiner Geliebten! Er sei mit uns!“

„Deine treue Mutter.“

„Daß Deine Emma Dir ihre Liebe sagt, versteht sich.“

Der Vater an Theodor:

„Dresden am 12. März 1813.“

„Lieber Sohn! Die Zeit der Krise ist nunmehr bei uns eingetreten. Am Sonnabend, als den sechsten, kam

hier gewisse Nachricht an, daß Berlin von den Russen besetzt wäre; den Tag darauf traf General Reynier ein und Montag sein Corps. Er hatte noch Bayern an sich gezogen, die die Gegend bei Meißen besetzten. Dienstag erhielten wir Einquartierung. Über die hiesigen Ereignisse schreibe ich Dir nächstens mehr. Vorjetzt bleibe ich noch hier. Wohl uns, daß Du jetzt in Wien so gut aufgehoben bist! Genieße ungestört Deine glückliche Lage und benutze sie zu immer weiteren Fortschritten."

Noch ehe diese Briefe der Eltern Theodor erreichten, war sein Entschluß gefaßt und „Durch!" war seine Parole. Am 10. März sandte er an Förster sein bekanntes Gedicht mit der Überschrift „Durch" und schrieb ihm dazu folgende Worte:

„Durch!"

„Du kennst, lieber Freund, das Petschaft, welches ich als ein teures Andenken bewahre. Ein Pfeil fliegt der Wolke zu, die ihm das Sonnenlicht verbergen will, allein ein Gott hat ihn vom Bogen entsendet, und selbst ein Gott würde ihn nicht wieder zurückrufen können. „Durch!" so heißt der Wahlspruch, der nun auch der meine geworden ist. Ich fühle mich als Pfeil, und mein Weg liegt vor mir. Das beifolgende, hingeworfene Gedicht sagt Dir, wie es gemeint ist. Morgen verlasse ich Wien, und in wenigen Tagen schwöre ich in Breslau zu den preußischen Fahnen, die ja, so Gott will, die Fahnen von ganz Deutschland werden sollen. In dem Briefe an die meinen halte ich nun nicht länger hinter dem Berge. Ich weiß, daß ich einen Vater habe, der mich auch jetzt nicht verkennen wird; Mutter und Schwester hoffe ich zu beruhigen, wenn ich selbst nach

Dresden komme, wohin uns die Kriegsfortuna bald führen möge. Die Zeit ist mir heut gemessen; es gilt noch Abschied von der Braut zu nehmen. Bitte den Vater, Dir meinen Brief mitzuteilen. Auf baldiges Wiedersehen!"

Noch an demselben Tage schrieb er jenen Brief an den Vater, der das beredteste Zeugnis seiner Hochherzigkeit ist und zugleich, wie Förster treffend bemerkt, als Ausdruck der allgemeinen Begeisterung gelten darf, von welcher alle edleren, vaterländisch gesinnten Herzen damals bewegt wurden.

Theodor an den Vater:

„Wien 10. März 1813."

„Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist."

„Deutschland steht auf, der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein. Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit. Vor zwei Jahren hätt' ich es so nennen lassen, jetzt da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks

in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz, Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem andern Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu. Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen. Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebt, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher

Preis entgegengestellt werden kann. Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch Humboldt als Courier. In Breslau, als dem Sammelplatz, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferde, darüber bin ich noch nicht entschieden, und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß, vermutlich giebt mir der Fürst Urlaub, wo nicht, es giebt in der Kunst keine Ancienneté, und komm' ich wieder nach Wien, so hab' ich doch das sichere Versprechen des Grafen Palffy, das in ökonomischer Hinsicht noch mehr Vorteile gewährt. Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Thränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben, wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden."

„Dein Theodor."

„Humboldts, Schlegels und die meisten meiner Freunde haben bei meinem Entschlusse zu Rate gesessen. Humboldt giebt mir Briefe. Ich schreibe Euch auf den Montag noch einmal."

Theodor an den Vater:

„Wien den 13. März 1813."

„Liebster Vater! Übermorgen reise ich ab mit einer sehr angenehmen Reisegesellschaft. Ich habe vom Fürsten

Lobkowitz das schriftliche Versprechen, sobald ich zurückkomme, und es mir gefällig ist, in die alten Bedingungen als K. K. Hoftheaterdichter eintreten zu dürfen. So habe ich den Rücken frei. Geld, glaub' ich auf ein Jahr genug zusammen zu haben. Der gute Streicher gab sich alle Mühe, mich durch seine Gemeinsprüche in das Gleis der Vernunft, wie er sagte, zurückzuführen. Schreibt doch an Toni etwas Beruhigendes, besonders soll ihr die Mutter etwas wegen der Gesundheit raten, das arme Kind ist wirklich mager geworden. Adressiert die Briefe an Joseph, Edler von Herat, Sohn in der Stallburg. Fritz Weber in Breslau ist mein fixer Punkt für jetzt, da erwart' ich Euer Schreiben."

„Der Abschied von Wien liegt noch gewitterdumpfig auf meinem Herzen! Wäre das doch überstanden! Warum muß die gerade Straße der Pflicht unbarmherzig manch stilles Blümchen niedertreten, das gern am Wege aufgeblüht wäre. Es heißt, wir marschieren nach Sachsen. Ich weiß nicht, ob es Euch angenehm ist, mich so wiederzusehen; wenigstens hoffe ich, Euch in den mir liebsten Verhältnissen dort zu finden. Freitag früh denke ich in Breslau zu sein. Behüte Euch Gott, und segnet mich, wenn auch ein paar Thränen mit dreinfallen sollten."

„Euer Theodor."

Ein ausführlicher, begeisterter Brief, in dem der Vater den patriotischen Entschluß Theodors lobte und ihn zur That aufforderte, ist leider verloren gegangen. Diesen Brief hatte Theodor später bei seiner Durchreise durch Berlin dem Hofrat Parthey gegeben. Er war oft vorgelesen und gelobt worden, ein oder der andre Hausfreund

hatte ihn auch wohl geliehen, um ihn in weitern Kreisen mitzuteilen. Er ging von Hand zu Hand und war nach einiger Zeit spurlos verschwunden. In einem zweiten Briefe versichert der Vater, für den Fall, daß der erste den Sohn nicht erreicht hätte, noch einmal, daß er mit dem Sohne ganz eines Sinnes sei. Auch ist seine patriotische Gesinnung durch eine in dieser Zeit ausgearbeitete kleine Flugschrift bezeugt „Deutschlands Hoffnungen".

Er eifert gegen diejenigen, welche diesen großen Zeitpunkt durch ängstliche Sorgen entehren oder gar durch selbstsüchtige Gedanken an eine etwaige Vergrößerung oder Verkleinerung ihres Einzelstaates nach dem Kriege sich jetzt bestimmen ließen, Mißtrauen zu säen, und sucht vielmehr die Leser zu der seelenerhebenden Betrachtung zu führen, was für herrliche Blüten und Früchte aus dem innern Reichtum des Vaterlandes von selbst hervorgehen würden, sobald es die eiserne Hand nicht mehr fühlte, die jetzt die edelsten Keime zerknickte. Auch die Vorfahren hätten sich gern in der Schlacht an dem Anblick der Heiligtümer gestärkt, für deren Schutz sie sich opferten.

Am 15. März riß sich Theodor von Wien los; mit schwerem Herzen nahm er Abschied von der Braut, den Freunden und Freundinnen, und mit dem frohen Mut wechselten bange Todesahnungen. Wie seinem Vorbilde, der hohen Idealgestalt des Max Piccolomini, galt auch ihm die Pflicht für das Allgemeine höher als die Rücksich auf Liebe und Freundschaft. Ihn hätte die Welt nicht tadeln dürfen, wenn er als geborener Sachse und östreichischer Beamte vorläufig vom Kriege fern geblieben wäre, ja er konnte voraussehen, daß er von der

sächsischen Regierung und vielen Sachsen vielleicht gar als Deserteur würde angesehen werden, wie denn wirklich sein Name unter den Namen der 171 „jungen Burschen" stand, welche der Rat zu Dresden in den Dresdener Anzeigen vom 18. August 1813 öffentlich zur Erfüllung ihrer Militärpflicht d. h. zum Kriegsdienst unter Napoleons Führung gegen die alliierten Mächte bei Androhung der gesetzlichen Strafen aufrief. Aber die Pflicht gegen das gesammte Deutschland schien ihm die höhere, und ihr allein mußte er folgen, wenn er seinen Frieden sich bewahren wollte. Standhaft rüstete er sich zum schweren Abschied von der Stadt, in der er bis dahin das höchste Glück gefunden hatte. Über den Abschied selbst sind mir keine näheren Nachrichten bekannt, aber das tiefe Weh, das er mutig zu überwinden suchte, zittert in dem Liede nach, mit dem er das beklommene Herz zu befreien versuchte:

Abschied von Wien.

Leb' wohl, leb' wohl! Mit dumpfen Herzensschlägen
Begrüß' ich dich und folge meiner Pflicht;
Im Auge will sich eine Thräne regen —
Was sträub' ich mich? die Thräne schmäht mich nicht!
Ach, wo ich wandle, sei's auf Friedenswegen
Sei's wo der Tod die blut'gen Kränze bricht,
Da werden deine teuern Huldgestalten
In Lieb' und Sehnsucht meine Seele spalten.

Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernsten Drang.
Begreift die treue Richtung meines Strebens
So in dem Liede, wie im Schwerterklang.

Es schwärmten meine Träume nicht vergebens;
Was ich so oft gefeiert mit Gesang:
Für Volk und Freiheit ein begeistert Sterben,
Laßt mich nun selbst um diese Krone werben!

Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten,
Errungen mit des Liedes heitrem Mut;
Ein rechtes Herz schlägt freudig nach dem Rechten.
Die ich gepflegt mit jugendlicher Glut,
Laßt mich der Kunst ein Vaterland erfechten,
Und gält es auch das eigne wärmste Blut.
Noch diesen Kuß! und wenn's der letzte bliebe,
Es giebt ja keinen Tod für unsre Liebe.

Theodor an Förster:

„Breslau 18. März."

„Zur Begrüßung des preußischen Grenzadlers."

Sei mir gegrüßt im Rauschen deiner Flügel!
Das Herz verheißt mir Sieg in deinem Zeichen.
Durch! edler Aar, die Wolke muß dir weichen,
Fleug' rächend auf von deiner Toten Hügel.

Das freie Roß gehorcht dem Sklavenzügel,
Den Glanz der Raute seh' ich welk verbleichen,
Der Löwe krümmt sich unter fremden Streichen,
Du nur erhebst mit neuem Mut die Flügel.

Bald werd' ich unter deinen Söhnen stehen
Bald werd' ich dich im Kampfe wiedersehen,
Du wirst voran zum Sieg, zur Freiheit wehen!

Was dann auch immer aus dem Sänger werde,
Heil ihm! erkämpft er sich mit seinem Schwerte
Nichts als ein Grab in einer freien Erde."

„Mit diesem Zurufe, lieber Bruder, hab ich den Adler, dessen Fahne ich nun folge, begrüßt. Vor allem nur dieses: Engagiere Dich bei keinem andern Regimente, ich habe Dich schon in die Stammrollen des Lützowschen Jägercorps eintragen lassen. Unsere Uniform ist eine schwarze Kutka oder Litewka, wie sie es gewöhnlich nennen, ein polnischer, kurzer Rock, jedoch ohne Trodbeln und Schnüre, mit rotem Vorstoß, und ein Tschako mit Überzug von Wachstuch. Nirgend auf der Welt fändest Du solche Gesellen beisammen, als bei unsrer schwarzen Schar. Das Corps zählt schon an 1000 Mann, ein Wallensteinsches Lager in einer erhöhten Potenz. Zusammengeschneit aus aller Herren Ländern sind wir, das ist wahr; auch fehlt es nicht an lustigen Brüdern, da alle Universitäten uns ihre flottesten Burschen geliefert haben; allein Roheit und Gemeinheit sind gebändigt durch die heilige Weihe unseres Berufs. Kopfhänger und Betbrüder, worauf es wohl hier und da abgesehen ist, wollen wir nicht werden; doch wird Begeisterung für das edelste Ziel uns auch in den frohen Stunden das rechte Maß halten lehren. So singen wir beim Champagner aus vollem Herzen:"

„Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet!
Denn setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie kann euch das Leben gewonnen sein."

„Der zweite Mann muß verloren sein, darauf sind wir alle gefaßt; ich bin es auch, und deshalb hier schon mein Bekenntnis. Von meinen Freunden bist Du es und Fallenstein, von denen ich weiß, daß sie in meinem Geiste wirken; wir drei wollen also einen Bruderbund schließen. Einer von uns wird ja wohl übrig bleiben,

und der sorge dann für Erhaltung dessen, was die andern gesungen haben, und singe fröhlich weiter. An die Wiener Freundinnen habe ich den Aufruf unseres Königs geschickt und ich lege Dir einige Abdrücke zur Verbreitung in Sachsen bei. Müssen nicht alle deutschen Fürsten, die solch Evangelium lesen und nicht daran glauben, schamrot werden? In einer solchen Sprache hat noch kein König, kein Fürst zu seinem Volke geredet, so lange deutsch gesprochen wird. Dieser Donner wird nicht leer in den Lüften verhallen, und daß der Blitz einschlägt, dafür laß uns sorgen."

„Wie müssen wir Gott danken, daß er uns eine so große herrliche Zeit mit erleben ließ. Alles geht mit so freiem, stolzem Mute dem großen Kampf fürs Vaterland entgegen, alles drängt sich, zuerst für die heilige Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wille, nur ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte „Sieg oder Tod" bekommt eine neue, heilige Bedeutung."

„König und Volk, Staat und Vaterland sind hier in innigster Gemeinschaft verbunden. Das, was man Hof und Hofstaat nennen könnte, giebt es nicht mehr; das ganze Land ist ein Feldlager der Freiheit geworden. Bietet die Nation alles auf, um Hingebung und Treue zu bewahren, so bietet der König alles auf, um dies anzuerkennen. Einen neuen Beweis hiervon giebt die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes, eines Ordens, der einzig und allein für Auszeichnung in diesem Kriege gestiftet worden ist, während alle andern Orden aufgehoben sind. Der alte Unterschied, wo man dem tapfern Grenadier eine bleierne Medaille und dem feigen Hofjunker einen goldenen Stern gab, hat aufgehört. Bei dem Eisernen Kreuze wird nicht gefragt: Wie viel

Ahnen zählst Du? sondern: Hast Du dich brav gehalten? Das ist ein Prinzip, aus dem eine neue Gestaltung der ganzen bürgerlichen Ordnung hervorgehen kann. Doch jetzt sei unser Blick nur auf den Feind gerichtet; das andre wird sich hernach schon finden."

„Da unser Corps nicht eher marschieren soll, als bis mindestens zwei Bataillone und zwei Schwadronen vollständig organisiert sind, so würde mich ein Brief von Dir noch in Zobten, wohin ich beordert bin, treffen."

„Dein Theodor."

Theodor an die seinen:

„Zobten am 26. März 1813."

„Ihr Lieben! Ich bin frisch und gesund und freue mich des neuen Wirkungskreises. Hoffentlich seh' ich Euch bald; ich bleibe nicht müßig; und unser Major scheint mich tüchtig brauchen zu wollen. In Gottes Namen! Um die Hände in den Schoß zu legen, ward ich nicht Soldat. Geßler hab' ich gesehen und gesprochen. Er war sehr heiter und zufrieden mit mir. Ich habe ihn fast nie vorher so liebenswürdig gesehen. Das Corps singt schon viele Lieder von mir, und ich kann Euch gar nicht beschreiben, wie angenehm das Verhältnis ist, in dem ich lebe, da die gebildetsten und ausgesuchtesten Köpfe aus ganz Deutschland neben mir in Reih und Glied stehen. Man könnte einen großen Plan mit lauter Schriftstellern ausführen, so viel stehen bei den Schwarzen. Es gilt ein großes Werk. Wer sein Sandkorn nicht mit dazu legt, soll sich nicht in seinem Schatten freuen dürfen. Gott schütz' Euch! Glück

auf! Übermorgen marschieren wir, morgen werden wir in der Kirche eingesegnet."

Theodor an (?):

„Zobten am 26. März 1813."

„Liebenswürdigste Freundin!"

„Was das Glück spielt! Erst Bergmann, darauf relegierter Student, verbannt, verstoßen aus dem Vaterlande, dann auf dem Gipfel der Freude, Theaterdichter, im wärmsten Sonnenschein mich bewegend, und nun — Flügelmann von der Büchsen-Compagnie des Freicorps! Hätten Sie mich gestern exerzieren sehen, rechts um, links um, „Guer" bei Fuß, Marsch, Halt! Sie haben nie etwas Komischeres gesehn, als einen Hoftheaterdichter, der auf dem Kirchhof zu Zobten exerzieren muß. Übrigens müssen Sie nicht glauben, man braucht nur meine Fäuste. Ich bin als wirklicher Corpspoet angestellt, und die Mannschaft singt schon eine Menge Lieder, die aus meiner Feder geflossen sind."

„Wenn Sie mir schreiben, ach! und was sehne ich mich nach einem Briefe! so adressieren Sie ihn doch an meinen Vater. Ich denke bald nach Dresden zu kommen. Übermorgen marschieren wir nach Sachsen. Zwar ist meines Bleibens beim Corps nicht lange Zeit mehr, ich werde anderweits gebraucht werden, und so Gott will, sollen Sie bald von mir hören. Das Glück verfolgt mich manchmal recht unverschämt."

„Erschrecken Sie nicht über die schreckliche Form des Briefes; hier in Zobten ist kein andres Papier zu haben. Das Nest sollten Sie kennen! Aber man ver-

gißt alles, wenn man den allgemeinen Geist des Corps betrachtet, wie gewaltig er aller Herzen gefaßt hat. Es ist nun bei allen Schwarzen zur Überzeugung gekommen, daß der zweite Mann verloren ist, aber es rührt sie gar nicht. Ich habe in einem Liede ihnen vorgehalten, wie wir keinen pardon kriegen könnten, des freut sich die entmenschte Schar und meinten, sie wollten's den Fransch schon ersparen."

„Grüßen Sie jeden, der meiner denkt, und lassen Sie mein Andenken in Ihrer Seele nicht verlöschen. Ich habe zur stillen, inneren Freude jetzt ja nichts, als den schönen Glauben, daß solche Herzen zuweilen sich meiner freundlich erinnern."

Theodor an Frau von Pereira:

„Zobten den 26. März 1813."

„Denken Sie Sich einen Haufen von funfzehnhundert jungen Leuten, alle aus einem Trieb, aus Haß, aus Rache gegen den Tyrannen, und voll der glühendsten Begeisterung für die gute Sache des Volks zu den Waffen geeilt, die letzten sorglosen Minuten des ruhigen Lebens keck und frei genießend. Der zweite Mann muß verloren sein, ist der allgemeine Glaube, und das Schillersche:

„Und kommt es morgen, so laßt uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit!"

wird geehrt und befolgt. Oft wird mir's doch zu wild, dann gehe ich in den Wald und denke an das liebe, geliebte Wien, an so manchen Silberblick, der mir da vorüberleuchtete, und der nun in der Nebelgestalt der Erinnerung an mir vorüberzieht. Was sage ich, Nebel-

gestalten? O, es ist ein lebendiges, klares Wiederempfinden, Wiedergrüßen. Die schönen Stunden kehren mir zurück und alle Stille und Freude meines Herzens. Gewöhnlich kann ich mich dann nicht enthalten, die Wälder mit dem Liede: „Im Walde schleich' ich still und mild" zu plagen. Es ist ein gar liebes, liebes Lied."

Theodor an Frau von Pereira:

„Jauer, den 30. März 1813."

„Eben erhalten wir die Nachricht, daß wir binnen acht Tagen vor dem Feinde stehen. Die Franzosen haben Dresden stark besetzt, machen Miene, es zu halten, und sollen ihre Vorposten bis Bautzen vorgerückt haben. Wir werden mit aller Eile vorgeworfen, und ich halte es für keine kleine Gunst des Schicksals, daß ich entweder die heilige Erde meiner Heimat befreien helfen darf, oder doch vor den Mauern meiner väterlichen Stadt, wie ein ehrliches deutsches Herz, verbluten kann. Das walte Gott! Ich bin bereit!"

„Eine große, herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade aus Zobten nach Rogau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischar einfach aber geziemend ausgeschmückt war. Nach Absingung eines Liedes, das Ihr Freund zu der Gelegenheit verfertigt hatte, hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Gut noch Blut zu schonen, und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache. Wir

schwuren. Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid auf die Schwerter der Offiziere geschworen und „Ein' feste Burg ist unser Gott" machte das Ende dieser herrlichen Feier, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen, und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühl hinausgehen, es sei ihr letzter Gang. Ich weiß auch einige Gesichter in meinem Zug, von denen ich's ganz deutlich vorausweiß, sie sind unter den ersten, die der Würgeengel fordert. Es gleicht wohl nichts dem klaren, bestimmten Gefühle der Freiheit, das dem Besonnenen im Augenblick der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild wie der unter den Kugeln der Feinde; denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von dem, was einem das Liebste, das Teuerste auf dieser Erde war, das verliert seinen Wermut in der schönen Überzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde. Seit der Todesweihe im Gotteshause zuckt mir immer eine Ahnung durchs Herz. Denken Sie meiner immer freundlich, ohne Groll, und vergessen Sie über der ganzen Wildheit und Unbändigkeit des glühenden Herzens so mancher stillen, guten Blume nicht, die ich doch gewiß im Heiligtum meiner Brust verwahre."

Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freicorps.

Gesungen in der Kirche zu Rochau in Schlesien am 27. März 1813.

Nach der Weise: „Ich will von meiner Missethat“ u. s. w.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde!
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns, und wir mit ihm.
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache,
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!

Theodor an Förster:

„Jauer, 30. März."

„Beifolgenden Aufruf: „An das Volk der Sachsen" besorge sogleich in die Druckerei und lasse mit Blücherscher Preßfreiheit 20,000 Abdrücke davon machen. Bei Caskel findest Du eine Anweisung, um die Rechnung sogleich zu bezahlen. Die ersten 10,000 Abdrücke versendest Du nach den beigefügten Adressen, die andern Exemplare verwahre bis zu meiner Ankunft."

„In der heiligsten Stimmung meines Herzens schrieb ich diesen Zuruf an meine lieben Landsleute nieder; es war an demselben Tage, als wir in der hiesigen Kirche feierlich eingesegnet waren. War es mir versagt, mit meiner Braut am Altare zu knieen, so ist mir nun dafür eine Eisenbraut angetraut worden, der ich ewige Treue geschworen habe. Seit den Zeiten der Kreuzzüge hatte solch ein frommer Schauer die Herzen nicht wieder durchzittert. Große geschichtliche Erinnerungen traten mir vor die Seele; ich fasse wieder Vertrauen zu den Deutschen. Waren sie es nicht, denen im gefahrvollen Kampfe die Rettung der Freiheit gelang? Die Weltherrschaft der Römer fand in den Teutoburger Wäldern ihr Ende, die Weltherrschaft der Päbste hat Luthers Wort bezwungen, und die Weltherrschaft Napoleons wird unsern Adlern erliegen. Die See geht hoch und das Schiff unserer Hoffnung fährt mit vollen Segeln. Auf baldiges Wiedersehen! Dein Theodor."

Am sechsten April früh vier Uhr traf Theodor im Elternhause ein und konnte dort bis zum dreizehnten verweilen. Er war als Marschkommissar mit dem

Major von Petersdorff vorausgeschickt worden. Erst hatte er Dienstgeschäfte. Dann eilte er zu den Eltern: „Und große Freude," schreibt er, „sah ich und viele Thränen. Mein Vater war durchaus zufrieden mit mir, die andern weinten."

Er traf im Elternhause mit Arndt und Goethe zusammen. Arndt schrieb am 24. April aus Dresden an seinen Bruder, er liege im Quartier bei dem bravsten Manne der Stadt, bei dem Ober-Appellationsrat Körner, der einen tüchtigen Sänger und Krieger in seinem einzigen Sohne Theodor gestellt habe. Und fünfundvierzig Jahre später gedachte der „Alte Arndt" in seinem Buche „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein" wieder dieser Tage und schrieb:

„Körner war ein ausgezeichneter, sehr gebildeter und wissenschaftlicher Mann, an Kenntnissen den besten Deutschen ebenbürtig, an Gesinnung und Treue fürs Vaterland den meisten überlegen. Hier war Speise und Weide für Kopf und Herz. Der brave Körner hatte mit dem Jüngling Schiller bei dessen Morgenrötenaufgang frühe Freundschaft geschlossen, hatte dessen erste thüringer und leipziger Jahre mit treuester Hülfe und Rat gestützt und geschützt, sein Sohn war jetzt im Lützower Waffenrock, war Schillers und meines Freundes, des Grafen Geßler, Pate. Er selbst war Schriftsteller. Nun ging in den vielen, dies Haus Besuchenden mit den einen Mut und Freude, mit den andern Furcht und Sorge in und durch dieses gastfreundliche Haus. Hier sah ich Goethe nach vielen langen Jahren auch einmal wieder. Sein Anblick und seine Rede waren gleich unerfreulich; der erste sprach aufgestörte Unruhe, die zweite ungläubige Hoffnungslosigkeit. Da rief er einmal aus,

indem Körner über seinen Sohn sprach und auf dessen an der Wand hängenden Säbel wies: „O, ihr Guten, schüttelt immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen; der Mann ist euch zu groß!"

Dieses Goethesche Wort wurde damals weitergetragen und erregte in vielen Kreisen Ärgernis und Anstoß. Goethes vornehme Kühle bei der allgemeinen Begeisterung und sein Mißtrauen in die Volkskraft, ja eigentlich mehr, sein Widerwille gegen solche Volksbewegungen, die ihrer Natur nach Unruhe mit sich bringen und hier und da über die rechten geordneten Grenzen hinausgehen, waren den meisten der Zeitgenossen unerfreulich und unverständlich. Körners namentlich waren jetzt ganz und gar von einem Gedanken erfüllt, vom Stolz auf den Sohn, und damit auch von der Begeisterung für seine, d. h. für des deutschen Volkes Sache. Als sie im Mai nach Teplitz flüchteten und dort wieder mit Goethe zusammentrafen, schrieb der Vater in einem Brief an Friedrich Schlegel: „Wir wollen hier eine bessere Zeit abwarten. Mein Glaube daran ist vielen ein Ärgernis und eine Thorheit, aber das ficht mich nicht an. Einen schweren Kampf habe ich erwartet, und Hoffnungen, die mir so viel wert sind, gebe ich so leicht nicht auf. Goethe sehe ich oft, aber über das, was mich jetzt interessiert, läßt sich mit ihm nicht sprechen. Er ist zu kalt für den Zweck, um zu hoffen. Jede Entbehrung und Unruhe ist ihm daher ein zu kostbares Opfer. Um seiner und vieler andern klugen Leute höhere Weisheit beneide ich niemanden."

Andere urteilten wohl noch heftiger über Goethe und wurden überhaupt an seiner Deutschheit irre, und die böse Fama suchte ihm irgend etwas dafür anzu-

hängen. So steht in einem Briefe aus Nachod von der Frau Dr. Kohlrausch, geb. Eichmann, an ihre Schwester, die Hofrätin Parthey, folgendes wunderliche Gerücht:

„Nachod 19. Nov. 1813."

„Weiß man in Berlin von der Affaire, die Goethe mit Colloredo gehabt hat? Man verspricht uns nähere Auskunft darüber. Einige behaupten, daß sie sehr lebhaft gewesen und Goethe — Ohrfeigen bekommen habe. Soviel ist gewiß, daß er seinen russischen Orden nicht trägt und mit dem Schandzeichen (wohl dem Orden der Ehrenlegion) recht offenbar prangt. Fr. v. Wolzogen erzählt, von Goethe gehört zu haben: „Was wollen die Deutschen, was fällt ihnen ein, mit ihren Ketten zu klirren?" Es ist recht traurig, daß ein großer Dichter ein so kleiner Deutscher sein kann."

Ohne den Kleinmut Goethes in dieser großen Zeit verteidigen oder beschönigen zu wollen, meine ich, daß das obige Urteil über Goethe viel zu weit geht. Eine richtige Antwort gab der junge Förster seinen Kameraden, die in ähnlicher Weise wie Frau Dr. Kohlrausch an Goethes deutscher Gesinnung überhaupt irre geworden waren. Er schrieb darüber im Biwacht bei Merseburg am 20. April 1813 an seine Schwester in einem Briefe, der auch über Theodor Körner manches Interessante enthält:

„Welche Freude war es mir, Theodor wiederzusehen! Sobald ich von ihm erfuhr, daß er in die schwarze Freischar eingetreten war, schwankte ich keinen Augenblick länger in meiner Wahl; er allein gilt mir mehr, als ein ganzes Hauptquartier. Obschon der Wiener Hoftheaterpoet die zottige Löwenmähne und den

knotigen Ziegenhainer des Leipziger Burschen abgelegt hat, so ist ihm doch der unverwüstliche Humor treu geblieben, und er selbst gesteht ein, daß, wenn seine Kriegslieder einigen Anklang finden, er dem Studentenleben den besten Teil davon zuzuschreiben hat. Der Abschied von seinen Eltern, von seiner Schwester war schwer; schwerer vielleicht noch der von der geliebten Braut. Wahrhaftig, wenn man solche Opfer gebracht sieht, dann muß man sein eignes blutendes Herz gar nicht in die Wagschale legen wollen."

„Am Tage vor dem Ausmarsch saß ich ein Stündchen bei ihm; seine Schwester, eine treue, liebevolle Seele, malte sein Porträt. Sie ist eine Schülerin des berühmten Graff und malt vorzüglich in Öl. Mit einem lauten Schrei läßt Emma mit einem Mal den Pinsel fallen und gerät in ein krampfhaftes Weinen. „Um Gottes Willen, was ist dir?" rief Theodor und sprang auf sie zu. Sie nahm ihr Taschentuch, und immer noch zitternd und weinend drückte sie es ihm an die Stirne. „Hier quillt es hervor," schrie sie schluchzend, „ich seh' es genau, verwundet! du blutest!" und nach und nach sich erholend und besinnend sagte sie: „Ach, meine krankhafte Phantasie, meine unbeschreibliche Liebe für dich! Wie ich malte und so ganz in Gedanken versunken dich ansah, schwand mir alle Gegenwart; da war's wohl nicht anders möglich, als dich verwundet in der Schlacht zu sehen; ich träumte mit wachen Augen."

„Unser erstes Nachtquartier hatten wir in Meißen. Wir hatten eben unsern Morgengesang vor dem Gasthofe, in welchem unser Feldwebel im Quartier lag, beendigt, als ich einen Mann in eine Extrapost einsteigen sah, dessen Züge mir bekannt zu sein schienen. Kaum

traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es Goethe war. Ich war als Freund seines Sohnes und als begünstigter Ballbegleiter seiner tanzlustigen Frau Gemahlin oft in seinem Hause gewesen; allein ihn, den Friedliebenden, mitten unter den Kriegsunruhen zu finden, wußt' ich mir nicht zu erklären. Noch glaubte ich mich zu täuschen, zumal er die Militärmütze tief in das Gesicht gedrückt hatte und sich in den russischen Generalsmantel mit rotem Kragen versteckte. Als ich nun aber seinen kleinen Sekretär, Freund John, an den Wagen treten sah, war ich meiner Sache gewiß und teilte die herrliche Entdeckung sogleich meinen Kameraden mit. Mit militärischem Anstande einer Ordonnanz trat ich nun an den Wagen heran und sagte: „Ew. Excellenz melde, daß eine Abteilung der Königl. preußischen Freischar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschiert ist und Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünscht.“ Der Feldwebel kommandierte: „Präsentiert das Gewehr!“ und ich rief: „Der Dichter aller Dichter, Goethe lebe hoch!“ Mit Hurra und Hörnerklang stimmte die ganze Compagnie ein. Er faßte mit der Haltung eines Generals an seine Mütze und nickte freundlich. Nun trat ich noch einmal heran und sagte ihm: „Es hilft Ew. Excellenz das Incognito nicht, die schwarzen Jäger haben scharfe Augen, und bei unserm ersten Ausmarsche Goethe zu begegnen, war ein zu günstiges Zeichen, als daß wir es sollten unbeachtet vorüberlassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen!“ „Von Herzen gern,“ sagte er. Ich reichte ihm Büchse und Hirschfänger, er legte seine Hand darauf und sprach: „Zieht mit Gott, und alles Gute sei eurem frischen, deutschen Mute gegönnt.“

Während wir ihm ein nochmaliges Lebehoch riefen, fuhr er grüßend an uns vorüber. Wo mag er jetzt hinwollen?"

„Mit verschiedenen Kameraden hatte ich während des Marsches noch einen lebhaften Streit über Goethe. Sie hatten ihr Vivat nicht aus vollem Herzen mitgerufen und meinten, er sei ja doch kein Volksdichter, kein Dichter der Freiheit und des Vaterlandes. Ich wußte ihnen nichts weiter zu antworten als: Ich kenne keine höhere Begeisterung für Freiheit als im Egmont; ich kenne keine derbere deutsche Natur als Götz von Berlichingen; und wenn Ihr wissen wollt, was Deutschland not thut, so erinnert Euch nur der schönen Verse aus Hermann und Dorothea:

„Aber ach, wie nah ist der Feind! Die Fluten des Rheines
Schützen uns; doch ach, was sind nun Fluten und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Wie? und ein Deutscher wagt heut noch zu Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehn dem alles bedrohenden Unfall?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben und andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, sie sollten uns nie den herrlichen Boden betreten!"

„Du siehst, liebe Schwester, daß wir auch mit der Flinte auf dem Rücken unser altes Handwerk, das Studieren und Disputieren, noch fortsetzen; nur schade, daß Du diesmal nicht Zeuge davon sein konntest, wie ich zur Beruhigung der Freunde, die keinen andern Dichter als Schiller gelten lassen wollen, „Frisch auf,

Kameraden!" aus Wallenstein anstimmte, worauf dann Schiller ein dreifaches Lebehoch ausgebracht wurde."

Am 13. April hatte Theodor Dresden verlassen und von den seinen Abschied genommen. Der Mutter kostete sein Entschluß freilich viel Thränen; der Vater aber stimmte ihm zu, freute sich eines solchen Sohnes und hoffte guten Ausgang. „Für Sachsen," schrieb er an den Vetter Weber am 14. April, „gehen jetzt schöne Hoffnungen auf, und der bessere Teil der Nation erkennt es. Daß jetzt nur noch in Wittenberg Franzosen sind, ist schon ein bedeutender Gewinn, und lange werden sie wohl nicht mehr dort bleiben. Opfer kostet es dem Lande freilich, aber das kommt gar nicht in Betrachtung gegen das, was die preußischen Lande für die gute Sache gethan haben. Und mit den Weichlingen, die ohne Arznei gesund werden wollen, muß man über Dinge dieser Art gar nicht sprechen."

Theodor zog über Steinbach, Reichenstein nach Leipzig, wo er am 17. April morgens eintraf und sich bei Wilhelm Kunze einquartierte. Bei allem Mut und aller Kampfesfreudigkeit verließ ihn die Todesahnung nicht. Nach Hause mag er nicht davon schreiben, aber in den Briefen an Frau von Pereira finden sich mehrfach solche Ahnungen ausgesprochen. So schreibt er ihr am 13. April mit Anspielung auf ihre Wohnung in Wien: „Nun wenn ich nicht mehr auf der Grünangergasse sein darf, vielleicht bin ich bald auf dem grünen Anger, und recht ruhig" Wenige Tage darauf meldet er der Freundin, er sei an eines Freundes Tafel mit zwölf andern zusammen gewesen, und die Hausfrau habe sich über die ominöse Zahl dreizehn sehr erschreckt. Dann träumt ihm wieder, er habe die Wiener Freun-

binnen in altdeutschen bürgerlichen Trauerkleidern mit langen schwarzen Locken gesehen, und kurz vor seiner Verwundung im Juni verstimmte ihn wieder eine Ahnung, von der später noch die Rede sein wird.

In Leipzig blieb Körner eine volle Woche bei Kunze, dem er die möglichst schnelle Herausgabe von zwölf freien deutschen Liedern übertrug.

Es fehlten noch das erste Gedicht „die Zueignung" und das zwölfte „Lützows wilde Jagd". Beide dichtete Theodor noch schnell am vorletzten Tage in Leipzig, dem 24. April, das erstere in Kunzes Zimmer, das letztere auf dem Schneckenberge. Am folgenden Tage, kurz vor dem Ausmarsch wurde er vom Oberjäger zum Offizier befördert. Er dachte, nun wirklich bald zum Kampfe zu kommen und selbst mit dem Schwerte dreinschlagen zu können. Wie in einem Testament sendet er mit der „Zueignung", vordem er in die Schlacht geht, den Freunden seine Freiheitslieder als ein letztes Geschenk:

Zueignung:

Euch allen, die ihr noch mit Freundestreue
An den verwegnen Zitherspieler denkt
Und deren Bild, so oft ich es erneue,
Mir stillen Frieden in die Seele senkt,
Euch gilt dies Lied! O daß es euch erfreue!
Zwar hat euch oft mein wildes Herz gekränkt,
Hat stürmisch manche Stunde euch verbittert,
Doch eure Treu' und Liebe nicht erschüttert.

So bleibt mir hold! Des Vaterlandes Fahnen,
Hoch flattern sie am deutschen Freiheitsport.
Es ruft die heil'ge Sprache unsrer Ahnen:
Ihr Sänger vor! und schützt das deutsche Wort!"

Das kühne Herz läßt sich nicht länger mahnen,
Der Sturm der Schlachten trägt es brausend fort,
Die Leier schweigt, die blanken Schwerter klingen,
Heraus, mein Schwert! Magst auch dein Liedchen singen!

Laut tobt der Kampf! Lebt wohl, ihr treuen Seelen,
Euch bringt dies Blatt des Freundes Gruß zurück;
Es mag euch oft, recht oft von ihm erzählen,
Es trage sanft sein Bild vor euch zurück.
Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück;
Denn was berauscht die Leier vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.

Aber es sollte nicht so schnell alles vorwärts gehen, wie der jugendliche Stürmer hoffte. Nicht nur die Kriegsoperationen brauchten Zeit und Vorsicht, sondern auch die Begeisterung erfaßte nicht alle mit solchem Sturm wie den jungen Körner. Seine Ungeduld stieg. Er schrieb an Förster:

„Leipzig 18. April."

„Zum Tollwerden hab' ich mich über die Schlafmützen geärgert. Da verkriechen sie sich nun alle hinter den Allergnädigsten und sind recht froh, daß dieser über alle Berge gegangen ist. Worüber ich mich von ganzem Herzen gefreut habe, ist, daß Nostiz aus Heidelberg sich aufgemacht hat und bei uns eingetreten ist. Als Studenten standen wir uns feindlich gegenüber; ich hoffe, der Feldzug soll alles ausgleichen."

„Da meine Prosa, wie Du mir schreibst, und wie ich es leider selbst genugsam erfahren habe, den Leuten nur den Kopf ein wenig anfeuchtet, ohne bis auf die

Haut zu bringen, so hab' ich ihnen nun ein Hagelwetter in Versen hinterdrein geschickt, das allen Faulen durch Mark und Bein gehen soll. Es wären hier Knüttelverse recht am Ort."

„Hier hast Du mein nagelneuftes Lied. Ich sage Dir, mit diesem Liede haben wir bei Classigs, in der Blauen Mütze, in Gohlis, und wo wir sonst nur das träge Studenten- und Ladenschwengelvolk beisammen fanden, gut aufgeräumt. Entweder singen sie mit und schwören zur Fahne, oder drücken sich in aller Stille davon. Bringe Deine Angelegenheiten in Ordnung und fliege bald in die Arme

Deines Theodor."

Körner spielt hier an auf das Lied „Männer und Buben" dessen erste Strophe lautet:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht,
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutscher Wein erfreut dich nicht
Und deutsche Becher klingen dir nicht.
Stoßt mit an, Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Er zog von Leipzig über Dessau, Genthin, Perleberg einen Monat in der Elbgegend hin und her, ohne zu einem erheblichen Kampf zu kommen. An Frau von Pereira schrieb er am 15. Mai:

„Was soll ich Ihnen schreiben? Meinen Mißmut? Was soll ich Ihnen vertrauen? Meinen Grimm? Es

wühlt gräßlich in mir. Vor ein paar Tagen war eine elende Affaire, das ist alles, was ich bis jetzt erlebt habe. Die Franzosen hielten trotz der Übermacht nicht Stich, an hundert Tote und Gefangene waren die Beute des Tages.

Ich hätte recht hübsch wirken können, wenn die Hunde Mut gehabt hätten. Wir waren nämlich zu einer großen Rekognoscierung über die Elbe bei Dömitz gegangen. Nach vielen beschwerlichen Märschen und Heulägern trafen wir endlich die Franzosen. Ihre Wachtfeuer leuchteten zu uns herüber. Als früh das Treffen kaum anfing, ward ich mit hundert Mann an eine Brücke kommandiert, mit dem Befehl, hier den möglichen Rückzug der unsrigen zu decken und mich bis auf den letzten Mann zu halten. Meine Leute brannten vor Begierde; aber die Franzosen wurden geworfen, die unsrigen gingen vor, und ich zog leer ab."

Das ging so ein Weilchen noch fort, bis er Ende Mai erwünschte Abwechselung fand. Er schrieb darüber an die seinen, die am 8. Mai sich vor den Franzosen von Dresden nach Teplitz geflüchtet hatten:

„Im Biwak vor Auhigt zwischen Plauen und Hof am 8. Juni."

„Ich bin gesund und frisch, habe als Adjutant des Majors den verwegensten Zug mitgemacht, den man ausdenken kann. Wir sind, ein kleiner Haufe, mitten durch die Feinde von Stendal an der Niederelbe hierher an die Grenze von Baireuth gejagt. Seit dem 29. Mai bin ich nicht vom Pferd gekommen, habe nur reitend geschlafen und mit eignen Händen einige Gefangene gemacht. Trotz dieser ungeheuern Anstrengung bin ich

stark und munter und freue mich der Verwegenheit dieses Lebens."

Schon am 4. Juni war ein Waffenstillstand abgeschlossen, den Körner, wie viele Patrioten mit ihm, mit Ingrimm ertrug. Aus diesen Tagen muß ein Zettel, mit Bleistift beschrieben, herrühren an Einsiedels, bei denen er sich offenbar nach dem Befinden der Eltern erkundigt hatte:

„Meinen herzlichen Gruß, lieber Alexander, liebe Julie. Ich bin frisch und wohl und war nur um die Eltern besorgt. Einsiedel giebt mir aber gute Hoffnung. Der Waffenstillstand macht mich wütend. Gott erhalte Euch gesund; ich will schon durchkommen."

„Theodor Körner."

Trotz des Waffenstillstands wurden bekanntlich die Lützower von den Franzosen überfallen und Theodor am 17. Juni bei Kitzen nicht unbedeutend verwundet. Nachdem er aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, schleppte er sich todesmatt, mit Hilfe der Freunde nach einem nahen Gehölz. Dort schrieb er in der Nacht die Skizze zu seinem Gedicht „Abschied vom Leben" in sein Taschenbuch:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben!
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben.

Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben,
Das schöne Traumlied wird zur Totenklage.
Mut! Mut! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit oder Liebe nannte,

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen,
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.

Er erzählte wohl später noch, wenn er dieses Gedicht im Freundeskreise vorlas, die ersten 10 oder 11 Zeilen habe er so ziemlich im Kopfe fertig gehabt, aber gegen den Schluß hin seien ihm wirklich die Sinne vergangen. So lag er ohnmächtig die Nacht hindurch im Holze, bis er am andern Morgen auf Verwendung der Freunde durch Holzhauer im Walde aufgesucht und verkleidet nach dem Dorfe Groß-Zschocher gebracht wurde, das von Franzosen besetzt war. Von hier schrieb Förster an Dr. Wendler in Leipzig, und Theodor selbst schickte folgende Zeilen durch die Gärtnersfrau an Freund Kunze:

„Groß-Zschocher am 18. Juni 1813."

„Liebster Wilhelm! Du wirst mir einen sehr großen Freundschaftsdienst erweisen, wenn Du zu mir heraus zum Gärtner des Gutsherrn kommst. Ich liege stark verwundet, doch keineswegs gefährlich. Deiner Betty tausend herzliche Grüße. Verschwiegenheit brauch' ich Dir wohl nicht erst anzuraten."

„Dein Theodor."

Kunze begab sich sofort zum Gutsherrn von Groß-Zschocher, dem Oberhofgerichtsrat Blümner, einem Freund des Körnerschen Hauses, um seinen Rat zu er-

bitten. Dieser aber war ungehalten, daß der Gärtner Theodor aufgenommen hatte, und verlangte, daß Körner fortgeschafft würde. Freilich war es gefährlich genug mit einem von der feindlichen Partei zu verkehren, während der Herzog von Padua in Leipzig war. Und die schwarzen Jäger waren den Franzosen besonders verhaßt. Aber Kunze wollte auch Theodor nicht im Stich lassen und erbat des Dr. Wendlers Hilfe. Mit diesem fuhr er nach Scheußig, dort frühstückten sie gleich gewöhnlichen Spaziergängern, gingen dann ins Holz, wo sie an einem verabredeten Punkt mit Körner zusammentrafen, der bereits notdürftig verbunden war. Eine Perücke und Kleider, die Kunze vorausgesandt hatte, machten Körner unkenntlich. Sie suchten nun den Kahn wieder auf. Ein zuverlässiger Mann fuhr sie auf den kleinen Gewässern zwischen Pleiße und Elster, welche das Holz durchkreuzten bis an die Wiese, sonst hinter Rudolfs Garten nahe der Wasserkunst. Dort grenzte Wendlers Garten, und bei Wendler wurde Körner in einer Dachkammer versteckt und vor allem in chirurgische Behandlung gegeben. Bei Kunze lagen würtembergische Offiziere im Quartier. Damit diese ihm seine Unruhe nicht anmerkten, that er, als ziehe er sie ins Vertrauen, und bat sie doch seinen Freund Körner, der verwundet sei, im Walde aufzusuchen. Sobald Körner transportiert werden durfte, fuhr Wendler mit ihm in Begleitung zweier Damen, als gelte es eine Spazierfahrt, zum Thore hinaus auf sein Gut Kahnsdorf. Dort pflegte sich Körner noch einige Tage, fuhr von da nach Frohburg zu dem Freiherrn von Blümner, dann nach Chemnitz und so ward er durch den Beistand der treuen Freunde glücklich über die böhmische Grenze nach Karls-

bad geschafft. Der gute Kunze fügte einem Bericht, den er im Jahre 1847 über diese Tage aufschrieb, die Worte hinzu: „Wir schöpften jetzt freier Odem.“

An die Eltern schrieb Theodor gleich am 18. Juni noch eine kurze Nachricht, unter dem aus seinem Zrini erborgten Namen Juranitsch. Auch sonst zeigt der Brief das Bestreben, unbefugte Leser über den Absender im Unklaren zu lassen. Er lautet:

„Ohnfern Leipzig am 18. Juni 1813.“

Euer Wohlgeboren nehme ich mir die Freiheit zu melden, daß da Sie durch mancherlei Nachrichten über meinen Zustand in Besorgnis sein dürften, ich Ihnen beteuern kann, ich sei gesund und noch mein eigner Herr. Ich denke von hier, aus dieser Versicherungskasse meines Ichs, nach meinem zweiten Vaterlande, doch bis jetzt nur nach Karlsbad zu wandern. Ich bitte Euer Wohlgeboren, dieses meiner lieben Frau nach Wien zu melden, da mir vielleicht die Gelegenheit dazu fehlen sollte. Lassen Sie Sich also durch kein Gerücht schrecken, ich lebe jetzt bei vortrefflichen Leuten, die mir jeden Schmerz vergessen machen. Genehmigen Sie mit Ihrer ganzen Familie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.“

„Lorenz Juranitsch.“

Am folgenden Tage dem 19. Juni schrieb Förster an den Vater Körner.

„Seien Sie unbesorgt, Theodor ist gerettet. Ich selbst danke meine Rettung einem sächsischen Offizier, welcher es übernommen hat, diese Zeilen an Sie schnell und sicher gelangen zu lassen.“

„Einen schändlichern Verrat, als Napoleon an uns ausgeübt, hat er noch niemals begangen. Den Sandwirt Hofer, den Herzog von Enghien, den Buchhändler Palm, die gefangenen Schillschen Offiziere hat er doch wenigstens vor ein Kriegsgericht stellen lassen, eh' er sie seinen Henkern überlieferte; auf uns hat er, nachdem seine Generale dem Major Lützow das Ehrenwort gegeben, nichts Feindliches gegen uns zu unternehmen, die Höllenrotte, seine Bluthunde, losgelassen und uns, da wir wehrlos waren, niedermetzeln lassen; gegen fünfhundert hatte er fünftausend abgeschickt."

„Nie ist das Völkerrecht schändlicher verletzt worden. Theodor wurde als Parlamentär an den General Fournier abgeschickt. Dieser ruft ihm und Lützow entgegen: „L'armistice pour tout le monde excepté pour vous!" Und eh' noch Theodor den Säbel ziehen konnte, hatte er schon einen fürchterlichen Hieb in den Kopf empfangen. Wir hieben ihn und den Major aus dem dichtesten Haufen der Feinde heraus. Der Major lag schon, vom Pferde herabgerissen, am Boden; ein treuer Ulan drang ihm sein eigenes Pferd auf, und wir eilten nun, den ohnmächtigen Theodor zu retten. Schon war es dunkel, unser Häuflein zerstreut, ein naher Wald verbarg uns. Notdürftig verbanden wir Theodor und suchten nun ein paar Holzhauer auf, die uns aus dem nächsten Dorfe Bauernkleider anschafften. So brachten wir Theodor in das von den Franzosen besetzte Dorf Groß-Zschocher. Von hier gab ich dem Dr. Wendler in Leipzig Nachricht, und wie gefahrvoll auch für diesen deutschen Ehrenmann das Unternehmen war, er hat ihn nach Leipzig in sein Gartenhaus aufgenommen, und nun ist mir nicht mehr für ihn bange. Es sind alle An-

stalten getroffen, daß er sicher und ungefährdet nach Karlsbad kommen kann. Mich nimmt, als Bauernburschen verkleidet der sächsische Lieutenant von C . . . z mit einer Strohlieferung morgen mit in das französische Lager, und wenn ich nur erst das Elbufer erreicht habe, schwimme ich hinüber zu den Freunden."

„Waffenstillstand also, aber keinen Frieden! Erst Rache für solche Schandthat!"

„Ihr Förster."

Theodor selbst schrieb über diesen Tag einen Monat später an Frau von Pereira näheres:

„Gitschin am 18. Juli."

„Über die Ahnungen hab' ich jetzt recht tüchtige Erfahrungen gemacht. Vor der unglücklichen Affaire bei Kitzen wies mir der Major Lützow von weitem ein Grab, deren es dort seit der Lützener Schlacht zahllose giebt. Ich sprengte darauf zu, und als ich näher hinanritt, sank mein Pferd mit den Vorderfüßen hinein. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und etwas verstimmt kam ich zum Major zurück. Ich sagte ihm, mir wäre zu Mute, als ging's uns heute noch schlecht — die französischen Vorposten hatten wir schon von weitem gesehen. — Er lachte mich aus und bat mich, die Poesie aus dem Leben zu verjagen. Kurz darauf, als ich mit zum Parlamentieren vorritt, stürzte sein Pferd, der beste Springer im ganzen Corps, als er über einen Graben setzte. Mühsam arbeitete sich Lützow unter ihm hervor, und ich hatte das unangenehme, peinliche Gefühl eines nahen Unglücks zum zweiten Male. Fünf Minuten darauf sank ich, von drei Hieben zerfleischt,

auf den Hals meines Pferdes, und nur seinem Sprunge verdank' ich mein Leben, sonst hätte mich der vierte Hieb, der mir den Mantel zerhaute, vollends abgefertigt."

Unterwegs wäre er an der böhmischen Grenze fast noch von einem Gendarmen festgenommen worden. Gustav Parthey erzählt darüber:

„Er fuhr bis zu dem letzten sächsischen Städtchen und wollte dann als Spaziergänger zu dem nächsten böhmischen Orte weiter gehen. Die Gegend kannte er von seinen früheren Fußreisen her auf das genauste. Den geschorenen Kopf deckte eine braune Perücke, in der Hand trug er eine leichte Gerte, ein grauer Überrock und ein Strohhut vollendeten die Verkleidung. Auf wenig betretenen Feldwegen schritt er rüstig einher und war schon nahe an der Grenze, als ein sächsischer Gendarm ihn anhielt und nach seinem Passe fragte. „Was fällt Ihnen ein?" fuhr Körner ihn an. „Kennen Sie mich nicht? Ich bin der Herr von Vitzthum, und dort drüben sehen Sie mein Schloß liegen. Sie werden doch keinen Paß von mir verlangen, wenn ich meinen Nachbar, den Herrn von Rackenitz, zu besuchen gehe, dessen Schloß nur 500 Schritte von hier entfernt ist? Das würde Ihnen bei dem Kommandanten, Herrn von Wietersheim, meinem speziellen Freunde, sehr schlecht bekommen." Mit vielen höflichen Entschuldigungen entfernte sich der Gendarm, und Körner kam glücklich über die Grenze."

Die Eltern lebten auf die ersten Nachrichten von Theodors Verwundung in großer Aufregung und Angst. Am 22. Juni schrieb die Mutter aus Teplitz an Kunze nach Leipzig und beschwur ihn, falls er etwas von

„einer geliebten Person“ gehört habe, sogleich mit der nächsten Post ihr Auskunft zu sagen. Am nächsten Tage schreibt der Vater dann herzlichen Dank für einen Brief, den Kunze bereits am 21. aus eigenem Antrieb geschrieben hatte, und am ersten Tage nach der Rückkehr nach Dresden meldet der Vater dem jungen Leipziger Freunde wieder kurz, daß sein „so gut angefangenes Geschäft den besten Fortgang“ gehabt habe.

Theodor hatte Kahnsdorf am 27. Juni verlassen. Am 26. schrieb er noch von dort an Kunzes: „Ich gehe morgen um 6 Uhr früh hier aus, schnell wird es freilich nicht gehen. Kann ich Euch sehen und wo? Ich wollte Euch keine Verlegenheit machen und schrieb an B., unwissend, daß er auf der Stufe zu höchstem Glücke steht; sonst hätte sich meine Bescheidenheit den schmerzlichen Korb erspart. Wenn Ihr mir behilflich seid, so komme ich vielleicht morgen noch bis C. Der Bote trifft mich unterwegs. Glück auf!“

Er scheint den 27. noch bis Chemnitz, am nächsten Tage bis Karlsbad gekommen zu sein. Am 29. schrieb er aus Karlsbad an die Eltern: „Ihr Lieben! Ich bin frei und in Sicherheit, zwar verwundet, aber nicht bedeutend. Sulzer kuriert mich, und edler Freunde nehmen sich viele meiner an. Könnt' ich das Fahren vertragen, ich käme zu Euch, ich bin aber zu angegriffen von der Reise hierher, um mir nicht, ob auch unwillig, einige Tage Ruhe zugestehen zu müssen. Habt keine weitere Sorge um mich, ich nehme mich in Acht. Jetzt wohn' ich im Goldenen Stab; doch will mich die Recke in ihr Quartier nehmen, um mich besser pflegen zu können. Gott sei mit Euch. Ich vermutete Euch schon in Dresden nach Juliens Nachrichten. Glück auf!“

Schon am ersten Juli meldet er an Parthey nach Berlin, daß Frau v. d. Recke die zarteste Mutterliebe gegen ihn äußere und wie ein Engel des Himmels in seine Schmerzen hineinstrahle. Am nächsten Tage denkt er des Geburtstages des Vaters, und wünscht ihm, daß er sein nächstes Fest im freien Vaterlande feiere. Er schließt: „Der Mutter, Tante und Emma meinen herzlichsten Kuß. Allen Freunden einen Gruß, Dir einen tüchtigen deutschen Händedruck und die heilige Versicherung, daß ich auch in den furchtbarsten Augenblicken der vergangenen Tage der guten Sache auch mit keinem Gedanken untreu geworden bin."

Am 15. konnte er Karlsbad verlassen und mit dem Major Sarnowsky ins Hauptquartier nach Reichenbach in Schlesien reisen. Sein Wunsch, die Eltern besuchen zu können, erfüllte sich nicht. Er sandte ihnen herzliche Worte: „Ängstigt Euch nur nie, wenn die Nachrichten ausbleiben. Gott hat mich so weit gebracht, er wird mich weiter bringen; und denkt nur, daß ich eine heilige Pflicht erfülle, und daß ein rechtlich deutsches Herz auf alles gefaßt sein muß. Durch! Nun der Himmel sei mit Euch! Gott wird uns alle froh zusammenführen. An diesem Glauben haltet!"

Durch die Erhitzung auf der Reise hatte sich die Wunde doch wieder verschlimmert, und er mußte in Reichenbach länger verweilen, als er beabsichtigt hatte. Aber er fand dort freundliche Aufnahme bei seinem Paten Geßler, und viele interessante Menschen, unter andern wieder Ernst Moritz Arndt. Körner wohnte bei Geßler und sogar in einer Stube mit ihm, da die russische Einquartierung den Platz verengte. In Erinnerung an diese Tage hat Arndt später eine kurze

Charakteristik des Grafen Geßler geschrieben, die wohl verdient, hier eingeschaltet zu werden, da sie einen der nächsten Freunde der Körnerschen Familie betrifft.

„Mein einziger rechter Freudenbringer," schreibt Arndt, „war der Graf Geßler, ein alter Jugendfreund Steins, welcher über ihn eine große Gewalt hatte, und ihn, selbst wenn sie sich anfangs kabbelten, doch zuletzt meistens in heitere Laune setzte; denn dieser edle Mann hatte über ein sehr stürmisches Herz und einen kränklichen Leib, der ihn schrecklich mit Gicht plagte, eine großartige Herrschaft gewonnen. Er verstand die schwerste aller Künste, nach außen hin heiter zu spielen, wenn auch in ihm Gewitterwolken spielten. Das war aber das Anmutigste, daß seine Art Witz dem Steinschen auf eigentümliche Weise zum Wetzstein diente und Funken aus ihm hervorlockte. Er war in der Nähe begütert, und die sächsischen Generale und andere wohnten auf seinem Gute Neuendorf, eine Stunde von Reichenbach, wohin wir oft spazieren fuhren. Weil wir alle, und die meisten nur zu viele Muße hatten, woraus bei dem schwebenden, zweifelhaften Stande der Dinge eben doppelter Überdruß und Verstimmung entstand, so zog er mich heran, und wir lasen griechisch und italienisch miteinander. Denn er war ein sehr gebildeter, kenntnisreicher Mann, der in der Jugend England und Italien mehrmals gesehen und eine schöne Bibliothek gesammelt hatte. Ein kleiner Mann mit den lebhaftesten Bewegungen, mit einem breiten, von Blatternarben zerrissenen Gesicht und feuerblitzenden Augen, leider mit durch Gicht oft zuckenden Zügen; Schalkheit und Witz funkelten aus ihm, obgleich er beim ersten Anblick mehr den Eindruck eines häßlichen Mannes machte. Von Natur ungestüm

und geschwind, hatte er durch beharrliche Übung die größte Herrschaft über sich gewonnen. Im Gespräch schoß er Pfeil auf Pfeil ab und wenn er ja einmal scharf getroffen hatte, machte seine große Gutmütigkeit es bald wieder gut. Denn eben diese Gutmütigkeit und eine große Weichheit und Zärtlichkeit des Gemüts zu bedecken oder vielmehr zu verhüllen, geberdete er sich oft wie ein Eisenfresser, besonders wenn er Gutes thun und Wohlthaten erteilen wollte, worin er im stillen unermüdlich war. Er war der Enkel eines großen preußischen Reitergenerals, der im zweiten schlesischen Kriege in der Schlacht bei Jauer, oder dem schlesischen Hohenfriedberg, durch eine glänzende Waffenthat die große Entscheidung brachte, indem er mit vier Reiterregimentern das östreichische Centrum durchbrach und die ungarischen und böhmischen Grenadierregimenter wie Haberstroh zusammentritt. Der große König machte ihm in dem eroberten Lande eine der bedeutendsten Schenkungen und erhob ihn in den Grafenstand. Als Zeichen jener glorreichen Waffenthat führen seine Enkel sechsundzwanzig Fahnen und sechsundsechzig Standarten im Wappen."

„Unser Graf Karl war ein Feldhauptmann des Landsturms und hat als solcher gottlob nicht Gelegenheit bekommen, Thaten zu thun. Er war aber in ganz Schlesien nebst dem würdigen Oberpräsidenten Merkel und vielen andern Patrioten eifrigst thätig, durch Rat und That, auch durch Silber und Gold, die Landwehr errichten und bewaffnen zu helfen. Diese war eine geschwinde und schöne Arbeit Gneisenaus. 60,000 Mann Landwehr waren in einigen Monaten leiblich fertig, wie Soldaten in zwei Monaten fertig werden können. Aber von seinem Landsturm mochte Geßler nichts hören.

Er legte auch seine Oberfeldherrnstelle sobald als möglich nieder. Noch während meiner Anwesenheit in Reichenbach hatte er sein sechzigstes Jahr vollendet, und er ließ sich nun sogleich davon entbinden. „Eine schöne Geschichte," sagte er eines Tages zu mir, „wenn ich mit meinen Baumwollenwebergesellen auf den Plan müßte! Das würde ein Laufen geben, und ich müßte dann ja mitlaufen! Nein, so weit sind wir noch nicht herunter; eine solche Maulschelle soll mein Wappen nicht bekommen."

Am 31. Juli verließ Theodor Reichenbach und reiste nach Berlin, wo er am 4. August eintraf und fünf Tage bei der Familie Parthey wohnte. Er fand hier wieder die freundlichste Aufnahme. Da las er des Abends mit seiner tiefen wohlklingenden Baßstimme, die in das innerste Herz drang, seine Lieder aus einem kleinen Quartheft vor, das er Leyer und Schwert betitelt hatte. Sobald der Zustand der Wunden es gestattete, reiste er dann zu seinem Corps zurück, wo er sicherlich noch vor dem Wiederbeginn des Kampfes, das heißt noch vor dem 17. August eintraf. Von diesem Tage ab kämpften die Lützower fast täglich. Am 26. August morgens etwa 7 Uhr versuchte ein Teil unter Lützows Führung eine französische Transportkolonne von Munition und Wagen in der Gegend von Gadebusch zu überfallen und aufzuheben. Körner befand sich als Adjutant an Lützows Seite. Als er auf seinem Schimmel vorsprengte, wurde er von einer feindlichen Kugel in den Unterleib tödlich getroffen. Seine Kameraden hoben den Leichnam sogleich auf, trugen ihn mit sich und betteten ihn unter einer Eiche bei Wöbbelin. Unter gedämpftem Trommelschlag geleiteten die tiefergriffenen

Freunde und Waffengefährten den Sarg zur Ruhestätte, senkten ihn unter Anstimmung seines Gebetliedes „Vater, ich rufe dich" in die Gruft und schieden mit dem Abschiedsgruße „Das war Lützows wilde, verwegene Jagd." Sein letzter Brief scheint an Hofrat Parthey gerichtet zu sein. Diesem schrieb er:

„Kirch Jesar am 23. August."

„Liebster Hofrat! Ich lebe noch, seit dem 17. schlagen wir alle Tage. Die Truppen haben sich concentriert; ich erwarte in diesen Tagen einen Hauptschlag. Das Biwak hindert mich am längeren Schreiben. Tausend Grüße an alle. Meinen Eltern Nachricht, so es möglich; den Brief bitte ich zu besorgen. Gott mit Euch und uns!"

„Theodor Körner."

Als das letzte seiner Gedichte fand man in seinem Taschenbuche sein „Schwertlied," das er kurz vor seinem Tode einigen Kameraden noch vorgelesen hatte. Die Trauer um ihn war allgemein, das Beileid mit den armen Eltern aufrichtig, und wie auch die Meinungen über die Kraft seines Talentes verschieden waren, die Poesie seines Lebens und seines Todes ergriff das ganze Volk, und seine Bekannten und Freunde fühlten nach seinem Tode, was Schillers Wallenstein ausspricht, als er an den seligen Tod des Max Piccolomini sinnend zurückdenkt:

Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet;
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück.

Und die weiteren Wallensteinschen Worte treffen

zugleich genau die Gefühle des wackeren Vaters, als er den Tod des einzigen Sohnes erfahren hatte:

Verschmerzen werd ich diesen Schlag, das weiß ich;
Denn was verschmerzte nicht der Mensch. Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen;
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor:
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Wirklichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend.
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder.
Denn über alles Glück geht doch der Freund
Der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt.

Die armen Eltern mußten lange in banger Spannung und Ungewißheit leben. Am 15. September hatte ihnen Wilhelm Kunze mitgeteilt, daß in einer Zeitung vom 13. September der Widerruf einer früheren Nachricht enthalten sei, nach welcher Theodor gefallen sein sollte. Der Widerruf sprach nur von einer Verwundung des allbeliebten Sängers. Inzwischen hatte Körner von andrer Seite die Abschrift eines Artikels vom 10. September einer Berliner Zeitung erhalten, welcher umständlich den Tod seines Sohnes erzählte. Nun fragte sich ob der Widerruf sich auf diese Nachricht bezöge, und die Eltern verlangten sehnlichst die betreffenden Zeitungs-

blätter zu bekommen oder sonst eine bestimmtere Nachricht. Auch bat der Vater, daß Kunze die Einrückung der nachfolgenden Aufforderung in die Berliner Zeitung durch einen dortigen Freund veranlasse, da die Briefe aus Dresden nach Berlin unter den damaligen kriegerischen Verhältnissen auf sichere Beförderung nicht rechnen konnten:

„Der verwundete Lieutenant Theodor Körner bei dem von Lützowschen Corps wird dringend gebeten, über sein Befinden entweder selbst oder durch einen seiner Freunde einige Nachricht in diese Blätter einrücken zu lassen, da hierüber auf dem Wege der Post vorjetzt keine Auskunft zu erlangen ist."

Dieser Brief war durch des Ministers Grafen Einsiedels gütige Vermittlung von einem Baron von Werther an Kunze überbracht. Er wurde gebeten auf demselben Wege sicher seine Antwort zurückzusenden; aber auch seine Antwort blieb aus, und noch Monate lang erhielten die armen Körners keine Gewißheit über des Sohnes Schicksal. Schlacht auf Schlacht war geschlagen, Sieg auf Sieg von den Deutschen erfochten, in Sachsen durch die Leipziger Schlacht die Entscheidung gefallen; die Aufregung und Not stieg hoch, und für den patriotischen Körner kam noch die Trauer hinzu, daß Sachsen fest zu Napoleon hielt. Auch persönlich war der Vater in Gefahr, alle Welt glaubte in Dresden, er würde von Napoleon geächtet werden, und man rechnete es dem Kabinettsminister Grafen von Einsiedel als Zeichen hochherzigen Mutes an, als er nach Körners Rückkehr aus Teplitz diesen, als seinen Freund, besuchte und den Wagen ganz offen einige Stunden vorm Hause warten ließ. Und nun bei aller äußeren Unruhe und Not die

innere Furcht und Sorge um den Sohn und die quälende Ungewißheit, ob die traurigen Gerüchte sich bewahrheiten würden. Ein Bild dieser Not im Körnerschen Hause giebt ein eiliger Brief der Mutter an Kunze, den ich hier einschalte:

„Großenhayn d. 3. November 1813."

„Zum zweiten Mal sind wir Flüchtlinge, mein teurer Wilhelm, und nachdem wir durch unendliche Schwierigkeiten sind hier im sichern Port angekommen, ergreife ich die Feder an Sie treuen Freund unseres geliebten Theodors, um Nachricht von dem teuren Sohn von Ihnen zu hören. Umsonst sind alle Versuche gewesen, die wir in Dresden nahmen, uns Nachricht von Karl zu verschaffen, selbst von Ihnen, treuer Wilhelm, erhielten wir keine Antwort auf den Brief, den der Graf durch Herrn v. W. die Güte hatte, an Sie zu schicken. Unsere Unruhe, unsere Sorge, unser trauriges Leben können Sie Sich denken. O mein teurer Wilhelm, wissen Sie was, so sagen Sie schnell den armen Eltern, was Sie wissen.

Was wir seit dem Monat Mai erlitten haben ist unbeschreiblich. Die Krankheiten nehmen so überhand, daß alle Woche 150 und 160 Bürger sterben und in den Lazarethen alle Nächte 200 bis 300 Franzosen. Dresden ist ein weites Grab! Der Mangel nahm stündlich zu. Am 29. Oktober mußten wir unsere Vorräte angeben, am 30. erhielten wir den Befehl, uns auf zwei Monate zu verproviantieren, oder aus der Stadt zu gehen. Den sächsischen Offizieren wurde, nachdem man sie entwaffnet hatte, die Wahl gelassen, dem Kaiser Napoleon zu schwören, oder aus der Stadt zu gehen.

Sie entschlossen sich sogleich den 1. November aus der Stadt zu gehen. Dies erfuhr mein Mann, wie er aus der Session kam, und sagte uns, wir müßten den andern Tag fort, er wollte uns und sich retten. Wer so viel von seinem Vermögen schon verloren hat wie wir, der wird gleichgiltig gegen den Rest. Gott wird helfen! Wir haben also unser Eigentum verlassen und sind am Sonntag früh ausgezogen. Wie wir an den Versammlungsort kamen, waren wir 21 Wagen stark und 18 Offiziere mit ihren Leuten und Gepäck. Ich verwundere mich noch, daß die Franzosen so viel Pferde, an der Zahl 160 aus der Stadt gelassen haben. Mitnehmen haben wir nicht viel können, weil beide Häuser voll Einquartierung sein; nur meines Mannes Sehnsucht aus der Sklaverei, und Nachricht von unserm Sohn zu haben, trieb uns fort."

„Welche Zeiten werden die armen Dresdner erleiden! Unser vortrefflicher Schönberg gab uns Pferde, die fürs Land gerettet werden sollten, und so kamen wir fort. Das Elend, der Hunger, die pestartige Luft nahm stündlich zu. Gott schütze meine armen Leute, ob ich noch etwas von dem unsern retten werde, steht in Gottes Hand. Gott mit Ihnen, teurer Wilhelm, an die geliebte Betty tausend Grüße. Wohl Euch, Ihr seid gerettet. Schreiben Sie bald, unsere Adresse ist bei der Majorin Eichelberg abz."

Kurz darauf erhielten Körners die Gewißheit des Todes ihres Theodor. Zuerst kam von Parthey die Nachricht, dann von Kunze, zugleich überbrachte auch Arndt einen Brief vom treuen Geßler, der inzwischen aufrichtig mit Körners gelitten. Aus treuem Herzen

schrieb er nun mit genaueren Nachrichten an Körner die Worte: „Verzeiht mir, meine Freunde, wenn ich Euer Herz zerreiße. Blutet meins etwa weniger?“

Rührend ist, wie der gebeugte Vater sich in das gewisse Unglück zu finden suchte. Am 9. November schrieb er an Kunze:

„Ehe noch Ihr letzter Brief ankam, teurer Freund, hatte ich schon von Parthey die traurige Gewißheit erhalten, aber Ihr Brief enthielt noch einige Umstände mehr. Meine Hoffnung gründete sich auf eine Nachricht von einem Widerrufe der Todesanzeige, wovon Sie mir auch geschrieben hatten. Vergebens suchte ich dieses Blatt zu bekommen, worin dieser Widerruf stehen sollte. Inmittelst war die Kommunikation mit Berlin und zuletzt auch mit Leipzig abgeschnitten, und erst nachdem ich mich hierher geflüchtet hatte, konnte ich bestimmte Nachricht erhalten. Aber daß ich bis jetzt noch hoffte, hat vielleicht auch wohlthätige Folgen gehabt. Meine Frau ist allmählich zu solchem Verluste vorbereitet worden, und wir können ihn hier würdiger, ungestörter und mit weniger Gefahr für die Gesundheit der meinigen betrauern als in Dresden. Es ist mir gelungen, das Schlimmste der Mutter und Schwester nach und nach beizubringen. Es ergriff sie heftig, aber ihr Schmerz fand doch bald die Linderung der Thränen, und ihr Körper soll hoffentlich nicht leiden. Eine treffliche Frau von Geist und Herz, die Gemahlin des Grafen Hohenthal, die sie aufgesucht hat, steht mir treulich bei. Ich selbst fühle mich durch die göttliche Gnade wunderbar gestärkt. Mein Schmerz ist sanft und sein Tod hat für mich eine seelenerhebende Wirkung. Als einen Schutzgeist werde ich ihn ehren und den Rest meines Lebens

alles anwenden, um seiner wert zu sein, um für die große Sache, der er sich geopfert hat, auch in meinem Wirkungskreise nach meinen Kräften etwas zu leisten. Uns allen ist es eine große Beruhigung, daß sein Ende so schmerzlos gewesen ist. Parthey schreibt mir, daß seine einzigen und letzten Worte waren, als man ihn fand: „Ich bin nur leicht verwundet."

Schreiben Sie mir doch, ob vielleicht noch wegen des Aufenthalts meines Sohnes in Leipzig etwas zu berichtigen ist. Für den Bauer zu Groß-Zschocher, der ihn aufgenommen hat, wollte ich auch gern etwas thun. Dies war meine Absicht, wenn ich in künftigem Sommer, wie ich zu thun wünsche, zu dem Grabe meines Sohnes nach Mecklenburg reise. Aber vielleicht hat dieser Bauer jetzt durch den Krieg verloren, und nur baldige Hilfe könnte ihm lieb sein."

„Daß Sie den Druck seiner Gedichte jetzt besorgt haben ist recht schön, und Sie kommen mir dadurch zuvor, da ich im Begriff war, eine Sammlung zu veranstalten. Es ist aber besser, daß sie je eher, je lieber erscheint. Was sich etwa noch auffindet, kann nebst einigen früheren Gedichten in der Folge herausgegeben werden. Zuerst werde ich den Zrini drucken lassen."

„Da meine Familie den Prinz Gustav von Mecklenburg kennt, so hoffe ich den Platz, wo das Grab meines Sohnes ist, erkaufen zu können, um es auf eine anständige Art durch ein steinernes Denkmal zu bezeichnen. Vielleicht finde ich dort auch in der Nähe ein Plätzchen, wo ich meine Tage beschließen kann."

Die Leipziger Zeitung Nr. 223 vom Sonnabend den 20. November 1813 brachte folgende Anzeige:

„Am 26. August dieses Jahres fiel unter den Kämpfern für Deutschlands Rettung mein Sohn Karl Theodor Körner, Lieutenant bei dem von Lützowschen Freicorps, in einem Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch, nachdem er in seiner kurzen Laufbahn — er hatte das 22. Jahr noch nicht vollendet — die Freude und der Stolz der seinigen gewesen war. Ungeachtet einer Todesanzeige in den Berliner Zeitungen blieb mir nach späteren Nachrichten noch immer einige Hoffnung übrig, bis ich gestern die traurige Gewißheit erhielt."

„Diese Bekanntmachung darf daher nicht länger anstehen, und ich rechne dabei auf das Mitgefühl aller, die den Verstorbenen gekannt haben."

„Einen solchen Verlust zu überleben, findet der Vater Kraft in der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert hat. Gott wird auch die Mutter und Schwester stärken."

„Großenhayn den 9. November 1813."

„Dr. Christian Gottfried Körner,
Kgl. Sächsischer Apellationsrat."

Im November erschienen auf Kunzes Betrieb „Zwölf freie deutsche Gedichte von Theodor Körner. Nebst einem Anhang. 1813." Das seltne Büchelchen umfaßt 54 Seiten in Oktav, und der Anhang bringt noch fünf neue Lieder hinzu. Früher hatte sich Kunze der kriegerischen Verhältnisse wegen des ihm von Theodor gewordenen Auftrages der Herausgabe nicht zu entledigen vermocht. Der Vater war mit der anständigen Ausstattung des

kleinen Buches und mit dem ruhigen Ton des kurzen Vorwortes sehr zufrieden.

Die Teilnahme, welche die Familie Körner von allen Seiten her erfuhr, war für sie tröstend und erhebend. Besonders fühlte sich Körner jetzt zu Frau von der Recke und ihrem Freunde Tiedge hingezogen, die den jungen Körner aufrichtig geliebt und noch in Karlsbad treu gepflegt hatten. Frau Dr. Kohlrausch, welche in dieser Zeit auf Schloß Nachod bei Frau v. d. Recke wohnte, schrieb an Partheys am 22. November 1813:

„Frau v. R. hat einen herrlichen, erhebenden Brief von dem würdigen Vater unseres Theodor Körner. Mit heißen Thränen habe ich ihn gelesen. Wahrlich, diese Zeit der Trübsal entwickelt Tugenden, die dem verrufenen Zeitalter niemand zugetraut hätte. Ein solcher Vater verdiente einen solchen Sohn zu haben. Er zeigt eine große, hohe Seele. Wie natürlich finde ich seinen Wunsch, in der Nähe der Hülle seines vorangegangenen Sohnes zu leben. Frau v. R. sagt mir, daß sie Parthey auch von den übrigen Wünschen des wackeren Vaters geschrieben habe. Wäre es doch möglich, diesen herrlichen Menschen für den preußischen Staat zu gewinnen.“

Frau von der Recke schrieb in dieser Beziehung an Wilhelm von Humboldt und in Betreff der Ruhestätte Theodors an den Erbprinzen von Mecklenburg, der ihr „in einem ganz herrlichen Briefe“ antwortete und das Anerbieten stellte, für Körners Leiche in Ludwigslust einen für ein Denkmal geeigneteren Platz zu stellen.

Der briefliche Verkehr zwischen Körner und Frau v. Recke und Tiedge wurde in der nächsten Zeit sehr lebhaft, weil Körner an Tiedge die Herausgabe der

Werke des Sohnes übertrug. Tiedge arbeitete mit Liebe an dieser Aufgabe, gab sie aber doch schließlich an Körner zurück, weil seine Gesundheit zu schwächlich war und die Erinnerung an den frischen Heldenjüngling ihn bei seiner weichen Natur zu lebhaft aufregte. Nur einen Aufsatz über Theodor und mehrere Sonette auf ihn steuerte er bei

Eine große Freude gewährte es Körner, als anfangs Dezember Freund Geßler zu ihnen nach Dresden kam. Er wußte noch manches vom Sohne zu erzählen und durch seine treue Teilnahme und seine anregende Begeisterung für die allgemeinen Angelegenheiten am besten zu trösten und in neuen Lebensmut hineinzuhelfen. Er schrieb über Körners in dieser Zeit mehrfach an Frau von Wolzogen:

„Körner, der mit edler Fassung das Ärgste, was ihm widerfahren konnte, erträgt, hat um zwanzig Jahre gealtert. Er empfängt von allen Seiten Beweise von Teilnehmung an seinem Sohne, die seine Wunden wieder aufreißen. Aber keine Klage kommt über seine Lippen. Er sagte mir nur, als wir allein waren, mit einem freundlichen Ton und Gesicht: „Es war eine schöne Erscheinung, die nun dahin ist.“ Die ganze Familie fängt jetzt ein neues Leben an, in das sie sich schwer finden wird.“

Und am 20. Dezember schreibt er:

„Gewiß nicht ohne Grund war ich für das Schicksal meiner Freunde, an denen auch Sie innigen Anteil nehmen, besorgt. Ich fand Körner besonders so bedeutend gealtert, daß mir besonders für ihn bange war; und schwerlich würde er den Folgen eines in sich geschlossenen Grams entgangen sein, schwerlich würde

er sich durch eigene Kraft von dem Feinde losgerungen haben, der sein Leben, ihm selbst unbemerkt, verzehrte, wenn ihm nicht ein Impuls von außen zu Hilfe gekommen wäre. Körner hatte sich, ohne den Meuterer gegen die anders denkende Regierung zu machen, sehr edel für die gute Sache ausgesprochen, erhielt bei der ersten Audienz, die die Behörden beim Fürsten Repnin hatten, und wo auch er unter den andern Appellationsräten en masse vorgestellt wurde, aus den Händen desselben den Annen-Orden von der zweiten Klasse mit einem sehr artigen Kompliment, wurde gleich darauf bei der Sektion des Herrn von Miltitz angestellt und gefällt sich in seiner neuen Bestimmung. Er hat an Merian und einem gewissen Krüger, meinem Landsmann, Männer von Talent, Jovialität, gutem Willen gefunden, und da er selbst von der bittern Leidenschaft gegen das vorige Gouvernement und dem kränklichen Bedauern, daß die Glorie Sachsens so schnell geendet hat, frei ist, mutig den Dornenpfad fortgeht und das einzige thut, was ein vernünftiger, rechtlicher Mensch soll, so viel Gutes wirkt als er kann, zeichnet er sich vor vielen seiner Landsleute vorteilhaft aus. Nun ist Körner über das alles froh, ist den ganzen Tag beschäftigt, muß seinen Kummer vergessen, die Wunde heilt unbemerkt, und nur die Narbe verrät noch, daß sie da war. Die Weiber, denen Körner nunmehr alles ist, können jetzt über das alles reden, leben mit ihm in seinen glücklicheren Verhältnissen und trösten sich zusehends. Sie sehen also, daß meine Gegenwart auch hier, wie überhaupt auf der ganzen Welt unnütz ist."

Körners Freude in dem neuen Beruf bestätigt ein Brief an Arndt. Er hatte ohnehin schon auf Arbeit ge-

dacht, um sich innerlich zu beschäftigen, und die Redaktion einer Zeitschrift übernehmen wollen, die er nun Arndt zu übernehmen bat. Auch hatte er die Idee mit Arndt besprochen, einen politischen Bund zu stiften. Nun hatte ihm gerade jetzt aus besondrem Vertrauen die älteste Dresdener Loge die erledigte Stelle eines Meisters vom Stuhl angetragen, obwohl er nicht Mitglied dieser Loge gewesen war, und er nahm die Stelle an, weil sie ihm vielleicht Gelegenheit bieten könnte, die Bundesidee zu fördern. Über seine Thätigkeit in der Loge mag ich als Außenstehender nicht berichten. Es haben sich Aufzeichnungen und ausgearbeitete Reden erhalten. Sie haben mir zur Ansicht vorgelegen und mögen für Logenbrüder Interesse haben, für die Öffentlichkeit waren sie nicht bestimmt, umsoweniger als auf einem der mir vorliegenden Packen von Körners Hand ausdrücklich vermerkt stand, die inliegenden Schriftstücke seien nach seinem Tode zu verbrennen.

Der neue Beruf und die Fürsorge für die würdige Herausgabe der Werke des Sohnes füllten seine ganze freie Zeit in den folgenden Monaten aus. Tiedge und Frau von der Recke wollten strenge Censur vom Standpunkt der Kunstkritik üben und viele Gedichte Theodors nicht abdrucken lassen. Körner wollte ihnen gern freie Hand lassen, erklärte aber, daß er für seine Person in dieser Beziehung nicht ängstlich sei. Er sei auf manche hämische Recension gefaßt und glaube schon, daß vielleicht manche fänden, über einen gebliebenen Lieutenant sei bereits viel zu viel Aufhebens gemacht. Auch wisse er, daß Theodor nie viel Zeit auf die Feile verwendet und der Kritik manche Blöße gegeben habe. „Aber," so fährt er fort, „wenn ich bedenke, daß es gewiß unter

der jetzigen deutschen Jugend mehrere empfängliche Seelen giebt, die durch die frische Lebenskraft, den hohen Sinn und das rege Gefühl für alles Edle, Schöne und Heilige in den Werken meines Sohnes entzückt und begeistert werden, so bin ich bereit, für eine solche Wirkung auch etwas zu wagen.“ Als Tiedge zuletzt aus Gesundheitsrücksichten von der Herausgabe abstand, nahm daher Körner einige von Tiedge verworfene Gedichte getrosten Mutes wieder auf, in der Hoffnung etwa allzu große Kühnheit werde dem Vater auch leichter verziehen werden als dem Kenner. Daß er nicht zu geringe Vorsicht in der Auswahl gebraucht hat, hat der Erfolg gezeigt. Körners Schriften sind in unzähligen Ausgaben verbreitet, und die späteren Herausgeber haben noch manche Findlinge eingeschaltet. Das schönste Denkmal aber stiftete der Vater seinem Sohne durch die herrliche kleine Sammlung der Kriegslieder „Leyer und Schwert.“ Auch seine biographischen Notizen über das Leben des Sohnes sind wiederum ein schönes Zeugnis für den Sohn wie für den Vater.

Natürlich nahm die Körnersche Familie den regsten Anteil an den Erfolgen der deutschen Heere. „Zuförderst,“ schrieb der Vater an Tiedge am 12. April 1814, „aus vollem Herzen meinen Glückwunsch zu den großen Begebenheiten des Tages. Jetzt sind die Opfer nicht vergebens, die für Deutschland gefallen sind. Wer nur in Berlin ein solches Siegesfest feiern könnte. Hier ekelt mich manches Gesicht, das mir im Moment der begeisterndsten Stimmung begegnet.“ Und am 21. Juni schreibt er an Frau von der Recke:

„Lassen Sie Sich die schönen Tage der siegreichen Rückkunft des preußischen Heeres durch niederschlagende

Betrachtungen nicht verbittern. Es bleibt immer viel, was errungen ist, und die Ernte wird groß sein. Ein zwar natürlicher aber nicht edler Trieb der Rache bleibt unbefriedigt; für den Verlust an Geld und Geldeswert ist Deutschland nicht entschädigt, manche Vorteile, die vielleicht größere Sicherheit für die Zukunft gewährten, sind nicht erkämpft worden; aber in dem Gefühl der Kraft und der gelungenen Anstrengung liegt ein unendlicher Lohn. Aus diesem Keime werden sich die herrlichsten Früchte entwickeln, und es ist besser, auf weniger Sicherheit rechnen zu können, damit wir einen Grund mehr haben, nicht in sorgloser Ruhe zu erschlaffen, sondern immer gerüstet zu bleiben. Jeder wirke nur auf dem Posten, wohin ihn eine höhere Macht gestellt hat, so viel Gutes, als er kann. Von Bonaparte und den Franzosen nehme ich keine Notiz, als nur insofern wir ihren Anfällen und Ränken in Deutschland uns entgegenzustellen haben. Unter sich mögen sie treiben, was sie wollen; sie leben in einer andern Welt als der meinigen."

„Unter den neuen Beförderungen im preußischen Staate freut mich besonders die Ernennung des Präsidenten von Schuckmann zum Minister des Innern. Dies wäre gerade ein Mann, unter dem ich arbeiten möchte. Im Praktischen glaube ich dazu brauchbar zu sein, einem Minister die vorhandenen Materialien vorzubereiten, die Übersicht zu erleichtern, aus einem gemischten, großenteils unbedeutenden Stoffe das Wichtigste herauszuheben und dergleichen. Es fehlt mir an manchen Realkenntnissen, aber Lesen und Schreiben glaube ich gelernt zu haben, und dies wird jetzt manchmal gebraucht werden."

„Mich und mehrere meiner besseren Landsleute verlangt sehr nach der schwarz und weißen Kokarde. Es scheint aber, daß unsere Geduld noch einige Monate geprüft werden soll."

In Sachsen wurde es ihm je länger, je unbehaglicher. Den partikularistischen Sonderinteressen hatte er stets seinen deutschen Patriotismus gegenübergestellt und dadurch in Sachsen natürlich nicht Dank geerntet, „und," so schreibt Emma ganz in des Vaters Sinn an den Vetter Weber, „der Umgang von Menschen, deren Ansichten nicht über die Grenzen ihres Landes hinausgehen, kann denen nicht genügen, deren einziger Trost das Bewußtsein ist, das Liebste dem Heiligsten geopfert zu haben."

Am 28. Oktober 1814 schrieb Körner an Frau von der Recke: „Bei dem Erscheinen der vielen Flugschriften über Sachsens Schicksal ist wohl auch bei mir manchmal die Idee entstanden, die Feder darüber zu ergreifen. Aber zu einer bloßen Widerlegung unberufener Schriftsteller und solcher, die als Advokaten des Königs von Sachsen die streitige Frage ganz falsch gestellt hatten, konnte ich mich nicht entschließen. Jetzt wird die Meinung vieler durch egoistische Rücksichten bestimmt, gegen die keine Schrift etwas vermag. Es scheint mir besser den Zeitpunkt abzuwarten, da durch eine humane und edle Erklärung des Königs von Preußen die selbstsüchtigen Schreier beruhigt sein werden. Ist es dann noch nötig auf die Meinung des übrigen Volkes zu wirken, so bedarf es weniger Worte, um zu dem neuen Regenten Vertrauen einzuflößen. Einem bejahrten Mann, der trotz aller seiner Vergehungen jetzt im Unglück Schonung verdient, Vorwürfe zu machen, ist wider

mein Gefühl. Es ist ja gar nicht die Frage, ob er solche Verbrechen begangen hat, daß ihm zur Strafe sein Land genommen werden mag. Er hat es ja schon seit zwölf Monaten nicht mehr, und es ist blos zu entscheiden, ob er es wiederbekommen soll. Bewegungsgründe der Großmut und des Mitleidens können hier nicht den Ausschlag geben. Auf einem höhern Standpunkte kann nur beurteilt werden, was in diesem Fall die Sicherheit und das Wohl Deutschlands erfordert. Die Regierung Sachsens ist ein Amt, dessen Verwaltung nur dem gebührt, der sich das Vertrauen der verbündeten Mächte in hohem Grade erworben hat."

Inzwischen hatte Körner ein Denkmal für das Grab seines Sohnes nach Thormeyers Entwurfe in Berlin in Eisen gießen lassen und hegte den Plan mit allen seinigen zur Aufstellung dieses Grabmales nach Wöbbelin zum Grabe des Sohnes zu reisen. Am liebsten hätte er damit den Todestag des Sohnes gefeiert; aber das Denkmal war noch nicht fertig und die Reise verzögerte sich bis zum September. Freund Geßler war gar nicht für diese Reise eingenommen. Er schrieb nach seiner derben Art an Frau von Wolzogen: „Körners reisen in acht oder zehn Tagen nach Gadebusch, getrieben von einer wehmütigen Empfindung, die ihnen fixe Idee geworden ist. Sie kommt schwerlich wieder zurück. Emma kann ihre Jugend retten. Körner will es mit einer Störrigkeit, die ihm eigen ist, wenn er Unrecht hat. Wie er, wenn die Reise schlecht abläuft, es ertragen wird, sie gewollt zu haben, weiß ich nicht. Abzuhalten ist er nicht. Sie kränkelt wieder, vielleicht hindert ihre Gesundheit diese Reise, vor der mir graut. Ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht den geheimen

Wunsch hätte in Gadebusch zu sterben und an Theodors Seite begraben zu werden."

Diese Furcht war unbegründet. Freilich waren die Scenen auf der Reise namentlich am Grabe wehmütig und aufregend, aber sie hatten keine nachteiligen Folgen für Minnas Gesundheit, und alle fühlten sich erhoben von dem friedlichen Eindruck der Grabesstätte Theodors und von der allgemeinen Teilnahme in Berlin und Mecklenburg.

Auf der Hinreise wurde die Körnersche Familie in Berlin im Partheyschen Haus auf das freundlichste aufgenommen und blieb dort länger, als sie beabsichtigt hatte. Denn der Schiffer, der das Denkmal nach Mecklenburg befördern sollte, wartete noch auf andere Fracht. Der Sohn des Hofrats Parthey, der nun auch schon verstorbene verdiente Gelehrte Dr. Gustav Parthey hat in seinen Jugenderinnerungen dieser Tage gedacht. Er rühmt am Vater nach dem ersten Eindruck die würdevolle Erscheinung, an der Mutter, deren Gesicht die Spuren früherer großer Schönheit trug, die Gabe einer ungezwungenen leichtfließenden Unterhaltung, die sich freilich meist um Persönlichkeiten gedreht habe, und ihr getreues Gedächtnis. Das heitere, seelenvolle Auge der Tante Doris und ihre süßklingende Stimme übten auf den Jüngling einen unbeschreiblichen Reiz aus. Da er ein glühender Kunstverehrer war, wurden sie bald gute Freunde, und er rühmte als Greis ihr nach, daß sie auf seine Ausbildung wesentlich förderned eingewirkt habe. Den tiefsten Eindruck aber machte Emma Körner auf ihn. „Sie mochte," so schrieb der Greis, etwa sechs Jahre mehr haben als ich; dies gab ihr von meinen 16 Jahren einen gewaltigen Vorsprung, so daß an eine

sympathische Hinneigung von gleich zu gleich gar nicht zu denken war. Von schlanker, zierlicher Gestalt, bewegte sie sich mit Anmut und Sicherheit in den ihr fremden Berliner Kreisen. Ihr Kopf zeigte die größte Ähnlichkeit mit dem ihres Bruders, aber seine starken, fast schroffen Züge waren bei ihr zu einer wahrhaft plastischen Vollendung gemildert. Stirn und Nase von antiker Schönheit, Augen und Haare dunkel, der volle Mund edel geformt und schön geschwungen, die Wangen blaß, kaum von einem leisen Rot angehaucht. Sie sprach wenig, und wenn sie sprach, so fiel uns anfangs der starke Dresdner Accent unangenehm auf; aber diese kleine Störung war bald überwunden durch die unbewußte Hoheit ihres Wesens, durch den wohlthuenden Eindruck ihrer reinen Seele. Von innerer Liebe zur Kunst getrieben, fand sie schon früh in ihrer Tante Doris eine gefällige Lehrerin; allein das unvollkommene und vergängliche Pastell genügte der strebsamen Schülerin nicht, sie wandte sich zur Ölmalerei und machte darin bald solche Fortschritte, daß sie mit ihren Arbeiten alle Bilder der Tante verdunkelte."

Über die Reise selbst giebt ein Brief Emmas an den Professor Weber genaue Auskunft:

„Dresden den 30. Oktober 1814."

„Als wir vor kurzem von Berlin zurückkehrten, fand ich Ihren lieben Brief, welcher mir doppelt erfreulich war, da wir so lange keine Nachricht von Ihnen hatten, und ich nicht wußte, wohin ich Ihnen schreiben sollte. Die Reise, welche wir gemacht, war in jeder Hinsicht für unser Gefühl sehr wohlthätig und wird uns ewig eine dankbare Erinnerung zurücklassen. Wir

wünschten den Todestag des Geliebten an seinem Grabe zu feiern, aber das Monument konnte bis dahin nicht fertig werden, und so gingen wir Anfang September nach Berlin, um dort seine Vollendung zu erwarten. Hofrat Parthey nahm uns in seinem Hause auf, und wir fühlten uns bald einheimisch in Berlin. Die allgemeine große Teilnahme an unserm Schicksal und die Achtung und Liebe, mit der man überall sich über Theodor äußerte, gab uns das Gefühl, als wenn wir in einem großen Kreis lieber Verwandten lebten. Mehrere genaue Freunde fanden wir dort wieder, und noch eine Menge interessanter Menschen lernten wir kennen. Unter meine angenehmsten Stunden rechne ich besonders einen Morgen, den wir bei Prinzessin Wilhelm zubrachten und dann einen Mittag bei Prinzessin Radzivill, wo wir die Generale Gneisenau und Grolmann kennen lernten, zwei Männer, die so bedeutend in dem letzten Kampf gewirkt haben. Gneisenaus Verdienste sind allgemein bekannt, aber Grolmann hat als Chef der Landwehren besonders bei Culm entscheidende Dienste geleistet. Die Singakademie hat mich natürlich sehr entzückt, wie Sie leicht denken können. Das Theater ist das einzige, was ich in Berlin unter meiner Erwartung gefunden habe. Die Bethmann war krank, und zufällig habe ich auch weder die Maaß noch die Beck sehen können; indessen ließ Iffland während unserer Anwesenheit den Zriny aufführen, wo ich doch die vorzüglichsten Schauspieler sah."

„Nach einem Aufenthalt von drei Wochen in Berlin gingen wir nach Mecklenburg, wo wir in Ludwigslust an einem Tag mit dem Monument ankamen. Die Grabstätte ist eine starke Meile von Ludwigslust bei dem

Dorfe Wöbbelin. Eine Pappelallee führt von der Straße zu ihr hin, und wir fanden die Pflanzung, welche sie umgiebt, in der schönsten Blüte. Der Platz, den uns der Herzog vererbt, ist von bedeutendem Umfange. In der Mitte erhebt sich die Eiche, vor ihr liegt das Grab auf einem Rasenplatze und vor diesem steht das Monument. Gebüsch und Blumen schließen sich zu beiden Seiten an die Eiche und bilden einen Halbzirkel um das Grab; das Ganze umgiebt eine Mauer, die jetzt durch einen eisernen Thorweg verschlossen wird. Mit welchen Empfindungen wir zum ersten Mal diese heilige Stätte betraten, darf ich Ihnen nicht sagen. Sie haben es gewiß mit uns gefühlt. Aber vermochte irgend etwas den ungeheuren Schmerz zu lindern, den wir bei Erblickung des Grabes empfanden, so war es allein die gewisse Überzeugung, daß alles, was uns auf Erden teuer war, in den treusten Händen ruht. Im Norden Deutschlands spricht sich der wahre deutsche Geist erst recht lebendig aus, und der Gemeinste im Volk würde sich schämen, ihn nicht in seiner ganzen Kraft zu fühlen. Mit der größten Sorgsamkeit waren die Anpflanzungen gemacht worden, man sah deutlich, daß Liebe und Achtung das Ganze geleitet und es auch bis in die spätesten Zeiten vor jedem Unfall bewahren werden. Wir ließen in unserm Beisein das Monument aufrichten, und nachdem alles geendigt, war den Tag vor unsrer Abreise noch eine feierliche Einweihung desselben, zu der die ganze Gegend herbeiströmte und uns die rührendsten Beweise von Teilnahme gab. Von Ludwigsluſt gingen wir wieder nach Berlin zurück, und nachdem wir dort noch einige Zeit verweilt, über Potsdam hierher, wo ich mich anfänglich ganz fremd fühlte."

„Man hat mir in Berlin so vielfach den Wunsch geäußert, Theodors Bild zu sehen, daß ich es jetzt auf die Ausstellung dahin geschickt habe. Sie wissen, daß Tiedge sich anbot, den Nachlaß herauszugeben, und nachdem er den ganzen Sommer mit zugebracht, unter den vermischten Gedichten eine Auswahl für den Druck zu treffen, kündigt er uns jetzt an, daß seine schwächliche Gesundheit ihm diese Herausgabe unmöglich macht, und er bloß den Aufsatz über Theodor selbst schreiben wird. Der Vater wird nun das übrige besorgen, und so denke ich doch wenigstens, daß es zur Neujahrsmesse wird erscheinen können. Hier sind mit dem Theater große Veränderungen vorgegangen, welche vorteilhaft darauf wirken. Das italienische und das deutsche stehen jetzt beide unter einem Intendanten, welcher wieder unter der Theaterkommission steht, welche aus Rackenitz, Vieth und meinem Vater zusammengesetzt ist; dem Vater ist die besondre Aufsicht über das deutsche Theater anvertraut worden."

Der Erbprinz hatte dem Vater angeboten, statt der Stelle bei Wöbbelin ihm einen für ein Denkmal geeigneteren Platz auf dem Kirchhof zu Ludwigslust einzuräumen, nicht wie Parthey irrtümlich und zu Körners Ärger vor der zweiten Auflage von Leyer und Schwert veröffentlicht hatte, ein Grab in der Herzoglichen Gruft. Der Vater lehnte das freundliche Anerbieten des Prinzen dankend ab und erbat nur, die Grabstätte zu Wöbbelin käuflich erwerben zu dürfen. Sein Wunsch wurde ihm vom Herzoge Friedrich Franz in der Weise gewährt, daß dem Vater die Stelle, die durch den Ankauf einer angrenzenden Wiese noch vergrößert wurde, gegen einen geringen Erbzins überlassen wurde. Körner setzte später

testamentarisch ein kleines Kapital zur dauernden Erhaltung der Grabstätte aus und vom Jahre 1843 nach dem Tode der Mutter hat der Großherzog sich selbst die oberste Beaufsichtigung dieses geweihten Platzes vorbehalten.

Nachdem der Vater die Grabstätte selbst gesehen und das Monument hatte aufrichten lassen, schrieb er einen Dankbrief an den Herzog, der ihn bald durch folgendes Handschreiben erfreute und ehrte:

„Ludwigslust 19. Okt. 1814.“

„Mein lieber Herr Ober-Appellationsrat!

Mit innigster Rührung habe ich Ihr Schreiben vom 29. v. M. erhalten. Ich schätze mich äußerst glücklich, etwas zu der Linderung des Schmerzes eines betrübten Vaters über den Verlust seines einzigen und würdigsten Sohnes beigetragen zu haben.“

„Stolz bin ich Ihres Beifalls über mein Benehmen in der heiligen Sache der Wiedererlangung unserer deutschen Freiheit. Habe ich zwar nicht die Macht gehabt, daran mehr Anteil zu nehmen, desto belohnender ist mein inneres Gefühl, daß ich meine existence auf das Spiel für Freiheit und Vaterland gesetzt habe.“

„Wie sehr hätte ich gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen; indessen steht mir dies Glück vielleicht noch bevor. Bei meiner Zuhausekunft von Doberan führte mich mein Weg bei dem schönen Monumente Ihres verewigten Sohnes vorbei, und ich verfehlte nicht, auszusteigen, um dasselbe zu besehen. Es hat mir außerordentlich gefallen, und die Bekränzungen, welche bei

der Einweihung angebracht waren, waren mir rührend anzusehen."

„Empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Wertschätzung, mit der ich Zeit Lebens sein werde

Ihr ganz ergebener

Friedrich Franz."

Die neue Stellung Körners als Mitglied der Theaterkommission war für ihn von hohem Interesse, wie aus mehreren seiner Briefe an den Dichter Müllner hervorgeht. Müllner hatte schon Ende des Jahres 1813 an den Vater Körner geschrieben und ihm sein Beileid ausgedrückt und zugleich ihn ermuntert, doch ja des Sohnes Werke in einer vollständigen Sammlung herauszugeben. Er hatte Theodor nicht persönlich kennen gelernt, aber gehört, daß dieser an seinen Dichtungen Gefallen gefunden habe, und selbst umgekehrt gern Theodors kleine Dramen, so wie sie ihm in Abschriften zukamen, gelesen. Nun schrieb er dem Vater: „Kann ich Ihnen nützlich sein, kann ich irgend etwas thun, was dem Namen des Verewigten frommt, so nehmen Sie mich unbedenklich in Anspruch." Im nächsten Jahr übersandte er an Körner ein kleines Gedicht: „An Theodor Körner." Dieser dankte, bat um Müllners kritisches Urteil über des Sohnes Werke und um Mitteilung seiner eigenen neuentstehenden Dichtungen im Manuskript. So wurde in den Jahren 1814 und 1815 ein ziemlich reger Briefwechsel zwischen Müllner und Körner geführt. An der „Schuld" wie an „König Yngurd" fand Körner viel Gefallen, und auch von der Aufführung der Schuld, über die er genau berichtet,

war er sehr befriedigt, und glaubte, daß sich das Dresdner Theater jetzt nicht dem Wiener und Berliner gegenüber zu schämen brauche. Aus dem sonstigen Inhalt der Briefe hebe ich hier nur eine Stelle aus dem Schreiben Körners vom 24. Oktober 1814 hervor, welche zeigt, nach welcher Richtung hin Körner als Oberintendant zu wirken suchte: „Solange ich noch auf das hiesige Theater Einfluß habe, wünsche ich besonders das eigentliche Lustspiel wieder emporzubringen und den nassen Jammer auszutreiben. Jetzt gehe ich die alten Lustspiele in der Absicht durch, um etwa manche begrabene, vielleicht mit einigen Abänderungen, wieder vom Tode zu erwecken."

Unter der provisorischen Regierung Preußens fühlte sich Körner den Winter 1814 auf 1815 sehr wohl, während er immer wieder fühlen mußte, daß der wahre deutsche Sinn unter seinen Landsleuten, wie seine Tochter sich in einem Briefe ausdrückt, leider noch sehr dünn gesät sei. Er sehnte sich von Dresden fort und wünschte, in preußische Dienste treten zu dürfen. Inzwischen hatten sich denn auch seine Freunde, namentlich Wilhelm von Humboldt, für ihn verwendet, und im März 1815 erhielt er von Preußen her folgenden Antrag:

„An des Königl. Sächsischen Appellationsrats Herrn Dr. Körner, Wohlgeboren, in Dresden."

„Die Verdienste, welche Sich Ew. Wohlgeboren durch Ihre ebenso einsichtsvolle als thätige Teilnahme an der Sache Ihres Vaterlandes, besonders auch durch Ihre Arbeiten an dem Königl. General-Gouvernement erworben haben und die Verhältnisse, in welche Sie

durch die Ereignisse versetzt worden sind, legen mir die Pflicht auf, Ihnen mit dem Anerbieten, Sie in den preußischen Staatsdienst aufzunehmen entgegenzukommen."

„In der Voraussetzung, daß Ew. Wohlgeboren auch noch fernerhin Ihre Kräfte der Wohlfahrt des Vaterlandes widmen werden, habe ich Ihnen die Stelle eines Staatsrates im Königl. Ministerium des Innern bestimmt und ersuche Sie um Ihre gefällige Erklärung, ob dieses mit Ihren Wünschen übereinstimmt, oder in welcher anderweiten Art Sie in den preußischen Staatsdienst zu treten geneigt sind."

„Wien den 3. März 1815."

„C. F. v. Hardenberg."

Körner scheint sofort den Antrag angenommen zu haben. Nach wenigen Wochen erhielt er ein zweites Schreiben:

„Auf den Wunsch Ew. Wohlgeboren habe ich die Einleitung getroffen, daß Sie, sobald Sie in Rücksicht auf Ihre Privatverhältnisse Dresden verlassen können, in die Ihnen bestimmte Stelle im Königl. Ministerium des Innern als Rat für den öffentlichen Unterricht mit dem Charakter als Staatsrat und einem jährlichen Gehalte von 2400 Thlrn. eintreten. Der Herr Staatsminister von Schuckmann als Minister des Innern ist von mir heute deshalb benachrichtigt und wird wegen Ausfertigung Ihrer Bestallung, Ihrer Verpflichtung und Einführung das Erforderliche veranlassen, sobald Ew. Wohlgeboren Ihre Ankunft in Berlin ihm melden."

„Das Gehalt von 2400 Thlrn. habe ich vorläufig

und solange bis es auf den Etat des Königl. Ministerii des Innern gebracht werden kann, auf das Königl. Gouvernement in Dresden angewiesen."

„Ich wünsche dem Preuß. Staate Glück, Ew. Wohlgeboren unter die Zahl seiner würdigen Geschäftsmänner aufnehmen zu können, und ich werde den aufrichtigsten Anteil nehmen, wenn diese Veränderung Ihrer persönlichen Verhältnisse zu Ihrer Zufriedenheit gereicht."

„Wien den 24. März 1815."

„C. F. v. Hardenberg."

„An
des Sächsischen Appellationsrat
Herrn Dr. Körner Wohlgeboren
zu Dresden."

Da, noch ehe dieser Brief geschrieben wurde, traf Körners ein neues schweres Unglück. Anfangs März erkrankte Emma an den Masern. Anfänglich verlief die Krankheit normal, und auch die Masernepidemie in Dresden war nicht gerade bösartig, so daß Körner am 9. März noch ohne Besorgnis über die Krankheit an Frau von Humboldt schreiben konnte. Aber plötzlich trat ein bösartiges Fieber hinzu und raffte das Leben des blühenden jungen Mädchens am 15. März 1815 dahin. Sie gerade hatte sich besonders auf die Übersiedelung nach Berlin gefreut. Aus ihren Papieren glaubte der Vater später deutlich herauszuerkennen, daß der Verlust ihres über alles geliebten Bruders der Keim ihres Todes geworden sei.

Das Beileid aller Freunde für die armen vielgeprüften Eltern, ja auch aller Fernstehenden, welche die

Trauerkunde vernahmen, war gewiß rege, vermochte aber zuerst den Schmerz derselben kaum zu lindern. Körner suchte sich, um die Frau zu schonen, zu überwinden und zu fassen; aber dann mußte er es vermeiden, vom Tode der Tochter zu sprechen, sonst überwältigte ihn sein Gefühl. Seine Briefe aus der Zeit sagen meist nur kurz Dank für die Teilnahme und gehen möglichst eilig über das traurige Ereignis hinweg. Der treue Geßler kam auf die erste Nachricht von dem bitteren Verlust der Freunde sogleich nach Dresden, um zu trösten. Körner erwähnt auch in mehreren Briefen aus dieser Zeit der Freude, welche die Treue und die Gegenwart des Freundes ihm gewähre. Geßler berichtete über seinen Eindruck wiederum in einem Briefe an Frau von Wolzogen:

„Dresden 9. April 1815."

„Körners Unglück hat mich hierher gezogen; denn ich hoffte, meine ruhige Stimmung würde auch auf sie wirken, und wirklich habe ich sie viel gefaßter seit acht Tagen gefunden. Körner sehen Sie nicht an, daß er mehr verloren hat als die Bourbons. Er steht auf dem Grabe seines irdischen Glücks mit einem ganz ungetrübten Blicke. Minna glaubte ich nicht mehr lebend zu finden, und ich traute mir nicht, gleich vor mein Quartier vorzufahren, sondern erkundigte mich erst bei Schönbergs. Dora hat sich ausgeweint und wird sich am ersten von beiden erholen, aber vor Minna ist mir bange. Sie weint weniger, klagt aber oft über eine schreckliche Angst, die sie befällt, ohne daß sie weiß, warum."

Körner kämpfte sich wacker durch. Das für ihn aufregende Treiben des Abwickelns aller seiner Beziehungen in Dresden und der Vorbereitungen zum Umzug half ihm vielleicht auch, wie schwer es ihm auch ward. Er schrieb am 3. April an Frau von Humboldt: „Mich hat Gott wunderbar gestärkt, und meine Gesundheit ist weit weniger angegriffen als nach dem Tode des Sohnes. Damals war ich aber mehr durch die vorangegangenen Ereignisse mürbe gemacht worden und mußte die Todesnachricht verbergen, um meine Frau allmählich vorzubereiten. Die neuesten Ereignisse in Frankreich hat meine Emma nicht erfahren, sondern ihre letzten Aussichten in die Zukunft waren heiter. Auch ich bin weit entfernt zu verzagen, aber schwere Kämpfe, große Anstrengungen und feste Ausdauer werden erfordert. Gott wird nicht zerstören lassen, was so rühmlich angefangen ist."

Kläglicher und rührender klingen die Briefe der Frauen seit dieser Zeit, die über diesen Schmerz überhaupt den frohen Lebensmut einbüßten und seitdem ein stilles, eingezogenes Leben führten. Ich lasse einige Briefe von ihnen hier folgen.

Minna an Julie Gräfin von Einsiedel:

„Dresden den 4. April 1815."

„Man stirbt nicht für Schmerz, selbst nicht mit einer schwachen Gesundheit. Ich lebe, teure Julie, und mein Engel ist dahin, fortgegangen ohne Wiederkehr. Wir sind grenzenlos unglücklich, ich möchte mit Hiob sagen: Herr, warum hast du mir das gethan."

„In unsern alten Tagen stehen wir nun allein. Könnt' ich nur einen Blick hinter den Schleier vom Jenseits thun, säh' meine beiden Engel, säh' ihre Bestimmung — o, so würde ich nicht klagen, nein, so egoistisch wäre ich nicht! Ach Gott, meine Emma!"

„Du und Luise von Blümner habt sie geliebt. Dir schicke ich den Ring von Luisens Haaren, den sie immer trug, bis zu dem Tag, wo sie sich legte, die Ohrringe, die sie von Theodor von Wien erhielt, und Luise den Mosaikring, den sie sehr liebte, Haare von ihr und Blumen, die sie selbst von ihrem Grabe pflückte — ein eigenes Geschick! Morgen oder übermorgen wird sie neben ihrem Bruder in Mecklenburg begraben."

„Leb' recht wohl! In wenig Tagen gehen wir aus Sachsen, werden die Tage, die wir noch leben müssen, unter einer Nation leben, die sie so hoch ehrte, was ihr einziger Wunsch war — und sie lebt nicht mehr mit uns da!"

„Keine Minute bring' ich sie aus den Gedanken, und immer quält es mich, vielleicht hätte sie gerettet werden können. O, hätte ich nur die Gewißheit, daß es unwiderruflich war. Geßler kam gleich und ist mit uns. Gott segne Dich und Deinen Mann."

„M. Körner."

Dora an den Ober-Konsistorialrat Weber in Dresden:

„Berlin den 20. April 1815."

„Wie ich von Dresden abreiste, wie ich hierher gekommen bin, weiß ich nicht; nur ist mir klar geworden, daß keine Veränderung der Gegenstände meinem unaus-

sprechlichen Gram Linderung geben wird. Ich verließ einen Ort, wo ich 25 Jahr sehr glücklich war, geprüfte Freunde, das Wohlwollen so vieler guter Menschen ohne Rührung, ohne eine Thräne zu vergießen. Meine himmlische Emma machte denselben Weg als Leiche, im Sarg, und nahm uns nicht mit. Stumpf, gefühllos kam ich hier an; kurz vor Berlin kam das Gefühl meiner unglücklichen Existenz mit aller Gewalt über mich, und ich war mir wieder meines Jammers deutlich bewußt. Seitdem folgt eine Trauerscene nach der andern, denn meine Emma war hier sehr geliebt. Was soll ich Ihnen, mein treuer Freund, von meinen armen, unglücklichen Körners sagen? Wer vermag ihr grauenvolles Schicksal zu schildern? Schmerzlich ist es uns, daß der gute Körner vermeidet, von unsrer Verklärten zu sprechen; die arme Mutter muß dieses düstre Stillschweigen auch beobachten; denn er bricht ab, wenn sie anfängt von ihr zu sprechen; und doch sehe ich ihn oft in Thränen. Wenn wir allein sind, dann bricht der Schmerz der armen gebeugten Mutter unaufhaltsam aus, und ich habe kein Wort des Trostes. Gestern war der Geburtstag unsers Engels. Sie haben gewiß an uns gedacht, ihn mit Thränen gefeiert. Ach, und wir? Gott, Gott, gieb Mut, zu tragen!"

Minna an Frau von Schiller:

„Berlin den 30. August 1815."

„Du hast mir freundliche Momente durch Deinen Brief, teure Freundin, gegeben, und die schöne Vergangenheit hat in meiner Seele gelebt. Die Blumen, die mir blühten, hast Du in ihren ersten Keimen ge-

kannt, nie aber ihr schönes, ganzes Erblühen. Was waren es für himmlische Kinder! Ihr Tagewerk war so früh vollbracht, und sie eilten der Heimat zu, ließen aber die arme Mutter trostlos zurück. Ich suche das Leben zu ertragen, weil ich muß, nicht, weil ich es liebe, das erbärmliche, elende Leben. Daß man nicht vor Schmerz, Angst und Sorge stirbt, bin ich ein Beweis. Was ist das Jahr dreizehn für mich gewesen! Stets um des Sohnes Leben, um Körners Sicherheit in Sorge, habe ich mein Leben furchtbar dahin gebracht, und nun wurde mir mein tröstender Engel auch genommen."

„Unsere teuere Humboldt ist uns hier ein tröstender Engel erschienen. Ihr ganzes Sein hat durch die Jahre gewonnen, und es hat sich ein liebender Sinn mit ihrem Geist verbunden, der für ihre Freunde sehr wohlthuend ist. In meinem Alter war wohl das Scheiden mancher Gewohnheit, die ich sonst genoß, schwer; ich vermisse außer dem unendlichen Verlust noch eine Menge Gefühle, die daran gekettet waren; doch Dresden zu verlassen, wo ich so unglücklich war, wurde mir leicht. Kein sehnender Blick blieb dahinten. Nur einige treue Seelen vermisse ich, die meine Kinder kannten und sie liebten, und deren Nähe daher wohlthuend für mich war. Unsern guten Schönberg nicht mehr zu sehen, ward uns schwer. Sein Los traf ihn, wie er es wünschte, in das Herzogtum Sachsen zu kommen, um da für sein Vaterland noch zu wirken, für das er so treu sich in den alten Verhältnissen geopfert hatte. Was Körner und Schönberg so treu gethan haben, ist nicht erkannt, sondern verkannt worden. Kein Flecken ist auf diesen beiden Edlen! Du siehst, die Trennung von Schönberg ist schon bei uns

geschehen; doch war der treue Freund noch acht Tage hier bei uns, ehe er nach Merseburg ging."

Dora an den Professor Weber:

„Berlin den 11. Oktober 1815."

„Wenn ein tiefer, endloser Schmerz jede Kraft der Seele lähmt, wenn selbst die Worte fehlen, um das grauenvolle Schicksal zu schildern, was uns betroffen, dann ist es begreiflich, daß man auch seinen liebsten Freunden nicht schreibt. Klagen können nur Erleichterung geben, wenn ein Schimmer von Hoffnung bleibt. Wer könnte uns trösten? Wer uns trösten wollen? Unser irdisches Glück umschließen zwei Gräber, und nur wenn wir mit unsern himmlischen Kindern wieder vereinigt sind, endet unser Schmerz. Körner ist ein Held; keine Klage kommt über seine Lippen, und doch überrasche ich ihn oft auf seinem Zimmer in Thränen. Immer zeigt er uns ein freundliches Gesicht, ergreift mit einem krampfhaften Eifer jede Zerstreuung, und sein Herz blutet. Wie konnten Sie, bester Vetter, glauben, daß meine arme Schwester oder ich, Opern und Komödien sehen, oder irgend eine Freude aufsuchen werden? Wir leben, weil Gott es will; aber wir leben um unsern Schmerz. Hier hält man uns für getröstet, weil uns unser Kummer zu heilig ist, um in Gesellschaft davon sprechen zu können. Sie interessieren sich für unser trauriges Schicksal, aber nicht für uns. Sie sind begierig uns zu sehen, wie sie nach einem Trauerspiel gehen würden, und da sie das Schauspiel unseres Schmerzes nicht sehen, werden sie gleichgültig gegen uns."

„Die letzten Tage unsers Aufenthalts in Dresden

waren fürchterlich. Noch begreife ich nicht, wie wir sie haben überstehen können. Wund von Kummer sollten wir an Einpacken, an eine Menge von Geschäften denken, die eine Auswanderung nötig macht, und doch mußten wir alles allein machen, da wir keinen Beistand hatten, der uns etwas erleichtert hätte. In völliger Betäubung kamen wir an. Partheys haben sich als bewährte, treue Freunde gezeigt; denn immer neue Trübsale stürmten auf uns ein. Meine arme Schwester hatte sich wahrscheinlich in der Krankheit unsers Engels gestoßen und hatte eine Verhärtung in der Brust, ohne es bemerkt zu haben. Kohlrausch hat sie glücklich wiederhergestellt. Der gute Körner war in einer anderen Gefahr. Wie wir unser Quartier einräumten, stürzte Schillers Büste herunter und traf Körner unter das Auge. Einen Zoll höher, und es war um sein Leben geschehen. Der Backen war sehr zerschlagen, und das Auge blieb lange entzündet; auch hat der Backenknochen noch immer eine kleine Erhöhung. Dazu noch die Sorgen, welche eine ganz neue Einrichtung erfordert, wo man bis auf die geringste Kleinigkeit alles anschaffen muß. Fremde Domestiken, die wir auch schon wieder wechseln mußten, erschwerten alles. Unsere Häuser stehen leer in Dresden, und was wir noch daraus ziehen, reicht nicht hin, die fortdauernde Einquartierung zu bezahlen."

„Wir leben hier sehr einsam, und da Partheys noch auf dem Garten sind, vergehen oft acht Tage, ohne daß ein fremder Fuß ins Zimmer tritt. Wir haben die Gabe verloren, Menschen zu unterhalten. Noch habe ich mich wenig mit der Kunst beschäftigen können. Verweinte Augen und eine Phantasie, die mit ganz andern

Bildern beschäftigt ist, sind ein großes Hindernis. Wir sehen mit Sehnsucht der Zeit entgegen, die Sie einmal hierher führen wird. Wollte Gott, Sie lebten ganz hier! In unserm Alter werden wir keine neuen Freundschaften schließen, höchstens Bekanntschaften machen. Darum bleiben die alten Freunde auf einer hohen Stufe, und Sie sind ja einer der treusten!"

Die Beisetzung der Leiche Emmas geschah erst spät. Am zweiten Abend nach ihrem Tode versammelten sich die Mitglieder eines litterarisch-künstlerischen Vereins in Dresden, um eine eigentümliche Trauerfeier zu begehen. Die bei derselben vorgetragenen Gedichte der einzelnen Mitglieder wurden später in eine Sammlung „Das Geschwistergrab zu Wöbbelin," vereinigt und wie früher die Schrift „Für Theodor Körners Freunde" nur als Geschenk im Freundeskreise vergeben. Die Beisetzung scheint erst am 27. April in Wöbbelin erfolgt zu sein. Ein Bericht darüber von dem Hofgerichtsrat Wendt, dem treuen Hüter des Grabes zu Wöbbelin, an den Vater möge diesen Abschnitt beschließen:

Wendt in Ludwigslust an Körner:

„Ludwigslust d. 16. Mai 1815."

„Mein verehrungswürdiger Gönner."

Ich säume nicht Ihnen Nachrichten über die Ausrichtung des mir so schmerzlichen Auftrages zu geben; — ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß mein Brief richtig in Ihre Hände gekommen sein wird, welchen ich dem Fuhrmann mitgab, der die irdische Hülle Ihrer

teuren Emma bis hierher brachte. Die Beisetzung geschah, wie Sie es gewünscht hatten, nach kirchlichen Gebräuchen, so weit dies an einem Orte, wo keine Kirche ist, möglich war. Einer der Prediger aus Neustadt, der Pastor Kleffel hielt nämlich in dem Begräbnisplatz eine kurze Leichenrede. Der Sarg war im Schulzenhause am Abend zuvor abgesetzet. Von dort ward er durch acht Hauswirte der Dorfschaft Wöbbelin bis ungefähr in die Mitte der Pappelallee, die nach dem Begräbnisplatz führt, in den Händen getragen. Dort hatten sich mehrere Mitglieder der herzoglichen Kapelle, der hiesige Kupferstecher Hoffmann und einige hiesige Kaufleute gestellet, welche der teuren Verstorbenen den Beweis ihrer aufrichtigen, ungeheuchelten Achtung zu geben wünschten. Sie nahmen den Sarg infolge einer zwischen dem Drost von Bülow und mir getroffenen Abrede dort von den guten Wöbbeliner Landleuten in Empfang und trugen ihn vollends bis zur Gruft. So gelang es uns, das teilnehmende Betragen der Ludwigsluster annehmen zu können, ohne die guten Landleute zurückzusetzen, in deren Nähe die Frühvollendete ruhet. Der Leiche folgten außer dem Herrn Drost von Bülow und mir der hiesige Pastor Berg, der Garteninspektor Schmidt, der Hofbaumeister Barca, der Doktor Brückner, der Baumeister Hagemann, der Hofapotheker Volger, der Konzertmeister Massoneau, der Lieutenant Grohmann und beinahe die ganze Dorfschaft Wöbbelin mit mehreren Ludwigsluster und Neustädter Einwohnern. In dem Begräbnisplatz trafen wir S. Durchlaucht den Prinzen Gustav und die Frau Ministerin von Plessen. Nach dort von dem Pastor Kleffel gesprochener Rede

und Gebet geschah die Beisetzung an der von Ihnen vorgeschriebenen Stelle. — So ist Ihre gute Emma zwar ohne Gepränge, jedoch unter unverkennbaren Zeichen inniger Teilnahme unweit ihres so herzlich und mit Recht geliebten Bruders beigesetzet worden."

„Fr. Wendt."

VIII.

Über den Einzug Körners in Berlin berichtet wiederum Gustav Parthey in seinen Jugenderinnerungen näheres:

„Es gab ein trauriges Wiedersehen, als von der Körnerschen Familie nur noch drei Mitglieder nach Berlin zurückkehrten. Das männlich schöne Gesicht des alten Staatsrats war tief gefurcht und glich einer im Schmerze erstarrten tragischen Maske, die Staatsrätin schien um zwanzig Jahre gealtert, wir sahen sie seitdem nie anders als in schwarzen Kleidern. Der Verlust der beiden einzigen, hochbegabten Kinder in der Blüte der Jahre war ein so tragisches Geschick, daß jeder Trostgrund davor verstummte."

„Durch den Auszug von Frau von der Recke nach dem kurländischen Hause war die Wohnung in unserm zweiten Stocke leer geworden (Brüderstraße 13). Die neuen Ankömmlinge aus Dresden zeigten sich sehr zufrieden, dieselbe einzunehmen. Bei der Auflösung ihres Hauswesens in Dresden hatten Körners, um die enormen

Kosten des Landtransportes zu sparen, fast ihre sämtliche Habe auf einen Elbkahn laden lassen, der durch niedrigen Wasserstand an den Schleusen verspätet, durch die Packereien der Zollvisitation an der Grenze aufgehalten, mehr als einen Monat brauchte, um nach Berlin zu gelangen. Dies machte anfangs große Not in der häuslichen Einrichtung. Wir halfen nach Kräften aus und freuten uns, als endlich alles in Ordnung kam, und die schönen Öl- und Pastellbilder an den Wänden prangten."

„In der Körnerschen Wohnung befand sich ein abgelegenes Zimmer, zu dem nur die Familie Zutritt hatte. Hier lag der Nachlaß von Theodor und Emma, Andenken und Reliquien, von denen die Angehörigen sich nicht trennen konnten. Alljährlich an den Geburtstagen der verlorenen Lieben sättigten sie durch die Erinnerung ihren Schmerz. Hier verwahrte der Vater Körner seine Korrespondenz mit Schiller. Aus edler Bescheidenheit ergriff er eine halbe Maßregel, indem er seine Frau verpflichtete, die Briefe nach seinem Tode nicht drucken zu lassen. Er hatte nämlich seinen Freund Schiller in einer sehr bedrängten Lage unterstützt; voller Dankbarkeit schrieb ihm dieser: „Du ganz allein hast mir das Leben gerettet", und „ohne Dich läge ich schon längst auf dem Grunde der Elbe!" Warum diese Stellen, die ich der späteren mündlichen Mitteilung der Staatsrätin verdanke, beim Drucke weggeblieben sind, ist nicht wohl einzusehen, da die Herausgabe erst nach dem Tode der Staatsrätin erfolgte. Möglicherweise hat sie die Briefe, worin diese Äußerungen vorkommen, vernichtet."

„Unser freundschaftliches Verhältnis zu Körners wurde durch das häusliche Zusammenleben, an dem

sonst so manche Freundschaften scheitern, nur noch mehr befestigt. Der Staatsrat, ein eifriger Musikfreund, wirkte gern als Baß bei unsern musikalischen Aufführungen: die Staatsrätin bot wegen ihrer unerschöpflichen Personalkenntnis den älteren und jüngeren Leuten immer eine angenehme Ansprache. Fräulein Stock liebte abends nichts so sehr als eine Partie Boston, zu der mein Vater sich gern willig finden ließ, an spiellustigen Hausfreunden war kein Mangel, und wenn einmal die vierte Person fehlte, so durfte ich wohl als solche eintreten."

„Körners lebten in Berlin sehr eingezogen, und sahen nur einen kleinen Kreis von höheren Staatsbeamten und Künstlern bei sich. Mit Vergnügen erinnere ich mich, dort die Zeichnungen des eben aus Italien zurückgekehrten Malers Zimmermann gesehen zu haben. Kunstvereine gab es damals noch gar nicht; die aufstrebenden Talente zeigten also gern, um bekannt zu werden, ihre Entwürfe und Studien in solchen Kreisen, in denen kunsterfahrene oder kunstliebende Personen sie zu Gesichte bekamen. Zimmermann legte voller Bescheidenheit uns seine sauberen Blätter vor und gab gern die gewünschten Erläuterungen. Nachdem er sich in Berlin ganz nach seiner Neigung verheiratet, ertrank er im Jahre 1820 auf einer Studienreise im bairischen Hochlande beim Baden." Die junge Witwe bildete sich, wie hier zu ihrem Andenken hinzugefügt sei, zu einer vorzüglichen Gesanglehrerin aus und hat vierzig Jahre hindurch durch die Pflege guter Musik in schlichtem, natürlichem Vortrage nicht unbedeutend auf das Berliner Musikleben eingewirkt.

Namentlich die Musik beschäftigte den alten Körner in seinen Mußestunden. Schon am 6. Juni 1815 trat

er in die Zeltersche Singakademie ein und wurde ein eifriges Mitglied derselben. In den Jahren 1817—1825 übernahm er öfters als Bassist Solopartien bei den Übungen und Privataufführungen (Auditorien) und in seinem letzten Lebensjahr wurde er zum Ehrenmitglied ernannt. Auch in die Zeltersche Liedertafel wurde er am 14. Mai 1816 aufgenommen und gehörte dem zweiten Baß an.

Mit einigen Berliner Musikern stand er in einem näheren Verhältnis. So schrieb er für Bernhard Klein den Text zu dem Oratorium David, und den jungen Reißiger empfahl er auf das wärmste an seinen Freund Winckler (Theodor Hell). Kurz es gilt voll und ganz von Körner, was Streckfuß in seinem Nekrologe auf ihn schrieb: „Er liebte, kannte und übte bis an seine letzten Tage Musik und philosophische Forschung und folgte der Wissenschaft und Kunst in allen ihren bedeutenden Erscheinungen. Und alle diese verschiedenartigen Bestrebungen waren zum Ganzen verbunden und zur Harmonie verschmolzen durch ein Gemüt, in welchem nur Wahrheit, Treue und Liebe wohnte, welches alles Gemeine und Schlechte, das uns im Leben nur zu oft entgegentritt und sich uns aufdrängen will, ohne Kampf und Anstrengung durch die ruhige Kraft der innern Würde zurückwies. So trug sein Thun nirgends die Spur leidenschaftlicher Glut; aber wohlthätige Wärme verbreitete sich über alles, was von ihm ausging. So war er mild und heiter beim Ernsten, mild und ernst beim Heitern, in diesem und jenem gleich anspruchslos.“

Den Freunden blieb er in treuer Liebe verbunden, obgleich der äußere Verkehr nicht immer lebendig und rege war, und namentlich mit den auswärtigen Freunden

kaum sein konnte. Aber doch besuchten sie noch mehrere Male den treuen Schönberg in Merseburg und einmal im Jahre 1820 auch noch die Herzogin v. Kurland in Löbichau.

Auch zum Grabe seiner Kinder war der Vater noch einmal gereist. Dort hatte er am 2. Juni 1818 einige rührende Distichen gedichtet:

Den Manen der Kinder!

Heil euch, seliges Paar! Hoch schwebt ihr über der Erde;
Wir verweilen noch hier, wandelnd auf dornichter Bahn.
Aber in Blumen und Sternen, in jeder Zierde des Weltalls
Sieht der sehnende Blick seine Geliebten verklärt.
Auch in der Eiche, die hier die bethränten Gräber beschattet,
Zeigt, was ihr waret und seid, uns sich als liebliches Bild.
Nah' an der Wurzel entstehn aus dem Herzen des Stammes zwei Äste,
Kräftig strebt einer empor, ihm schließt der zweite sich an.
Bald, wie durch fremde Gewalt, sehn wir sie gehemmt und vereinigt,
Aber der höhere Trieb siegt über irdische Macht.

Unter den jüngeren Freunden stand ihm besonders Friedrich Förster nahe und dessen Frau Laura, geborene Gedike, „die schönste Ausgabe von Gedikes Lesebuch,“ wie Goethe sie einst nannte. Als im Jahre 1819 Körner in Merseburg bei Schönberg war, hatte ihm Förster geschrieben und wohl seinen Unmut ausgelassen über die enttäuschten Hoffnungen in politischer Beziehung. Körner antwortete ihm in Versen:

„Sehr hat mich, teurer Freund, Dein herzlich Wort
Erfreut. Wir dachten Deiner oft
Und Deiner Laura, sehnten uns, zu wissen,

Wie's Euch ergehen möchte, hätten gern
Was wir genossen, treu mit Euch geteilt.
Ja, freundlich war die Welt, die uns umgab.
Aus lichten Höhen sah ich manche Wolke,
Die Deinen Himmel trübt, tief unter mir.
Doch solche Höhen giebt es überall,
Erklimmen wir sie nicht, ist's unsre Schuld.
Du wirst mich nicht verkennen. Was dich drückt,
Begreif' ich wohl und ehre Deinen Kummer.
Nur laß uns nicht vergessen, wie das Edle
In roher Form oft in das Leben tritt,
Das schwache Rohr nicht schont, in wilder Hast
Sein Ziel erstürmt, bei jedem Hindernis
Ergrimmt, nur bösen Willen sieht und dann
Zum Widerstand auch seine Freunde reizt.
Die gute Sache siegt zuletzt, allein
Ob früher oder später, steht in höh'rer Hand.
Ihr dürfen wir vertraun. Es stellt vergebens
Der Menschen List und Macht sich ihr entgegen.

Nur wen'ge Tage noch verweilen wir
In stiller Heiterkeit bei unsern Freunden,
Dann fängt das alte Leben wieder an,
Ich finde Dich, wo es uns wohl gewesen,
Und meinen Händedruck wirst Du verstehn."

„Merseburg 7. August 1819."

„Körner."

Daß ein brieflicher Verkehr der Körnerschen Familie mit Toni Adamberger, Theodors Braut, nach seinem Tode noch sich fortgesponnen, ist mir nicht möglich zu erweisen, ob ich es auch vermute. Sie verließ vier Jahr nach Theodors Tod die Bühne und heiratete den Direktor des K. K. Münz- und Antikenkabinetts zu

Wien, Joseph von Arneth. Sie hat ein langes und glückliches Leben geführt und, wie mir ein Sohn erzählte, von Theodor Körner gern und mit Innigkeit gesprochen. In ihrem Nachlaß aber haben sich keinerlei Briefe mit der Körnerschen Familie vorgefunden, und ich kenne nur einen kleinen Brief von ihr an Theodor aus Weidling am 14. August 1813, der gedruckt vorliegt. Friedrich Förster brachte ihr noch 1816 einige Andenken von Theodor Körner, und als im Jahre 1863 der fünfzigjährige Todestag Körners an seinem Grabe gefeiert wurde, sandte sie einen Lorbeerkranz, als Zeichen ihrer treuen Teilnahme und Liebe.

Körners amtliche Thätigkeit in Berlin befriedigte ihn, und er war zufrieden, in aller Stille noch manches wirken zu können. Im Jahre 1817 trat er in das neugebildete Kultusministerium unter Altenstein über mit dem Titel eines Geheimen Ober-Regierungsrates. Als Hauptbedürfnis erschien ihm, die Lage der meisten Schullehrer, die in Dürftigkeit schmachteten, zu verbessern. Groß war sein Wirkungskreis nicht, das fühlte er und sprach es auch offen aus; er giebt der preußischen Regierung das Zeugnis, daß es ihr an Kenntnissen und Eifer nicht fehle, Gutes zu wirken. Aber die Zeitumstände beschränkten nur zu oft die Kräfte des Staats und es fehlte überall an dem nötigen Gelde. Da war er zufrieden und froh, wenn er nur manchmal zu etwas Nützlichem beitragen konnte, und namentlich, wenn er für die Schullehrer und ihre Witwen und Waisen eintreten durfte. Auch freute er sich, als ihm noch im ersten Jahre seiner neuen Thätigkeit die Kuratel des Berlinisch-Köllnischen Gymnasiums im Grauen Kloster übertragen wurde. Zugleich arbeitete er im Ober-Censur-Kollegium.

Gleich bei seinem Eintritt in die preußischen Dienste fand er zu seinem Bedauern in Berlin ein lebhaftes Parteitreiben, das sich, wie er an den Professor Weber schrieb, außer der Politik auch auf Religion, Wissenschaft und Kunst verbreitete. „Man hört fast bloß von Engeln und Teufeln. Mich setzt dies zuweilen in Verlegenheit, weil ich zufälligerweise mit Personen von entgegengesetzten Parteien Bekanntschaft habe. In den letzten Kriegsjahren war dies vielleicht weniger merklich, weil ein großes Interesse alle Aufmerksamkeit auf sich zog. In der Zeit der Ruhe fängt der innere Krieg wieder an." Es war die Zeit der widerlichen Verdächtigungen, die mit der Denunziation des Tugendbundes durch den Professor Schmalz ihren Anfang nahmen. Seine Schrift „Über politische Vereine," die ihm einen Orden eintrug, erregte in weiten Kreisen, die ihren Patriotismus auf das glänzendste bewährt hatten, lebhafte Empörung und rief eine Flut von Gegenschriften hervor. Eine der ersten ist Körners Schrift: „Stimme der Warnung bei dem Gerücht von geheimen politischen Verbindungen im preußischen Staate." Als Beamter hielt er es für richtig, mit seinem Namen zurückzuhalten, sprach sich aber mit Wärme gegen die Schmalzsche Schrift aus und wies auf die innere Unwahrscheinlichkeit aufrührerischer Bewegungen gerade in Preußen hin, wo soeben erst der Fürst seinen ernsten Willen, sein Volk von drückenden Übeln auch mit eigenen Aufopferungen zu befreien, gezeigt habe, und wo das Volk durch seine Treue gegen seinen Beherrscher sich auszeichne. Körner wiederrät die raktionären Bestrebungen das deutsche Reich wieder so herstellen zu wollen, wie es vor den letzten Jahren des Unglücks und der Knecht-

schaft gewesen war. Der innere Gehalt des preußischen Volks habe sich durch vielfache Prüfungen bewährt und begründe seinen Beruf zu einer höheren Stufe.

„Sieggekrönt," so schließt er seine kurze, maßvolle Schrift, „stand Preußen auf dem Schlachtfelde, und neue Kränze sind ihm unter den Palmen des Friedens bestimmt. Heil ihm, wenn es erhaben über äußere und innere Störungen mit festem Heldenschritte die Bahn vollendet, die sein hoher Beruf ihm vorzeichnet. Wohl allen, die ihm angehören, wenn, soweit seine Grenzen reichen, jede Leidenschaft der Persönlichkeit den großen Pflichten, die der jetzige Zeitpunkt auflegt, freudig auf dem Altare des Vaterlandes geopfert wird!"

In Berlin rechnete er nicht auf vielen Beifall mit seiner Schrift. Dort gab es nur leidenschaftliche Anhänger oder Gegner des Professors Schmalz. Den ersten konnte seine Gegenschrift nur unlieb sein, den andern schien sie „zu zahm." Als die Erwiderungen von Koppe, Rühs und Schleiermacher auf Schmalz' Schrift erschienen, erkannte Körner unbefangen an, daß sie recht bedeutend seien.

Seine letzte Schrift war wohl das Büchelchen: „Für deutsche Frauen." (Berlin und Stettin 1824) in dem er ausführt, wie die Frauen am meisten durch reine schlichte Weiblichkeit für das Haus und auch für das Allgemeine zu wirken vermögen.

„Lange leben, heißt viele überleben." Das erfuhren auch Körners während ihres Lebensabends. Im Jahre 1821 starb die Herzogin von Kurland, 1826 Frau Schiller, 1828 Frau von Humboldt, 1829 der alte, in

den Zeiten der Not erprobte Freund Geßler. Kurz zuvor war der Schiller-Goethesche Briefwechsel erschienen und darin eine unzarte Stelle über Geßler mit abgedruckt. Körner schrieb am 5. Juni an Frau von Wolzogen: „Ew. Excellenz werden schon aus den Zeitungen erfahren haben, daß unser Freund Geßler vollendet hat. Sein Ende war schmerzlos, wie mir sein Arzt schreibt, und bei seinem Zustande war ihm ein längeres Leben kaum zu wünschen. Seine Freunde wissen, was sie an ihm verloren haben. Von der unglücklichen Stelle im Briefwechsel hat er ohne Zweifel nichts erfahren, da er seit mehreren Wochen nur einzelne helle Augenblicke hatte. Indessen bleibt es immer ärgerlich für Geßlers Freunde, daß man nicht die Zartheit gehabt hat, eine solche Anekdote über einen achtbaren Mann, die gar nicht für das Publikum gehört, wegzulassen."

Der treue Freund hatte auch noch im Tode seiner Freunde gedacht und Körners eine Leibrente ausgesetzt.

Das Jahr 1830 brachte für Körner noch besondere Anregung. Wilhelm von Humboldt beschloß, seinen Briefwechsel mit Schiller herauszugeben, und erbat Körners Beihilfe. Ein anregender Briefwechsel darüber mit Humboldt und die schönen Erinnerungsblätter an Schiller erfreuten Körner sehr. Zugleich gab Frau von Wolzogen ihre Biographie Schillers heraus. Körner antwortete in zwei Briefen auf die freundliche Übersendung der beiden Teile:

„Berlin 4. Dezember 1830."

„Ew. Excellenz bin ich höchst dankbar für das mir gütigst übersendete sehr werte Geschenk. Es war mir nicht möglich, mich davon loszureißen. So viele Um-

stände, die mir unbekannt geblieben waren, fand ich darin, der Ton der Erzählung war so würdig gehalten, meine Verhältnisse waren so zart und ganz nach meinem Wunsche behandelt, die Schiller eigentümliche Gemütlichkeit ging so deutlich daraus hervor — doch ich darf wohl nicht mehr darüber sagen, da ich selbst so ehrenvoll dabei erwähnt bin. Merkwürdig und zum Teil unerwartet war mir das Verhältnis zu der Frau von Wolzogen, die Schiller in Bauerbach aufgenommen hatte. Die Tage in Volkstädt mit Schiller müssen Ihnen unvergeßlich sein. An mich schrieb er damals mit vieler Wärme darüber. Auf den zweiten Band bin ich äußerst begierig, da er gewiß noch viel Neues und Interessantes für mich enthalten wird."

„Die Humboldtsche Einleitung zu seinem Briefwechsel hat mich auch sehr gefreut. Die Bemerkungen sind geistvoll, der Stil ist klarer als in manchen andern Humboldtschen Schriften, das Charakteristische von Schiller ist mit großer Tiefe aufgefaßt, und eine Freundschaft höherer Art weht durch das Ganze."

„Es wäre recht schön, wenn wir, die zu dem Schillerschen Zirkel hier gehören, uns mit Ihnen einmal recht über ihn aussprechen könnten. Schade, daß ich und die meinen schon so wenig mobil geworden sind. Die politischen Stürme der Zeit sollten uns, denk' ich, nicht anfechten. Hier wird, hoff' ich, die Ruhe nicht gestört werden."

„Die Schillerschen Briefe an mich überlasse ich ganz Ihrer Disposition."

„Viel Herzliches von den meinigen."

„Körner."

„Berlin 24. Januar 1831.“

„Der zweite Teil der Biographie, den ich nunmehr Ew. Excellenz Güte verdanke, hat ein eigentümliches Interesse. In den Briefen an seine Gattin ist Schiller äußerst liebenswürdig, und die Nachrichten von seinen letzten Jahren erregen eine sanfte Wehmut, der man sich gern überläßt. An Ihrer Behandlung erfreut die Wärme und Zartheit, wodurch sich auch der erste Teil auszeichnete. Für mich waren einige Briefe neu, besonders der von dem Prinzen von Holstein und dem Minister Schimmelmann. Wohl unserm Schiller, daß er das Unglück des Jahres 1806 nicht erlebte. Wie tief würde es ihn ergriffen haben!“

„Minister Humboldt läßt Ihnen auch volle Gerechtigkeit widerfahren. Sein Geist ist frei und lebendig, und sein Gemüt lernt man immer mehr schätzen. Er lebt jetzt immer in Tegel, und täglich wallfahrtet er zum Grabe seiner Gattin. Traurig ist die Schwäche seiner Augen, die ihn am Lesen und Schreiben hindert.“

„Es wäre recht schön, wenn wir hoffen dürften, Sie einmal hier zu sehen. Was Sie nur wünschten, um hier ganz zwanglos zu leben, würde genau besorgt werden.“

„Die meinigen sagen Ihnen viel Herzliches und sind Ihnen dankbar für Ihr Werk.“

„Körner.“

Auf Humboldts Zureden hatte Körner auch aus den Briefen Schillers an ihn eine Auswahl zum Druck zusammengestellt und ein kleines Vorwort dazu geschrieben. Seine eigenen Briefe mochte er aus Be-

scheidenheit nicht einschalten. Als eigenes Werk hatte er diese Briefe nicht herausgeben wollen und sie mehr als Anhang zu seinen Nachrichten über Schillers Leben in der Gesamtausgabe gedacht. Frau von Wolzogen scheint sich später noch bemüht zu haben, für die Witwe Körner ein Honorar von Cotta für diese Briefe zu erlangen. So lebte Körner gerade in den letzten Lebensjahren wieder recht in den Erinnerungen seiner schönen und großen Jugendzeit, und ein stiller Friede kam über ihn, gedachte er seines reichen Lebens, und wie er den Besten seiner Zeit nahe gestanden und genuggethan habe.

Am 21. Februar 1828 feierten die Freunde und Kollegen Körners in Berlin sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum durch ein Festessen. Auch Humboldt und der Minister von Kamptz nahmen persönlich Anteil an dem Fest. Friedrich Förster hatte ein Festgedicht verfaßt, und die Minister hielten Festreden auf den Jubilar. Ein Brief eines befreundeten Kollegen Körners, Dieterici giebt ein Bild der schönen Feier:

„Selten, selten, vielleicht noch nie, teuerster Herr Kollege und Freund, habe ich ein Fest erlebt, das mich so im Innersten ergriffen hätte als gestern das Ihrige. Die Tiefe und Fülle der Gedanken, die Innigkeit und Herzlichkeit des Gefühls und der Teilnahme in der Anrede des Herrn Ministers von Humboldt Excellenz haben mich ungemein erhoben und gerührt. Sollte es vielleicht sein, daß sie vorher oder nachher aufgeschrieben würde, so gönnen Sie mir noch einmal sie zu lesen. Ist dies aber nicht, so verzeihen Sie diese Bitte dem tiefen Eindruck, welchen jene Worte auf mich gemacht haben."

„Höchst ergreifend, innig verehrter Herr Jubeldoktor, war auch Ihre Antwort. Sie dankten in edler Haltung

für bewiesene Teilnahme. Sie dankten als Theodor Körners Vater. Es war schön und rührend, mir kamen die Thränen in die Augen; aber es war recht und trefflich von Herrn von Kamptz Excellenz, und ich werde es ihm dankbar nie vergessen, daß er Ihre Anspruchslosigkeit, mit welcher Sie gar keinen Wert auf Ihre eigene Thätigkeit legten, Ihnen tüchtig bezahlte, Ihnen sagte, wieviel Gutes Sie im Amte für Witwen, Arme und Hilfsbedürftige thun, und Ihnen wünschte, daß Sie zum Heile dieser Bedrängten, was Gott erfüllen wird, das späteste Ziel, das irgend menschlichem Leben gegönnt ist, frisch und gesund erreichen mögen."

Noch über drei Jahre war es Körner vergönnt in alter Frische und Rüstigkeit seinem Berufe zu leben. Dann beschloß er sein reiches Leben mit einem schönen Tode. Nach kurzer, schmerzloser Krankheit, während welcher er noch am Tage vor seinem Tode in den Angelegenheiten seines Berufes sich beschäftigte, ja am Todestage selbst ihnen seine letzten Gedanken weihte, hörte er am 13. Mai 1831, nachdem er wie zum Schlummer die Augen geschlossen, auf zu atmen. Kein Kampf ging seinem Hinscheiden voran.

Sein Tod fand in Berlin viel Teilnahme. Zelter schrieb an Goethe am 17. Mai: „Vorigen Freitag ist der alte Körner gestorben, und gestern Abend ist seine Leiche nach Wöbbelin abgegangen, um neben seinen Kindern beigesetzt zu werden. Im Trauerhause ist große Versammlung gewesen, Reden gehalten und gesungen worden; er war ein fleißiges Mitglied der Singakademie. Ich war nicht dabei und muß in meinen Jahren mich solchen Emotionen versagen. Wir wollen schon nachkommen, wenn auch nicht über Wöbbelin."

Auch Wilhelm von Humboldt konnte der Feier nicht mehr persönlich beiwohnen. Er schrieb an die Witwe und Dora:

„Tegel den 14. Mai 1831.“

„Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, verehrteste Freundinnen, wie tief und schmerzlich mich die Nachricht der Trauer erschüttert hat, in die Sie so plötzlich und unvorbereitet versetzt worden sind. Ich weiß aus eigner zweijähriger Erfahrung und habe immer aus meinem innersten Gefühle gewußt, daß solche Verluste keine Trostgründe zulassen. Ununterbrochenes Fortleben in dem teuren Angedenken ist das einzige, was, indem es die Wehmut vermehrt, dem Herzen Ruhe und Frieden gewährt. Möge Ihnen bald die Stimmung werden, dies recht lebhaft zu empfinden. Der Dahingegangene hat ein in jeder Art schönes und edles Leben beschlossen; es war auch ein sehr glückliches, am meisten durch das Zusammenleben mit Ihnen, das Sie beide ungestört und ununterbrochen genossen, durch den Ruhm Ihres Sohnes, der der Bitterkeit des Schmerzes um ihn etwas Höheres beimischte, dann aber auch durch seine Freundschaft mit Schiller, durch seinen thätigen und lebendigen Anteil an dem Geistes-Großen und Schönen, das seine Zeit hervorbrachte. So wird sein Andenken fortleben, und so muß es auch Ihnen heiterer und lichtvoller vor der Seele stehen, wenn Sie Sich ihn mit den vor ihm dahingegangenen seinigen vereint denken. In mir wird es nie erlöschen, ich fühle mit unbeschreiblicher Wehmut, daß wieder einer der wenigen dahin ist, die noch aus der unvergeßlichsten Zeit meines Lebens übrig waren, mit denen mich die regste Übereinstimmung in

Meinungen und Gesinnungen verband, und die mir immer die freundschaftlichste und liebevollste Teilnahme schenkten. Es ist mir sehr leid, selbst durch eine Unpäßlichkeit verhindert zu sein, in die Stadt zu Ihnen zu kommen, und Sie bitten zu müssen, diese wenigen herzlichen Zeilen anzunehmen. Meine Töchter teilen meinen Schmerz und umarmen Sie in Gedanken. Mit der innigsten Hochachtung und Freundschaft der Ihrige

Humboldt."

Auch die Leser dieses Buches, denke ich, werden den alten Körner lieb gewonnen haben, im Geiste teilnehmend um seinen Sarg treten und gern und andächtig die Worte vernehmen, welche der würdige Bischof Neander bei der Trauerfeierlichkeit in Berlin sprach, ehe der Sarg nach Wöbbelin übergeführt wurde.

Abschiedsworte,
am Sarge Körners gesprochen von dem Bischof Dr. Neander.

„In einen Trauerkreis eintretend, der sich um einen geliebten Toten versammlet hat, welcher im Leben einer der Besten war, möchte ich mich fragen, wozu es meiner Worte bedürfe, um unserer dankbaren Erinnerung sein ehrwürdiges Bild zu vergegenwärtigen; wozu meiner Worte in den Augenblicken tiefer Bewegung und heiligen Ernstes, wo jedes Herz von seiner Wehmut und Trauer zu reden weiß. Doch eben **darum**, weil hier an diesem Sarge uns alle nur eine und dieselbe Empfindung erfüllt, ein Schmerz, der durch das Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung gegen den Entschlafenen gereinigt und veredelt wird, und das bewundernde An-

denken an seinen Wert, das uns die Größe unseres Verlustes fühlbar macht, darum will ich aus Ihrem teilnehmenden Herzen den Abschiedsgruß der Liebe dem Verklärten nachsenden. Dem Verklärten — ich entlehne einen Namen aus der künftigen Welt, um zu bezeichnen nicht bloß, was unserm Freund dort geworden, sondern was er hier schon gewesen ist, ein Sterblicher, der in der Verehrung des Ewigen und Unvergänglichen auf der Bahn der Vollendung rastlos aufwärts schritt und den Frieden des Himmels in seiner Seele trug. Der Geist eines Weisen wohnte in ihm, und das Herz eines Kindes schlug in seiner Brust. Er faßte die ernste Bedeutung des Lebens in ihrer ganzen, vollen Tiefe auf, aber darüber ging ihm nie die sanfte Heiterkeit des Gemütes verloren, wodurch jede Beschwerde desselben gemildert und jede Freude verschönert wird. Er wich keiner schmerzhaften Erfahrung aus und sträubte sich gegen kein Mißgeschick; den Mut aber und die Kraft, die ihn aufrecht erhielten, hatte er dadurch gewonnen, daß die Freude an Gott und das Vertrauen und die Liebe zu den Menschen in seiner Seele festgewurzelt war. An ihm sahen wir das Beste der alten und neuen Zeit in seltener Verschmelzung vereinigt, bewunderten an ihm die schmucklose Lauterkeit der Gesinnung, die nur im Umgange mit Gott und der Natur bewahrt werden kann, und den Reiz der edlen Sitte, der sich allein unter den Händen der geselligen Bildung entfaltet. Das Heiligtum der Wissenschaft war seine liebe Heimat, in die er täglich nach vollbrachter Berufsarbeit zurückkehrte, und in den Hallen der Kunst wandelte er wie ein geweihter Priester, der aus dem Menschlichen das Göttliche erschaut. Einem jeden von uns ist er bis-

weilen erschienen als ein ehrwürdiger Mann des Altertums, vom christlichen Geiste beseelt, gehoben und getragen. Ich gedenke eines Vorzuges, welcher unter allem, was den Menschen auszeichnet, das Höchste ist, der unserem Dasein seine Weihe giebt und uns die Seligkeit des Himmels verbürgt, des Vorzugs, in der That und Wahrheit ein Christ zu sein. Erlösete Jesu nennen wir uns; wer unter uns, wer in dem Kreise unserer Bekanntschaft hätte sich dieses heiligen Namens würdiger gezeigt als dieser Freund und Verehrer des Herrn? Die Wahrheit, die von oben stammt, hatte ihn frei gemacht, frei von Furcht und Zweifel, frei von Eitelkeit und Sinnenlust, frei von allem engherzigen Wesen und aller sündlichen Liebe zur Welt; und niemals hörte er auf, an dem reinen und ungetrübten Quell des Evangeliums zu suchen und zu finden, was unsere Erkenntnis und Überzeugung von göttlichen Dingen an Umfang, Gewißheit und Kraft bedarf. Der christliche Schmerz über menschliche Unvollkommenheit und das Bewußtsein, daß wir, ob wir gleich das Wollen haben, doch das Vollbringen des Guten nicht immer finden, war seinem demütigen Herzen stets gegenwärtig, und so folgte er dem Zuge eines tief empfundenen Bedürfnisses in die Arme dessen, der sich um unsertwillen in den Tod gegeben hat und unser Fürsprecher bei dem Vater ist. Im Aufsehen zu dem erhabenen Vorbilde, das uns der Anfänger und Vollender unseres Glaubens zurückgelassen hat und durch beständige Übung stärkte er und bildete zur Fertigkeit aus die Kraft, welche die Sünde nicht herrschen läßt im sterblichen Leibe und uns tüchtig macht zu jedem guten Werk. Sein Glauben war zum Leben, zum Leben der Liebe geworden und hatte in ihm

den frommen und unermüdlichen Eifer entzündet, wodurch er sich als den wärmsten Teilnehmer an jeder gemeinnützigen Anstalt, an jedem Fortschritte der Bildung, als den willigsten Fürsprecher der Armen und Bedrängten, als den sorgsamsten Pfleger edler Anlagen und Kräfte bewährte. Wo wird das offne Herz sich wiederfinden, das jeder Bitte der Witwen und Waisen so gern Eingang verstattet, wo der beredte Mund, der das Bedürfnis der Notleidenden so überzeugend geltend zu machen und so dringend zu empfehlen weiß; wo der geübte Blick, der jedes in der entfremdetsten Möglichkeit noch vorhandene Mittel der Hilfe so glücklich erspäht, wie wir, die wir seine Amtsgenossen waren, dies immer mit Bewunderung an ihm wahrgenommen haben? Die meisten in diesem Kreise sind seine nahvertrauten Freunde gewesen; einige haben im engen Bündnisse mit ihm und festgehalten von seiner treuen Hand einen großen Teil ihrer Laufbahn durchmessen, und wir gedenken vor allem der tiefgebeugten Freundinnen, die sein Heimgang am härtesten trifft, die mit ihm ein Leben und eine Seele ausmachten und in ihm den Schutzgeist ihrer Freude und Zufriedenheit erkannten. Wollen wir nun, wenn es mit Worten geschehen kann, Zeugnis ablegen von dem, was er uns gewesen ist? Wer von uns hat diesem Freunde nicht seine Geheimnisse am liebsten anvertraut? Wer hat nicht mit Zuversicht den Rat aus seinem Munde vernommen? Wer hat den geringsten Zweifel in die Versicherungen seiner Liebe und Treue gesetzt? Wer hat nicht rührende Beweise der aufrichtigsten Teilnahme und uneigennütziger Hingebung von ihm erhalten? Wer hat an seinen belehrenden und erheiternden Gesprächen sich nicht er-

quickt? Wer ist in seiner Nähe gewesen, ohne an Achtung und Liebe für ihn zu gewinnen und durch sein Thun und Wesen sich gestärkt und erhoben zu fühlen. Ach! warum bist Du nicht länger unser Beispiel und unsere Freude geblieben? Warum hast Du zum ersten Male und so tief uns betrübt, teurer Entschlafener, an dem unser Herz gehangen hat? — Doch nein! weil uns der Freude und des Segens durch Dich so viel geworden ist, weil Dein geliebtes Bild immer mit unauslöschlichen Zügen in unserer Seele stehen wird, und weil Gott Dein schönes Leben durch einen so sanften Tod gekrönt hat, darum soll unsere Klage schweigen. Mit dem glaubensvollen Aufblick zu dem, der alles lenkt, der Trübsal und Freude schafft, und den bösen Tag wie den guten zu unserem Heile aufgehen läßt, wollen wir, wie Du es gethan, uns trösten. Die christliche Fassung, die Du unter allen Widerwärtigkeiten behauptetest, mit der Du Deine herbsten Verluste, den Tod Deiner Lieben, ertrugst, der edlen Tochter, die Dein Ebenbild war, und des hochherzigen Sohnes, von dessen Begeisterung die Geschichte reden wird, so lange sie der Kämpfe um das Heilige gedenkt, diese christliche Fassung soll uns ein Vorbild sein zum gelassenen Erdulden des Schmerzes, den uns Deine Trennung gebracht hat. Du hast einen guten Kampf gekämpft und Dir ist beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. Auch wir wollen aushalten und treu bleiben bis an das Ende, damit wir empfangen das unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbteil, das uns behalten wird im Himmel. Hinauf zu Gott, wo wir Dich wiederfinden wollen, soll unsre Sehnsucht und Hoffnung Dir folgen,

hinüber zu der geweihten Ruhestätte, die sich Dein Vaterherz erkoren, soll unser Segensgebet Dich geleiten. So ziehet hin, teure Überreste des Teuersten, ziehet hin, fahret wohl, ruhet sanft! Der Erde gehört, was von ihr genommen ist, dem Himmel, was ihm sich geweiht hat. Amen."

Friedrich Förster erfüllte dem verstorbenen Freunde den Wunsch, den der lebende von ihm erbeten hatte. Er geleitete die Leiche zu den Gräbern der Kinder, wo sie zur Seite des Sohnes am 18. Mai in die Gruft gesenkt wurde. Schon im folgenden Jahre wurde dort ein viertes Grab aufgeworfen, und der Hügel deckte die entseelte Hülle der treuen Dora, welche am 30. Mai zu Berlin gestorben war und am 3. Juni zu Wöbbelin bestattet wurde.

Sie hinterließ 13 wertvolle Pastellgemälde und wünschte, daß S. Majestät der König dieselben annehmen und ihnen einen sichern Platz anweisen möchte. Verkauft sollten sie auf keinen Fall werden, und auch ihren Erben keine Bezahlung, Belohnung oder Geschenk dafür gegeben werden. Streckfuß als Testamentvollzieher führte nach ihrem Tode die Verhandlungen und erhielt aus dem Ministerium folgende Antwort und Abschrift einer Allerhöchsten Kabinettsordre:

„Auf Allerhöchsten Befehl S. Majestät des Königs benachrichtigt das Ministerium Ew. Hochwohlgeboren, daß auf Ihre Immediat-Eingabe vom 13. August c. Allerhöchstdieselben nicht allein die 13 Pastellgemälde der verstorbenen Schwester der Geheimen Ober-Regierungsrätin Körner huldreichst anzunehmen, sondern auch in Bezug auf dieselben die Summe von eintausend Thalern

allergnädigst zu bestimmen geruht haben, um damit zu seiner Zeit, der von der Verstorbenen und deren Schwester beabsichtigten Stiftung eines Freitisches für hilfsbedürftige Studierende bei der hiesigen Universität zum Andenken des würdigen Geheimen Ober-Regierungsrats Körner eine noch größere wohlthätige Ausdehnung zu gewähren.

„Das Ministerium kommunizirt Ihnen die deshalb erlassene Allerhöchste Kabinettsordre vom 2. d. M. in vidimierter Abschrift und überläßt Ihnen der verwitweten Frau Geh. Ober-Regierungsrätin Körner zu ihrer Beruhigung die huldreichste Aufnahme und Genehmigung der Disposition ihrer verewigten Schwester bekannt zu machen."

„Berlin 15. Nov. 1832."

„Ministerium der geistl. Angeleg.
An den Königl. Ober-Regierungsrat
Herrn Streckfuß.

Copia vindimata.

„Auf den von Ihnen über die zurückgehende Vorstellung des Geh. Ober-Regierungsrats Streckfuß am 27. v. M. erstatteten Bericht will ich die zum Nachlasse der Johanna Dorothea Stock gehörigen Pastellgemälde derselben nach dem Ableben der jetzigen Besitzerin, Geheimen Ober-Regierungsrätin Körner für den nach ihrem Vorschlage bestimmten Preis von eintausend Thalern, aus deren Zinsen ein Freitisch für einen hilfsbedürftigen Studierenden hier gestiftet werden soll, annehmen und auf den von dem Direktor Schadow dieserhalb geäußerten Wunsch die sub Nr. 7 und 8 des Verzeichnisses aufgeführten Gemälde der Akademie der Künste als vorzügliche Werke der Pastellmalerei verehren. Ich überlasse

Ihnen dies dem Geh. Ober-Regierungsrat Streckfuß bekannt zu machen."

„Berlin 2. Nov. 1832."

„Friedrich Wilhelm."

„An den Minister Freiherrn
von Altenstein."

Einsam und allein stand nun die greise Mutter, die, einst so kränklich, nicht geglaubt hatte, daß sie ihre ganze Familie überleben sollte und fast auch den ganzen Kreis ihrer alten Freunde und Freundinnen. Nur mit Frau von Wolzogen konnte sie noch die alten Beziehungen brieflich fortsetzen; in Berlin standen ihr besonders Wilhelm von Humboldt und seine Töchter, Alexander von Humboldt, Karl Streckfuß, Friedrich Förster und Gustav Parthey nah. Im Todesjahr ihres Mannes schrieb sie an Wilhelm von Humboldt noch: „Schmerzvoll vergehen meine Tage, weil ich mich nicht an das Unabänderliche gewöhnen kann, meine Nächte sind schlaflos." Aber auch sie lernte den Schmerz; immer friedlicher wurde ihre Stimmung, und mit heitrer Seele konnte sie, was sie bei Wilhelm von Humboldt bewunderte, durch den dunklen Flor der Gegenwart die Vergangenheit mit allen ihren Reizen ergötzend auf sich zurückwirken lassen. Es genügt zum Schlusse wiederum einige Briefstellen anzuführen, aus denen ihr Leben und Treiben, ihr Fühlen und Meinen deutlich erkannt wird.

Frau Körner an Frau von Wolzogen;

„Berlin den 10. Januar 1833."

„Zu meiner Freude, verehrte Frau, habe ich von unsrer Freundin Karoline gehört, daß Sie wohl sind,

und wie Sie die vergangene Zeit zugebracht haben; daß die geliebte Emilie wohler ist, und Ihr schönes Gemüt dadurch ruhiger. Sie haben noch Schätze, die Sie die Ihren nennen können, und können reich in Liebe sein. Mein Geschick hat sich so gestaltet, nachdem ich mir Resignation erworben habe, daß ich still und in Frieden mit der Welt und mir lebe; nach der Vergangenheit bleibt mein Blick gewendet — und so seh' ich rückwärts ein langes beglücktes Leben. Viel hatte mir Gott gegeben von seiner Liebe. Ob's auch nun dunkel um mich ist, und es umfangen mich Schatten — vergess' ich nicht, wie mir sein Sonnenlicht an tausend Morgen erschienen, heiter und unendlich glücklich, und mein weinendes Auge hängt an der Vergangenheit in stiller Zuversicht — wie lange kann es noch dauern?"

„Weimar kann Ihnen den Genuß nicht mehr geben, denk' ich mir, seit der letzte der Heroen heimgegangen ist. Aber wir können es uns sagen: „Auch ich war in Arkadien geboren," der Schauplatz, wo alles Große und Herrliche uns in seinem Glanze erschienen ist. Wir haben, meine teure Freundin, ein reiches Leben gelebt."

„Meine Freunde, um mich zu zerstreuen, haben mir zugeredet, eine Gesammtausgabe von Theodors Werken zu veranstalten; mein Freund Streckfuß will mir dabei beistehn. Wie fleißig ist der geliebte Sohn gewesen! Jetzt, da ich seine Papiere durchsehe, seine Briefe wieder lese, wie erhebt sich mein Herz in Dank gegen den Allmächtigen, daß er mir ihn gegeben hat."

„Sollten Sie keinen Gebrauch von den Fragmenten aus Schillers Briefen machen oder machen können, die wir Ihnen vor einigen Jahren sendeten, so haben Sie die Güte, sie mir zurückzuschicken, wie Sie es mir schon

ein paar Mal angeboten haben. Herrn von Humboldt habe ich am ersten Tage im Jahr gesehen. Ich wohne jetzt 2 Treppen hoch, also kann ich es nicht von ihm verlangen, daß er öfters kommt. Körperlich ist er schwach, aber sein Geist ist kräftig wie ehemals. Wir haben viel von Ihnen gesprochen, die er so hoch wegen Ihres Geistes verehrt; er spricht noch immer mit vielem Enthusiasmus von Schillers Leben und der Zartheit des Behandelns Ihres Stoffes."

„Warum steht Ihnen Berlin so fern? Wenn ich mich so weit von meinem Grabe trennen könnte, würde ich noch reisen, um Sie zu sehen. Ein großer Teil meiner Bekannten wollte mir durchaus eine Gesellschafterin aufschwatzen; jedes hatte eine, die sie gern versorgen wollten, aber an mich wurde dabei nicht gedacht. Meine Treuen pflegen und warten mich in meinem Alter, und weiter brauche ich nichts."

„Gott sei mit Ihnen, verehrte Frau! Er schütze und bewahre Sie. Haben Sie und ich doch in unsern Geliebten unsere Schutzengel im Leben. Werden Sie Sich auch der alten Freundin erinnern und mir bald einmal schreiben?"

Frau Körner an Frau von Wolzogen:

„Berlin 1. Februar 1833."

„Ihre vorsorgende Liebe, meine verehrte Freundin, verlangt eine schnelle Antwort von mir. Wie Sie es gestalten wollten mit den Fragmenten von Schillers Briefen, ist es aufs beste. So ist es auch nach Körners Willen mehr, als wenn man sie in Journale einrücken ließe. Schillers Leben hat ein so großes Publikum ge-

habt, daß gewiß eine zweite Auflage sich so schnell vergreifen wird, wie die erste. Ich danke Ihnen innig für das freundliche Walten mit Cotta für mich."

„Herr von Humboldt ist nie bei mir, ohne daß wir uns besprechen, was nach meinem Tode mit dem 19jährigen Briefwechsel zwischen Schiller und Körner geschehen soll, da Körner nicht gesagt hat, daß ich sie vernichten soll; es bleibt mir ein Problem, das ich nicht zu lösen weiß. O führen Sie noch den Plan aus, nach Tegel im Frühjahr zu kommen! In Tegel ist schöne Natur; es ist eine Oase in der Wüste; doch so arg ist es auch nicht bei uns. Der Reichtum der Kunst, den Sie hier finden in jeder Art, ist groß."

„Humboldt ist körperlich schwach, aber sein Geist hat noch alle die Fülle und Kraft wie ehemals. Man sagt mir, Alexander Humboldt gewänne immer mehr Einfluß, worüber man sich allgemein freut."

„Hat Ihnen Herr von Stein erzählt, daß er einen Briefwechsel von beinahe 1000 Briefen zwischen seiner Mutter und Goethe besitzt?"

Frau Körner an Streckfuß:

„Berlin 28. Juni 1834."

„Boissereée, wenn es Sulpiz ist, hab' ich vor etlichen zwanzig Jahren in unserm Haus gesehen, wie wir noch in Dresden waren. — Das Porzellanmalen verkürzt mir sehr die Zeit. Es wird mir recht schwer, die ich eine lange Zeit nur mit spitzem Pinsel gemalt, nun mit einem breiten Pinsel malen muß. Das erhält mich bei meiner Arbeit in beständiger Spannung, und die Stunden und Tage eilen dahin, ich weiß nicht wie. Ich

beklage jeden, der sich nicht, wenn der Schmerz ihn getroffen hat, mit etwas Erheiternden zu beschäftigen weiß! Denn Thätigkeit ist die Lethe, in welcher wir allein unsre Schmerzen und Launen vergessen, und der Geist, welcher zuerst, um nicht mit seinen Gefühlen zu kämpfen, seinen Schmerz besiegen will, muß sich keine Muße erlauben; sonst ist es mit dem Frieden der Seele dahin."

Frau Körner an Frau v. Wolzogen:

„Berlin 16. November 1835."

„Vor vier Tagen erhielt ich Ihren Brief, und vor zwei Tagen besuchte mich Karoline von Humboldt und hat mir recht viel von Ihnen erzählt, was meine Seele erfreut hat, wie gesund, wie geistig kräftig Sie sind, wie die Grazie in dem Gespräch mit Ihnen und der Wohllaut Ihrer Worte so wohlthäte. So waren ihre Worte. Ich finde, daß Karoline gut aussieht gegen vergangenen Winter. Ich bin beinahe drei Jahr älter als Sie, auf den März werde ich 74 Jahr, und meine Kräfte nehmen sehr ab, ich würde keine Reise mehr ertragen. Früher hätte ich es gekonnt; wenn mir nicht mein Grab angewiesen wäre, was schon so weit von hier ist, und weiter konnte ich mich nicht entfernen, so würde ich Sie noch einmal gesehen haben. So sieht Sie nur das Auge meines Geistes in der Erinnerung vergangner schöner Zeiten."

„Ich habe Trübsal gehabt, meine edle Freundin, und hätte Ihnen so gern geschrieben, wenn ich Sie zu finden gewußt hätte. Ich sehnte mich nach Mitgefühl, was Ihr edles Gemüt mir gegeben hätte."

„Ich habe die beiden Söhne meiner treuen Leute

mit erzogen; der älteste, ein vorzüglicher Jüngling, wurde noch von meinem verklärten Körner in seinem 15. Jahre als Lehrling in eine der bedeutendsten Apotheken gethan. Der Jüngling hat viel gelernt, sich in seiner Wissenschaft sehr ausgebildet. Seit Neujahr 33, wo er ein schönes Examen gemacht hatte, wurde er Gehilfe und selbstständig. Welche Freude für mich und die Eltern! Er war brav und gut, liebenswürdig; er hatte das Glück, daß wer ihn kannte, ihm wohlwollte. Ich liebte in ihm mein Werk, daß mir Gott die Gnade gegeben hatte, noch was Gutes gethan zu haben. Nach einer heftigen Erkältung im vergangenen Sommer verloren wir ihn am 13. September im 19. Jahr, der uns nie im Leben betrübt hatte. Er starb bei mir. Was die Zeit mit einem leichten, wohlthätigen Schleier verhüllt hatte, lebt wieder aufs neue in meinem Leben. So hat Ihre arme Freundin gelebt."

„Sollte Herr v. Cotta noch die Fragmente behalten und bezahlen, und Sie wüßten, daß ich nicht mehr unter den Lebendigen wäre, so haben Sie noch die große Güte für mich, dies Geld an meine Leute zu schicken, an Herrn Rudolf Ulrich oder an Madame Ulrich, geb. Schuster, ehemals bei der Staatsrätin Körner Unter den Linden im Sahleschen Hause zu erfragen Nr. 32. Ich bestimme es noch dem zweiten Sohne, der ein Forstmann wird, was ein teures und schweres Studium ist, ehe ein so gebildeter junger Mann eine kleine Stelle bekommt. Werden Sie meiner Fürsorge verzeihn? O ja, Sie sind gütig und freundlich gegen Ihre alte Freundin, die Sie verehrt und achtet. Bis in den Tod die Ihre!"

„M. Körner."

Frau Körner an Frau v. Wolzogen:

„Berlin den 19. Nov. 1837.“

„Sie haben Sich ein frisches Herz erhalten wie ich! Das ist das, was uns im Leben erhält und unser Alter uns vergessen läßt; doch bin ich gewiß, daß ich älter als Sie bin, und ich gestehe gern, daß ich im 76. Jahre stehe. Wir haben viel gelitten, aber Sie und ich können auch mit innigem Gefühl sagen: „Auch ich war in Arkadien geboren.“ Die Lieben, die wir verloren, haben uns die Hoffnung gelassen, sie wiederzufinden; die Hoffnung auf die Seligkeit des Himmels erhebt unsre Herzen, wo das Getrennte sich vereint und das Verlorene sich wiederfindet, und auf die dunkeln Wolken unsers Daseins fallen die strahlenden Blicke des himmlischen Lichts. Wiedersehen — ja Wiedersehen!“

„Die Töchter unsrer heimgegangenen Freundin sind uns doch auch ergeben und denken gern an Sie und mich. Ich sehe sie manchmal; besonders die Generalin ist eine vortreffliche Frau, sie hat aber einen so großen Haushalt, den sie mit so ernstem Willen vollführt nächst den Pflichten der Gesellschaft, daß ihr wenig Zeit bleibt. Tegel ist jeden Tag so besucht, und besonders jetzt, da die Bülowsche Familie den Hausstand vermehrt, daß Frau von Hedemann keine Stunde übrig hat, etwas zu lesen, um ihren Geist zu erfrischen, daß sie die Stunden dem Schlaf abstiehlt. Im vergangenen Sommer, als ich mich etwas kräftiger fühlte, beredete mich Edda von Kalb, die treffliche Freundin, noch einmal mit ihr nach Tegel zu fahren, was ich nicht glaubte wiederzusehen, und wir wurden mit großer Liebe empfangen. So sah

ich die Gräber der Edlen wieder, die in treuer Freundschaft uns im Leben zugethan waren und bis ans Ende verharrten."

„Bettina hat doch den Briefwechsel Goethes mit dem Kinde ins Englische übersetzen lassen, um in England viel Glück mit ihrer Unternehmung zu machen. Die Rezension der Engländer über die Briefe ist interessant, Goethe ist aber dadurch von seiner Höhe herabgekommen. Bettina läßt sich aber dadurch nicht stören und giebt im 3. Teile das Stärkere noch, was sie uns Deutschen nicht gegeben hat. Warum hat Bettina vergessen, was ihr Heros sagt: Der Mann strebt nach Freiheit, die Frau nach Sitte!"

Frau Körner an Frau v. Wolzogen:

„Berlin 25. April 1841."

„Was schöne Seelen schön empfunden, muß trefflich und vollkommen sein!" „Das ruf' ich Ihnen im wahren Sinne des Worts, verehrte Freundin, beim Lesen Ihres Buches zu. Sie haben mich beglückt, indem Sie mir das Werk Ihres Geistes sendeten, das Sie mit Jugendgeist empfunden, noch Agnes von Lilien eine Gefährtin schenkten."

„Seit sechzehn Wochen hat mich Krankheit gefangen gehalten, und ich bin leider noch nicht genesen. Wie hätte ich ahnen können, daß ich das 80. Jahr antreten würde, und doch ist es so! Meine Kräfte sind schwach, meine Sinne sind sehr schwach geworden, sind ziemlich dahin. Ich habe das Glück gehabt, von den meinen trefflich gepflegt zu werden, mit Sorge und Liebe, und

die Welt hat mir viel Achtung bezeugt. Doch genug von mir."

„Arndts Anerkenntnis Geßlers hat mich wie Sie erfreut. Mit welcher Wahrheit und Treue hat er ihn gezeichnet. Bis an sein Ende blieb er uns zugethan. Er lebte in Schmiedeberg mit der Familie seines Arztes und für die Familie seines Universalerben. Er hinterließ Körner eine Leibrente, welche an mich fiel, wie mein Körner starb. Körner hätte beinahe einen Prozeß mit den Erben gehabt, doch es ekelte ihn an, und so ließ er sich jährlich 200 Thaler davon nehmen, so auch ich."

„Der Großherzog ist bei mir gewesen, hat mein Krankenkostüm übersehen und war der gütige Fürst, der er immer war, und hat mir viel Schönes und Freundliches von Ihnen erzählt."

„Sagte ich Ihnen nicht vorher, daß Hofmeisters Buch kein Glück machen würde? Ihre Memoiren Schillers sind das einzige, auf das man blicken muß, will man Wahrheit erhalten. Der arme Ernst Schiller. Sollte er schon so früh vollenden! Von Karoline Schiller, Junot, studiert der älteste Stiefsohn hier; die liebe Frau hat an mich, ohne daß ich mit ihr in Verkehr war, einen Brief geschrieben, der mich erfreut hat. Ich habe nichts für ihn thun können, weil ich von Krankheit gefesselt war, und Hoffnung einer völligen Besserung schwindet."

„Leben Sie wohl, Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz bis zum Tod!"

„Die Ihre
Marie Körner."

Über achtundzwanzig Jahre waren vergangen, nachdem Marie Körner lebensmüde nach dem Verluste ihrer Kinder nach Berlin übergesiedelt war, als endlich am 20. August 1843 der Tod sie wieder mit den ihrigen vereinte. Ihr Leichnam wurde am 23. August ebenfalls in Wöbbelin zur Erde bestattet.

Dort schlafen zusammen die fünf Glieder des Körnerschen Hauses den ewigen Schlaf. In der Mitte des Platzes vor der Eiche ist Theodors Grab, davor das Denkmal. Rechts von Theodors Hügel ruht die Mutter, links der Vater, zu den Füßen der Mutter, rechts vom Denkmal des Bruders, Emma, links, zu Füßen des Vaters, die Tante Dora. Die Gräber der Eltern und der Tante tragen auf eisernen Tafeln die einfachen Inschriften der Namen, der Geburts- und Todesdaten. Das Grab der Schwester deckt ein Stein mit folgender Inschrift:

Unter den Nachgelassenen
T h e o d o r K ö r n e r s
folgte ihm zuerst
seine gleichgesinnte Schwester
Emma Sophia Luise.
Sie war geboren zu Dresden
am 19. April 1788.

Durch Charakter, Geist und Talente
verschönerte sie die Tage der Ihrigen
und erfreute Alle, die sich ihr näherten.
Den geliebten Bruder betrauerte sie
wie es der deutschen Jungfrau ziemte.

Aber indem sich die Seele zu ihm erhob,
wurde der Körper allmählig entkräftet.
Ein Nervenfieber endete ihr irdisches Leben
zu Dresden am 15. März 1815.

Zu ihrer Grabstätte gebührte ihr dieser Platz.

Das Denkmal Theodors ist nach einer Zeichnung des Dresdener Hofbaumeisters Thormeyer in der Königlichen Eisengießerei zu Berlin gegossen.

Leier und Schwert, von einem Eichenkranz umwunden, sind auf einen vierseitigen Altar gestellt.

Die Inschrift der Vorderseite des Altars ist:

Hier wurde
Karl Theodor Körner
von seinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe
zur Erde bestattet.

Auf der Rückseite stehen folgende Worte:

Karl Theodor Körner
geboren zu Dresden am 23. September 1791
widmete sich zuerst dem Bergbau,
dann der Dichtkunst,
zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung.

Diesem Beruf
weihte er Schwert und Leier
und opferte ihm
die schönsten Freuden und Hoffnungen
einer glücklichen Jugend.
Als Lieutenant und Adjutant
in der Lützowschen Freischaar
wurde er bei einem Gefecht
zwischen Schwerin und Gadebusch
am 26. August 1813
schnell durch eine feindliche Kugel
getödtet.

Die Inschriften der beiden andern Seiten des Altars geben Stellen aus Theodors Gedichten wieder. Die eine lautet:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde!

Die andere:

Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebeut,
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!

Anmerkungen.

Die Hauptquellen dieses Buches sind:

1) Theodor Körners Leben und Briefwechsel. Nebst Mitteilungen über die Familie Körner. Herausgegeben von Adolf Wolff. Berlin 1858.
2) Schillers Briefwechsel mit Körner. 2. Auflage. Herausgegeben von Karl Gödeke, 2 Teile. Leipzig 1874. (Viele Briefe Körners an Schiller habe ich in den Originalen auf der Königl. Bibliothek zu Berlin einsehen dürfen).
3) Theodor Körners Werke. Nebst einer Biographie des Dichters von Friedrich Förster, Berlin. Gustav Hempel.
4) Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß. Herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin 1873.
5) Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde. 2 Teile (1871).
6) Litterarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen. 2 Bände. Leipzig 1848.
7) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 3 Bände. Stuttgart 1860.
8) Briefe der Familie Körner. Herausgegeben von Prof. Alb. Weber. Deutsche Rundschau IV 9 u. 10.
9) Deutsche Pandora. 1. Bd. Stuttgart 1840.
10) Vermischte Blätter von Karl Elze. Köthen 1875.

Außerdem haben mir viele Briefe von den Mitgliedern der Körnerschen Familie oder an dieselben im Manuskript vorgelegen. So verdanke ich:

1) Dem Herrn Ulrich, dem Pflegesohn der Frau Körner,

die Kenntnis vieler Briefschaften des Vaters Körner. (Jetzt sind dieselben im Körnermuseum).

2) Dem Herrn Professor Schillbach in Potsdam die Kenntnis einiger Briefschaften des Vaters Körner aus Friedrich Försters Nachlaß. (Jetzt im Körnermuseum).
3) Der nun bereits verstorbenen Frau v. Paschwitz, geb. Kunze die Kenntnis von Briefen der Familie Körner an ihren Vater Wilhelm Kunze. (Jetzt im Körnermuseum).
4) Der Frau Staatsministerin von Bülow, geb. von Humboldt die Kenntnis der Briefe Wilhelm von Humboldts an den Vater Körner. Ich habe dieselben als selbständiges Buch herausgeben dürfen: Ansichten über Ästhetik und Litteratur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner. Herausgegeben von F. Jonas, Berlin 1880.
5) Dem Herrn Stadtrat Streckfuß in Berlin die Kenntnis einiger die Körnersche Familie betreffenden Papiere aus dem Nachlaß seines Vaters, des verstorbenen Herrn Oberregierungsrats Streckfuß.
6) Dem Herrn Sanitätsrat Rintel in Berlin den Besitz der Briefe des Vaters Körner an Zelter.
7) Dem Herrn Dr. Peschel, dem Direktor des Körnermuseums zu Dresden die Kenntnis vieler Briefschaften aus seinem Museum und viele wertvolle Auskunft auf einzelne Fragen.
8) Der Dresdner Königl. Bibliothek die Kenntnis der Briefe Körners an Göschen.
9) Der Gothaschen Herzogl. Bibliothek die Kenntnis des Briefwechsels zwischen Körner und Müllner.
10) Der Frau E. Parthey in Berlin die Kenntnis der Briefe Theodor Körners an den Hofrat Parthey.
11) Den Erben Dr. Gustav Partheys einige Familienbriefe.

Den vorgenannten Damen und Herren und Bibliothekvorständen, welche so gütig mich unterstützt haben, sowie allen, die mir bei meiner Arbeit durch mündliche und briefliche Auskunft behilflich gewesen sind, sage ich hiermit meinen innigen und

ergebenen Dank. Ich habe versucht, so viel wie möglich die Quellen selbst sprechen zu lassen, deren Nachweis im einzeln hier folgt.

S. 1. Z. 1 ff. Abgedruckt aus „Schillers Leben und Werke" von Palleske. 3. Aufl. 2. Bd. S. 614.
S. 2. Z. 20 ff. Die Daten sind meist entlehnt aus den Schriften: Memoria viri magnifici ... D. Joannis Gotfridi Koerneri .... commendata ab rectore universitatis litterarum Lipsiensis. 1786. und: Sächsische evangelische luther'sche Kirchen- und Predigergeschichte von Erdmann Hannibal Albrecht. Leipzig 1799. Bd. 2. S. 103.
S. 3. Z. 8. Die Nachricht beruht auf einer brieflichen Auskunft des Herrn Stiftssyndikus in Meißen an Herrn Dr. Peschel.
S. 3. Z. 25. Nathan der Weise III. 1.
S. 4. Z. 4. Vergl. Sammlung etlicher Predigten, welche gehalten und herausgegeben sind von M. Joh. Gottfr. Körner. Leipzig 1759.
S. 5. Z. 30 ff. Nach dem Taufschein im Körnermuseum. Daß Schmidts die Stiefeltern der Frau Körner gewesen, entnehme ich der Widmung der in der vorigen Anmerkung genannten Predigtsammlung.
S. 6. Z. 8 ff. Original im Körnermuseum in Dresden.
S. 6. Z. 22. Vorher soll er das Leipziger Thomasgymnasium besucht haben. Vergl. Stern Körners Ges. Schriften. S. 3.
S. 6. Z. 24 ff. Nach gütiger Mitteilung seitens des Herrn Rektors E. Müller und des Herrn Schulrentamtmanns Schmidt in Grimma.
S. 7. Z. 16. Vermischte Blätter von Karl Elze. Köthen 1875.
S. 7. Z. 30 ff. Brfwchsl. Schiller-Körner. I. 27.
S. 8. Z. 24 ff. Brfwchsl. Schiller-Körner. I. 19.
S. 10. Z. 1. Vergl. Neuestes gelehrtes Dresden. Herausgeg. v. Kläbe. Leipzig 1796. S. 80.
S. 10. Z. 4. Nach einer Stelle eines Briefes an den Sohn vom 14. Oktober 1808 aus den Ulrichschen Papieren.
S. 10. Z. 31. Vergl. Weidlichs biographische Nachrichten.
S. 11. Z. 19 ff. Brfwchsl. Schiller-Körner. I. 28.
S. 13. Z. 7 ff. Kunst und Leben. Aus Försters Nachlaß. S. 102 ff.

S. 18. Z. 20. Vergl. Parthey Jugenderinnerungen. II. 49.
S. 18. Z. 28. Goethe Dichtung und Wahrheit. Hempelsche Ausgabe. Teil 21. S. 104 und 110.
S. 19. Z. 22. Vergl. Deutsche Rundschau IV. S. 461.
S. 19. Z. 25. Schelling im Briefe an die Eltern vom 3. April 1796. Vergl. Aus Schellings Leben. I. 95.
S. 21. Z. 9. Näheres bei Stern Körners Ges. Schriften S. 6 und Grenzboten III. 1881. S. 244—253.
S. 22. S. 20. Nach Mitteilungen des Herrn Stadtbibliothekars Naumann in Leipzig, der vor Jahren gütigst auf meine Bitte, die Leipziger indices lectionum durchgesehen hat. Abweichend davon meldet Stern Körners Ges. Schriften S. 5 und 8., Körner habe schon 1779 und auch noch im Sommer 1782 gelesen und auch Technologie und Katholische Kirchengeschichte (?) behandelt.
S. 22. S. 27. Brief an Schiller 5. Juni 1789.
S. 23. Z. 7. Brief an Schiller 3. März 1785.
S. 23. Z. 16. Vergl. über Körners Gehalt, Schillers Brief an ihn vom 20. Oktober 1788.
S. 23. Z. 19. Vergl. Deutsche Rundschau IV. 9. S. 462.
S. 24. Z. 7. Kunst und Leben. S. 89.
Das Bild ist nach Körners Tod wieder aufgefunden, vom Professor Keller in Försters Auftrag restauriert und jetzt aus Försters Nachlaß dem Körnermuseum übergeben.
S. 25. Z. 26 ff. Kunst und Leben. S. 109.
S. 27. Z. 7 ff. Goethe Hermann und Dorothea. II. 44 und 45.
S. 29. Z. 1. Brfwchsl. Schiller-Körner. I. 12.
S. 29. Z. 12. Brfwchsl. Schiller-Körner. I. 5.
S. 29. Z. 21. Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Stuttgart 1859. S. 448.
S. 30. Z. 5. Schiller an Huber 7. Dez. 1784 im Brfw. Schiller Körner. I. 3.
S. 30. Z. 31. Kunst und Leben. S. 110.
S. 31. Z. 22. Brfw. Schiller-Körner. I. 8.
S. 32. Z. 1. Brfw. Schiller-Körner. I. 12.
S. 33. Z. 6. Brfw. Schiller-Körner. 2. Aufl. S. 10 und Seite 12 Anm.

S. 33. Z. 22. Brfw. Schiller-Körner. 2. Aufl. S. 15.

S. 34. Z. 3. Vergl. Journal für deutsche Frauen. Besorgt von Wieland, Rochlitz und Seume 1806; ferner: Geschäftsbriefe Schillers. Herausgeg. v. Gödeke. S. 346. Vergl. dazu Archiv für Litteraturgesch. Leipzig VIII. 170.

S. 34. Z. 10. Kunst und Leben. S. 117.

S. 34. Z. 24. Brfw. Schiller-Körner. I. 30.

S. 35. Z. 2. Brfw. Schiller-Körner. I. 34.

S. 35. Z. 20. Brfw. Schiller-Körner. I. 41.

S. 36. Z. 13. Brfw. Schiller-Körner. I. 44.

S. 36. Z. 30. Brfw. Schiller-Körner. IV. 196.

S. 39. Z. 1. Memoria D. Joan. Gotfr. Koerneri.

S. 39. Z. 6. Vergl. einen Aufsatz des Dr. Stern in den Grenzboten 1881 über Göschen und Körner, und die Originalbriefe in der Dresdner Königl. Bibliothek.

S. 40. Z. 6. Original im Körnermuseum.

S. 40. Z. 14. Brfw. Schiller-Körner. I. 46.

S. 40. Z. 21. Brfw. Schiller-Körner. I. 49.

S. 41. Z. 8. Brfw. Schiller-Körner I. 50.

S. 41. Z. 24 Schiller an Huber. Brfw. Schiller-Körner. 2. Aufl. Bd. I. S. 37.

S. 42. Z. 8. Schiller an Huber. Brfw. Schiller-Körner. 2. Aufl. Bd. I. S. 40.

S. 42. Z. 12. Kunst und Leben, S. 68 und Huber an Körner 4. April 1788. L. F. Hubers sämtliche Werke seit dem Jahre 1802. Tübingen 1806. I. S. 262.

S. 43. Z. 8. Ephemeriden der Litteratur und des Theaters 1785 p. 44: „Der Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit, Herr Prof. Becker zu Dresden, hat wegen schwächlicher Gesundheit, die Erlaubnis erhalten, auf ein halbes Jahr nach Italien zu reisen, und ist als Begleiter einer polnischen Gräfin Ende Oktober (1784) von Dresden abgereist. Die Herausgabe der Ephemeriden besorgt indes Herr Doktor und Oberkonsistorialrat Körner zu Dresden."

S. 43. Z. 5. Schiller an Huber. Brfw. Schiller Körner. 2. Aufl. I. S. 40.

S. 43. Z. 27. Brfw. Schiller-Körner. I. 22 und I. 30.

S. 44. Z. 22. Brfw. Schiller-Körner. I. 29.
S. 44. Z. 26. Goethe Sprüche in Prosa Nr. 389.
S. 44. Z. 32. Brfw. Schiller-Körner. I. 24.
S. 45. Z. 12. Brief vom 4. Dez. 1788. Schiller und Lotte. Ausgabe von Fielitz. I. 154.
S. 45. Z. 31. An Lotte und Karoline 20. November. Fielitz. I. 128.
S. 46. Z. 24. Vergl. Ich habe mich rasieren lassen. Ein dramatischer Scherz von Schiller. Herausgeg. von Künzel. Leipzig 1862. S. 26.
S. 46. Z. 26. Der Brief ist 1789 in der Thalia abgedruckt, aber bereits 1788 im Frühjahr geschrieben. Danach ist meine Angabe im Text zu verbessern.
S. 46. Z. 30. Vergl. Theodor Körners Leben und Briefwechsel. Herausgeg. von Wolff. S. 87—95.
S. 48. Z. 10. Kunst und Leben. S. 77 und Schillers sämtliche Schriften. Hist.-krit. Ausgabe, herausgeg. v. Gödeke. IV. S. 19. Palleske, Schillers Leben. 2. Aufl. II. S. 35.
S. 50. Z. 8. Nach den Originalzeichnungen Schillers und der Originalhandschrift Hubers, herausgeg. von Karl Künzel, Leipzig. 4.
S. 50. Z. 13. Nach freundlicher Mitteilung seitens des Herrn Ulrich an den Herausgeber.
S. 51. Z. 4. Ich habe mich rasieren lassen. Ein dramatischer Scherz von Friedrich von Schiller. Aus der Original-Handschrift herausgeg. von Karl Künzel. Leipzig (1862) 8.
S. 54. Z. 16. Huber an Körner den 25. August 1788. Hubers sämtliche Werke seit dem Jahre 1802. I. S. 294.
S. 54. Z. 20. Huber an Körner den 8. März 1790 ebenda. I. 378.
S. 55. Z. 1. Brfw. Schiller-Körner, I. 71.
S. 55. Z. 6. Schillers sämtliche Werke. Hist.-krit. Ausgabe IV. 180. Palleske, Schillers Leben. 2. Aufl. II. S. 53.
S. 58. Z. 14. Körners des Älteren Schriften. Herausgeg. von Dr. Karl Barth. Nürnberg, Friedr. Korn (1859).
S. 59. Z. 13. Brfw. Schiller-Körner. II. 256.
S. 60. Z. 11. Brfw. Schiller-Körner. IV. 52.

S. 61. Z. 25. Vergl. W. v. Humboldts Urteil über Körners Talent zur Kritik. Brief an Körner 10. Dezember 1794.
S. 62. Z. 10. Abgedruckt in Aesthetische Ansichten, Leipzig 1808 und bei Barth: Körners des Älteren Schriften.
S. 65. Z. 2. Brfw. Schiller-Körner. I. 332.
S. 65. Z. 6. Brfw. Schiller-Körner. I. 248. Er dachte nach- und nebeneinander an eine Verbindung mit Charlotte von Kalb (Brfw. Schiller-Körner, I. 122, 190), mit Wielands zweiter Tochter (I. 212), mit Charlotte von Lengefeld (I. 221). Corona Schröter, die einst der Jüngling Körner angeschwärmt hatte, und Demoiselle Schmidt sah er auch als mögliche „Partien" für sich an. (I. 192, 194).
S. 65. Z. 10. Brfw. Schiller-Körner. I. 229.
S. 66. Z. 9. Brfw. Schiller-Körner. I. 321. II. 17.
S. 67. Z. 3. Parthey Jugenderinnerungen. II. 51.
S. 67. Z. 6. Das Bild war zuletzt im Besitz des verstorbenen Kapellmeisters Eckert.
S. 68. Z. 27. Brfw. Schiller-Körner. II. 126.
S. 71. Z. 31. Gemeint ist Karoline von Dacheröden.
S. 72. Z. 23. Jamben von Fr. L. Grafen von Stolberg. Leipzig 1784.
S. 72. Z. 28. Vergl. Archiv für Litteraturgesch. von Schnorr v. Carolsfeld. Bd. V. S. 105.
S. 73. Z. 26. Brfw. Schiller-Körner. II. 203.
S. 73. Z. 28. Zeitschrift für Deutsches Altertum. Neue Folge XIII. S. 97.
S. 76. Z. 11. Vergl. Biedermann Goethe-Forschungen. S. 434.
S. 79. Z. 19. Brfw. Schiller-Körner. II. 246.
S. 80. Z. 6. Brfw. Schiller-Körner. 2. Aufl. Bd. I. S. 424.
S. 80. Z. 19. Brfw. Schiller-Körner. II. 284.
S. 81. Z. 13. Brfw. Schiller-Körner. II. 307.
S. 81. Z. 23. Brfw. Schiller-Körner. II. 285.
S. 82. Z. 16. Brfw. Schiller-Körner. II. 343. Archiv f. Litteratur-Geschichte. X. 583.
S. 82. Z. 30. Brfw. Schiller-Körner. II. 326, III. 74.
S. 83. Z. 7. Brfw. Schiller-Körner. IV. 384, IV. 391.
S. 84. Z. 21. Humboldt an Körner 19. Nov. 1793.
S. 85. Z. 5. Humboldt an Körner 19. Nov. 1793.

S. 85. Z. 28. Brfw. Schiller-Körner. III. 171.
S. 86. Z. 7. Brfw. Schiller-Körner. III. 189.
S. 86. Z. 20. Brfw. Schiller-Humboldt Vorerinnerung. S. 12. 1. Aufl.
S. 86. Z. 32. Humboldt an Körner 26. Januar 1811.
S. 87. Z. 4. Brfw. Schiller-Humboldt Vorerinnerung. S. 8.
S. 87. Z. 27. Wilhem von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. S. 131.
S. 88. Z. 29. Brfw. Schiller-Körner. I. 140, I. 375, II. 312, III. 258, III. 127, IV. 324.
S. 89. Z. 7. Brfw. Schiller-Körner. II. 210, III. 348.
S. 89. Z. 20. Ungedruckt. Aus den Papieren des Herrn Ulrich.
S. 90. Z. 17. Brfw. Schiller-Körner. IV. 259.
S. 90. Z. 31. Ästhetische Ansichten. Leipzig 1808. S. 158 u. 155.
S. 92. Z. 6. Brfw. Schiller-Körner. III. 311.
S. 92. Z. 18. Brfw. Schiller-Körner. III. 401.
S. 92. Z. 25. Brfw. Schiller-Körner. IV. 3.
S. 93. Z. 21. Goethe an Schiller 19. Okt. 1796.
S. 93. Z. 32. Goethe an Schiller 19. Nov. 1796. Der Körnersche Aufsatz über Wilhelm Meister ist abgedruckt in den Ästhetischen Ansichten. Goethe schrieb auch an Körner seinen Dank für den Aufsatz am 8. Dez. 1796. Vergl. Biedermanns Goethe-Forschungen. S. 441.
S. 96. Z. 13. Brfw. Schiller-Körner. IV. 52. Schiller an Goethe 2. Okt. 1797. Goethe-Zelter Nr. 739.
S. 96. Z. 25. Körner war zu der Zeit, als dieser Brief geschrieben wurde, Geh. Ober-Regierungsrat im preußischen Kultusministerium.
S. 97. Z. 19. Brfw. Schiller-Körner. IV. 7, IV. 34, IV. 129 IV. 313.
S. 97. Z. 21. Brfw. Schiller-Körner. IV. 86.
S. 97. Z. 28. Brfw. Schiller-Körner. III. 374, IV. 71.
S. 98. Z. 1. Brfw. Schiller-Körner. III. 348.
S. 98. Z. 14. Goethe an Schiller d. 26. Nov. 1796.
S. 98 Z. 32. Brfw. Schiller-Körner. IV. 373.
S. 99. Z. 21. Dieser Aufsatz ist gedruckt in den Ästhetischen Ansichten 1808, wo auch der Aufsatz aus der Thalia und der aus den Horen wieder abgedruckt sind.

S. 99. Z. 24. Die Oper ist später vom Sohne ausgearbeitet.
S. 100. Z. 1. Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung u. der politischen Rechenkunst von Dr. Christian Gottfried Körner, Dresden 1812. Der Aufsatz stammt, wie der Brfw. mit Schiller ausweist, aus dem Jahr 1792, nicht, wie Körner im Druck angiebt, aus dem Jahr 1791.
S. 102. Z. 19. Brfw. Schiller-Körner. II. 322.
S. 102. Z. 26. Im Körnermuseum befindet sich ein geschriebenes Heft voll Körnerscher Kompositionen.
S. 103. Z. 8. Brfw. Schiller-Körner. IV. 332.
S. 103. Z. 30. Die Originalbriefe Körners an Zelter sind in meinem Besitz.
S. 110. Z. 30. Brfw. Schiller-Körner. IV. 46—49.
S. 111. Z. 6. Brfw. Schiller-Körner. III. 260.
S. 111. Z. 14. Brfw. Schiller-Körner. IV. 365.
S. 111. Z. 22. Brfw. Schiller-Körner. III. 335.
S. 111. Z. 29. Brfw. Schiller-Körner. III 272, III. 362. IV. 33.
S. 112. Z. 5. Brfw. Schiller-Körner. IV. 30. Charlotte von Schiller und ihre Freunde. III. S. 22.
S. 112. Z. 12. Brfw. Schiller-Körner. IV. 211, IV. 219. Vergl. IV. 152.
S. 112. Z. 19. Charlotte von Schiller. III. 64.
S. 112. Z. 24. Brfw. Schiller-Körner. IV. 356.
S. 113. Z. 6. Brfw. Schiller-Körner. IV. 335. Über Herder vergl. I. 231, III. 217, 315—320. IV. 190.
S. 113. Z. 28. Brfw. Schiller-Körner. IV. 85.
S. 116. Z. 28. G. Parthey Jugenderinnerungen. II. 50, 52. Vergl. Biedermanns Goethe-Forschungen. S. 440.
S. 119. Z. 5. Palleske Schillers Leben. II. 528. 3. Aufl.
S. 119. Z. 23. Karoline von Wolzogen. Schillers Leben 1850. 12. S. 337.
S. 121. Z. 27. Charlotte von Schiller und ihre Freunde. III. 44.
S. 123. Z. 15. Der Brief ist aus der Minerva wieder abgedruckt in „Auserwählte Briefe deutscher Männer und Frauen. Herausgeg. von H. Kletke, Berlin.
S. 126. Z. 12. Brfw. Schiller-Körner. II. 335.
S. 127. Z. 5. Brfw. Schiller-Körner. II. 195.

S. 127. Z. 28. Brfw. Schiller-Körner. III. 129, 168.
S. 128. Z. 10. Brfw. Schiller-Körner. III. 305, 322. IV. 52.
S. 128. Z. 31. Charlotte von Schiller und ihre Freunde. III. S. 19.
S. 129. Z. 14. Brfw. Schiller-Körner. IV. 162, 371.
S. 130. Z. 16. Schillers Künstler.
S. 130. Z. 17. Siehe oben S. 73.
S. 131. Z. 12. Brfw. Schiller-Körner. IV. 207.
S. 134. Z. 10. Förster, Theodor Körners Werke. Hempel. I. S. 36.
S. 137. Z. 18. Ungedruckt aus Försters Nachlaß.
S. 137. Z. 25. Förster Theodor Körners Werke. I. S. 29. Nach Förster ging Küttner schon 1802 nach Pferten. Die Übersetzungen aus Anakreon (Förster I. 45) sind aber nicht, wie Förster meint, aus dem Jahre 1804, sondern wie ein Vermerk auf dem Manuskript zeigt aus dem Jahr 1807.
S. 141. Z. 3. Deutsche Rundschau. IV. 9. 466.
S. 141. Z. 28. H. von Kleists Werke. Hempel. I., XLIX. und nach brieflichen Mitteilungen der inzwischen verstorbenen Frau von Paschwitz geb. Kunze an den Herausgeber.
S. 142. Z. 24. Original in der Königl Bibliothek zu Dresden.
S. 143. Z. 27. Deutsche Rundschau. IV. 469, 472. Vergl. Charlotte von Schiller. III. 25.
S. 144. Z. 25. Deutsche Rundschau. IV. 9. 464, 469, 470.
S. 144. Z. 26. Stern (Körners Ges. Schriften. S. 25) meldet, daß aus diesem Zirkel einige Jahre später die Dreyßigsche Singakademie hervorgegangen sei.
S. 145. Z. 8. Deutsche Rundschau. IV. 9. 463—464.
S. 146. Z. 4. Die Stellen aus Briefen an die Taute Ayrer sind Karl Elzes Vermischten Blättern S. 71—92 entnommen.
S. 146. Z. 24. Die nachfolgenden Stellen aus Briefen an Frau Schiller sind entnommen aus: Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Bd. III. S. 3—92.
S. 151. Z. 10. Schillers Bild von Graff aus dem Jahre 1787. Brustbild in Öl. Das Original jetzt aus Försters Nachlaß im Körnermuseum zu Dresden. Eine Kopie davon im Schillerhaus zu Weimar. Über Doras Kopie spricht Schiller seine Freude in einem Brief an Körner vom 5. April 1795 aus.

S. 154. Z. 27. Körners wohnten bei ihrer Verheiratung am Kohlenmarkt 14 (jetzt Körnerstr. 4). In diesem Hause befindet sich jetzt das Körnermuseum. 1793 zogen sie nach dem Palais-Platz 4 (jetzt Kaiser Wilhelm-Platz). Im Jahr 1799 kauften sie ein Haus in der Schloßstraße (jetzt 14b), das sie aber nicht selbst bezogen. 1801 kauften sie ein Haus in der Moritzstraße (jetzt 10), in dem sie bis zu ihrer Übersiedelung 1815 wohnen blieben. (Vergl. Das Körnermuseum zu Dresden. Zur Erläuterung bei dem Besuch desselben. 2. Auflage. Dresden 1878. S. 3.)

S. 164. Z. 3. Die Stellen aus Briefen an den Professor Weber sind alle abgedruckt aus der Deutschen Rundschau. IV. Heft 9 und 10.

S. 175. Z. 2. Vergl. S. 171. Z. 22.

S. 176. Z. 6. Am 23. Dezember. Elze Verm. Blätter. S. 73.

S. 176. Z. 17. Über die Erbschaft vergl. Archiv für Litteraturgesch. Herausgeg. von Dr. Schnorr von Carolsfeld. X. S. 582.

S. 176. Z. 21. Vergl. Brief an die Tante Ayrer vom 28. Oktober 1808.

S. 177. Z. 25. Über die Geselligkeit in Körners und Racknitz' Haus vergl. Wolff Theodor Körners Leben und Briefw. Berlin 1858. S. 87 bis 95 nach Friedrich Launs Bericht.

S. 178. Z. 11. Nach dem Manuskript in Försters Nachlaß. Vergl. Förster Theodor Körners Werke. I. 52.

S. 178. Z. 30. Vergl. Goethe Hermann und Dorothea, Thalia 47.

S. 181. Z. 2. Lessing Nathan der Weise. IV. 7.

S. 181. Z. 3. Die Briefe lagen mir im Manuskript vor. Die Originale waren teils von Herrn Ulrich aufbewahrt, teils, soweit sie von Wolff abgedruckt sind, waren sie im Besitz der Nikolaischen Verlagshandlung. Jetzt sind sie meines Wissens alle im Körnermuseum.

S. 181. Z. 27. Vergl. Brief der Frau Körner an die Tante Ayrer vom 25. Juli 1808.

S. 182. Z. 10. Die Mutter an die Tante Ayrer d. 25. Juli 1808.

S. 182. Z. 25. Die Mutter an die Tante Ayrer 28. Oktober 1808.

S. 182. Z. 28. Theodors Gedicht Bergmannsleben.

S. 183. Z. 3. Bergmannsleben.

S. 184. Z. 19. Ungedruckt aus Herrn Ulrichs Körnerbriefen.
S. 185. Z. 11. Nach einem ungedruckten Brief aus Herrn Ulrichs Körnerbriefen vom 28. Nov. 1808.
S. 185. Z. 19. Ungedruckter Brief vom 19. Dezember 1808. Aus Herrn Ulrichs Körnerbriefen.
S. 186. Z. 5. Die Originale der nachfolgenden Briefe und Gedichte an Wilhelm und Betty Kunze sind aus Kunzes Nachlaß an das Körnermuseum übergegangen.
S. 191. Z. 1. Brief vom 30. Januar 1809 gedruckt bei Wolff
S. 191. Z. 18. Brief vom 11. Febr. 1809 gedruckt bei Wolff.
S. 192. Z. 18. Gedruckt bei Wolff.
S. 193. Z. 12. Briefe an die seinen vom 27. Febr. 1809 und von Ende April, gedruckt bei Wolff.
S. 193. Z. 22. Über die Reise vergl. Theodor Körners Werke von Förster. I. S. 54 und Theodors Originalbriefe in Försters Nachlaß im Körnermuseum.
S. 194. Z. 6. „Auf der Riesenkoppe." Theodor Körners Werke von Förster. II. S. 99.
S. 195. Z. 25. Brief vom 28. März 1810, gedruckt bei Wolff.
S. 195. Z. 30. Gedruckt bei Wolff.
S. 196. Z. 27. Deutsche Rundschau. IV. Heft 9. S. 479.
S. 196. Z. 31. Nach einem ungedruckten Brief an den Sohn vom 28. Mai 1810 in Herrn Ulrichs Papieren.
S. 197. Z. 7. Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe XI. Vorwort S. VI.
S. 198. Z. 6. Vergl. Brief an Frau von Schiller vom 20. Juni und 5. August 1810. Charlotte von Schiller. III. S. 57.
S. 198. Z. 14. Vergl. Ansichten über Ästhetik und Litteratur von W. von Humboldt. Seine Briefe an Körner Nr. 21.
S. 199. Z. 11. Original in der Königl. Bibliothek zu Dresden.
S. 200. Z. 30. Ungedruckter Brief an den Sohn vom 24. Januar 1810 aus Herrn Ulrichs Papieren.
S. 201. Z. 17. Aus ungedruckten Briefen an den Sohn vom 9. Febr. und 17. Februar 1810 aus Herrn Ulrichs Papieren.
S. 202. Z. 10. Ungedruckter Brief vom 19. Febr. 1810 aus Herrn Ulrichs Papieren.
S. 202. Z. 20. Vergl. Wolff. S. 110.
S. 203. Z. 1. Original im Körnermuseum.

S. 205. Z. 19. Vergl. Archiv für Litteraturgeschichte. IV. 372 bis 386.
S. 209. Z. 27. Deutsche Rundschau. IV. Heft 10. S. 118.
S. 210. Z. 28. Biographische Nachrichten über Theodor Körner von Chrstn. Gottfr. Körner.
S. 211. S. 23. Aus einem ungedruckten Brief an den Sohn vom 10. August 1810 aus Herrn Ulrichs Papieren.
S. 212. Z. 1. Vergl. Archiv f. Litteraturgesch. V. 108.
S. 213. Z. 12. Aus einem ungedruckten Brief an den Sohn vom 2. Okt. 1810 aus Herrn Ulrichs Papieren.
S. 214. Z. 7. Vergl. Wolf S. 183.
S. 214. Z. 25. Vergl. Wolff S. 109 und Theodor Körners Werke von Förster. I. S. 60.
S. 216. Z. 28. Nach Mitteilung der Enkel an den Herausgeber.
S. 218. Z. 10. Vergl. Wolff. S. 187 und 189.
S. 219. Z. 18. Vergl. Partheys Jugenderinnerungen. I. S. 201. Nach brieflicher Mitteilung des Herrn Professors Blumner ist über eine Mitgliedschaft oder auch nur eine Mitwirkung Theodor Körners an den Übungen der Singakademie aus den sehr genauen Akten derselben freilich nichts zu ersehen.
S. 219. Z. 21. Vergl. Wolff. S. 191, 193.
S. 220. Theodors Briefe an den Hofrat Parthey sind erhalten und im Besitz der Schwiegertochter des Hofrats, der Frau E. Parthey in Berlin.
S. 222. Z. 2. Vergl. Wolff S. 203.
S. 222. Z. 23. Der Brief vom 23. zum Teil bei Wolff gedruckt, der Schluß hat mir unter Herrn Ulrichs Körnerpapieren vorgelegen.
S. 224. Z. 10. Das Folgende aus ungedruckten Briefen an die seinen in Dresden. Die Originale sind im Besitz des Herrn Streckfuß in Berlin.
S. 225. Z. 19. Das Datum des Briefes lautet nach meiner Abschrift freilich d. 23. Jan. 1811; aber das kann nicht richtig sein.
S. 232. Z. 1. Vergl. Wolff S. 202.
S. 232. Z. 22. Vergl. Wolff S. 204.
S. 233. Z. 3. Vergl. Wolff S. 209—219.

S. 237. Z. 15. Der Brief lag mir im Original unter Herrn Ulrichs Papieren vor. Bei Wolff S. 219 ist ein Stück abgedruckt.

S. 239. Z. 9. Aus Briefen bei Wolff S. 220 und 221.

S. 240. Z. 25. Vergl. Wolff. S. 235.

S. 242. Z. 31. Vergl. Wolff. S. 239—240.

S. 243. Z. 15. Vergl. Wolff. S. 242.

S. 246. Z. 29. W. von Humboldts Briefe an Christn. Gottfr. Körner Nr. 24.

S. 248. Z. 11. Vergl. Goethes Briefe an den Vater bei Wolff und in Biedermanns Goetheforschungen.

S. 248. Z. 14. W. von Humboldts Briefe an Chrstn. Gottfr. Körner Nr. 25.

S. 250. Z. 28. Goethe an Schiller d. 27. Aug. 1794.

S. 251. Z. 1. Vergl. Wolff. S. 249.

S. 253. Z. 1. Vergl. Wolff. S. 263.

S. 254. Z. 15. Deutsche Rundschau IV. Heft 10. S. 121 u. 123.

S. 255. Z. 10. Vergl. Wolff. S. 266.

S. 258. Z. 1. Dieser und die nachfolgenden Briefe von Förster und an Förster sind bereits früher gedruckt in der Deutschen Pandora. Stuttgart 1840. I. S. 3—86.

S. 261. Z. 8. Die Briefe Theodors an die seinen und der Eltern an ihn aus dem Jahre 1813 vergl. bei Wolff.

S. 261. Z. 17. Der Brief ist bei Wolff vom 27. Januar datiert. Da aber der folgende Brief Försters vom 25. Januar erst nach der Ankunft dieses Briefes in Dresden geschrieben ist, vermute ich, daß Theodors Brief vom 21. Januar zu datieren ist.

S. 269. Z. 25. Der Brief fehlt bei Wolff. Original im Besitz des Herrn Stadtrats Streckfuß.

S. 274. Das Original dieses und des folgenden Briefes ist im Besitz des Herrn Stadtrats Streckfuß in Berlin.

S. 277. Z. 26. Vergl. Parthey Jugenderinnerungen. II. S. 54.

S. 278. Z. 8. Deutschlands Hoffnungen. Leipzig 1813 bei J. F. Hartknoch.

S. 284. Z. 4. Ungedruckt. Original im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin aus der Sammlung v. Radowitz.

S. 284. Z. 23. Ein Freund des Vaters, der Major Wilhelm

von Röder, war damals beim Hauptquartier des Generals von Wintzingerode angestellt und wünschte Theodor um sich zu haben. Dieser aber mochte sich vom Lützowschen Corps nicht wieder trennen.

S. 285. Z. 15. Die Briefe an Frau von Pereira siehe bei Wolff.

S. 288. Z. 2. Die Ausgaben schreiben 28. März. Da aber die Feier, wie Theodor schreibt, am Sonnabend stattfand (vergl. S. 286. Z. 20), so ist der 27. März zu lesen; denn der traf 1813 auf einen Sonnabend.

S. 289. Z. 28. Vergl. Theodor an Frau von Pereira vom 10. April 1813 bei Wolff S. 289 und der Vater Körner an Prof. Weber am 14. April. Deutsche Rundschau IV. 10, S. 126.

S. 290. Z. 7. Vergl. Pandora I. S. 57.

S. 290. Z. 24. Arndt irrt; nicht Schiller, sondern seine Frau war Theodors Pate.

S. 291. Z. 19. Original in der Königl. Bibliothek zu Berlin, datiert Töplitz am 28. May 1813. Aus der v. Radowitzschen Sammlung.

S. 292. Z. 4. Original im Besitz der Familie Parthey in Berlin.

S. 293. Z. 13. Emmas Originalzeichnung im Besitz des Körnermuseums.

S. 295. Z. 15. Hermann und Dorothea Euterpe. Förster citiert nicht genau nach dem jetzt verbreiteten Text.

S. 299. Z. 14. Der Vater setzt die Entstehung dieses Gedichts in den biographischen Nachrichten über den Sohn erst in den August. Ich folge hier der Ansicht Försters. Pandora. I. S. 70 u. 85. Vergl. Partheys Jugenderinnerungen. I. S. 378.

S. 301. Z. 9. Original im Körnermuseum aus Kunzes Nachlaß.

S. 301. Z. 27. Die verbreitetste Lesart „Traumbild" ist ein alter Druckfehler. Kunzes Sammlung. Zwölf freie deutsche Gedichte von Theodor Körner. Nebst einem Anhang 1813 und die beiden ersten Ausgaben von Leyer und Schwert lesen „Traumlied." So auch im Manuskript Theodors. Vergl. Hermann Dunger, Archiv für Litteraturgeschichte. IV. S. 276.

S. 302. Z. 7. Parthey Jugenderinnerungen. I. 378.

S. 302. Z. 19. Original jetzt im Körnermuseum aus Kunzes Nachlaß.

S. 304. Z. 1. Kunzes Bericht im Original jetzt im Körnermuseum.

S. 307. Z. 7. Parthey Jugenderinnerungen. I. 376.

S. 307. Z. 31. Original im Körnermuseum aus Kunzes Nachlaß, wie die übrigen erwähnten Briefe an Kunze.

S. 309. Z. 1. Vergl. bei Wolff. S. 295.

S. 310. Z. 4. Arndt Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 3. Aufl. 211.

S. 312. Z. 13. Parthey, Jugenderinnerungen. I. 378.

S. 312. Z. 22. Über Körners Tod vergl. Wolff und Förster vor seiner Ausgabe und Brasch: Das Grab bei Wöbbelin. Schwerin 1861.

S. 313. Z. 7. Vergl. bei Wolff.

S. 314. Z. 22. Das folgende nach den Papieren aus Kunzes Nachlaß im Körnermuseum.

S. 318. Z. 2. Brief vom 10. Nov. 1813, Original im Körnermuseum.

S. 319. Z. 30. Ein Exemplar dieser Nummer der Zeitung im Körnermuseum.

S. 321. Z. 8 Die Briefe der Frau Dr. Kohlrausch im Besitz der Kinder Gustav Partheys. Die Originale der Briefe an Tiedge und Frau von der Recke befinden sich im Körnermuseum.

S. 322. Z. 15. Vergl. Litterarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen. II. 336—339.

S. 323. Z. 31. Vergl. Arndt Notgedrungener Bericht aus seinem Leben. II. S. 176.

S. 324. Z. 12. Mir lagen solche Papiere vor unter den mir anvertrauten Körnerpapieren des Herrn Ulrich. Jetzt sind sie, wenigstens sicherlich einige derselben, im Körnermuseum.

S. 324. Z. 21. Die folgenden Nachrichten über Körners Verkehr mit Tiedge und Frau v. d. Recke nach Briefen Körners an dieselben, die im Original im Körnermuseum aufbewahrt werden.

S. 327. Z. 8. Deutsche Rundschau. IV. Heft 10. S. 132.

S. 328. Z. 23. Litterarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen. II. S. 344.
S. 329. Z. 17. Parthey Jugenderinnerungen. II. S. 46—59.
S. 329. Z. 30. Parthey irrt hier. Er war geboren am 27. Oktober 1798 also über zehn Jahr jünger als Emma Körner.
S. 330. Z. 24. Deutsche Rundschau IV. Heft 10. S. 130.
S. 333. Z. 23. Nach einem Briefe Körners an Frau v. d. Recke vom 16. Juni 1814.
S. 333. Z. 32. Brasch, Das Grab bei Wöbbelin. S. 4 und 8.
S. 334. Z. 10. Original im Besitz des Herrn Stadtrat Streckfuß in Berlin.
S. 335. Z. 18. Brief Müllners vom 7. Dez. 1813. Original im Besitz des Herrn Stadtrath Streckfuß in Berlin. Müllners Briefschaften sind jetzt im Besitz der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha (Chartaceus 1311 Kunstsachen), darunter Briefe Körners an ihn und das Konzept von Briefen an Körner. Vergl. Programm des Städtischen Gymnasiums zu Wohlau 1875, Dr. Höhne, Zur Biographie und Charakteristik Adolf Müllners.
S. 336. Z. 17. Deutsche Rundschau. IV. Heft 10. S. 132.
S. 336. Z. 24. Hardenbergs Briefe an Körner, gedruckt in: Geschäftsbriefe Schillers. Herausgeg. von Karl Gödeke 1875.
S. 338. Z. 9. Körners Bestallung datiert vom 3. Mai. Vereidigt wurde er d. 22. Mai.
S. 338. Z. 20. Ansichten über Ästhetik und Litteratur von W. v. Humboldt. Seine Briefe an Chrstn. Gottfr. Körner S. 164.
S. 338. Z. 25. Vergl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III. 62.
S. 339. Z. 16. Litterarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen. II. 346.
S. 340. Z. 5. Ansichten über Ästhetik und Litteratur von W. v. Humboldt. S. 165.
S. 340. Z. 24. Original im Körnermuseum aus dem Kunzeschen Nachlaß.
S. 341. Z. 26. Abgedruckt aus: Geschäftsbriefe Schillers. Herausgeg. von Karl Gödeke. S. 350.

S. 342. Z. 26. Charlotte von Schiller und ihre Freunde. III. S. 47.

S. 344. Z. 4. Deutsche Rundschau IV. Heft 10. S. 135.

S. 346. Z. 17. Das Datum der Beerdigung entnehme ich einem Bericht über die Familiengräber, den der Prediger C. Voß zu Neustadt in Mecklenburg d. 21. Febr. 1876 für das Körnermuseum gegeben hat. Auch die Begräbnisdaten des Vaters, der Tante und der Mutter sind nach seinem Bericht angegeben. Als Theodors Begräbnistag vermutet Prediger Voß den 28. August 1813. Nach sonstigen Berichten scheint er schon am 27. beigesetzt zu sein.

S. 346. Z. 21. Wendt beaufsichtigte das Körnergrab bis zu seiner Übersiedlung nach Parchim 1818. Auf Streckfuß' Rat übertrug Körner die Fürsorge für die Gräber nun dem Gerichtsverwalter Wiechelt in Ludwigslust, einem Kämpfer in den Freiheitskriegen. Obwohl Wiechelt Körners persönlich nicht kannte, hat er mit rührender Liebe die geweihte Stätte gehütet, gepflegt und geschmückt. In seiner Familie werden noch Briefe der Eltern Körner an ihn aufbewahrt, die ihren innigen Dank ihm aussprechen. Sie sollen für den Druck geeignete Nachrichten über Körners nicht enthalten, und Wichelt hat außerdem gewünscht, daß sie nicht aus der Hand gegeben würden, weil er bescheidentlich meinte, sein Verdienst sei von Körners überschätzt. Brasch, Das Grab zu Wöbbelin S. 7 und Privatmitteilung der Töchter Wiechelts aus dem Jahre 1876 an eine Freundin für den Herausgeber.

S. 346. Z. 22. Original im Körnermuseum.

S. 349. Z. 4. Parthey Jugenderinnerungen. II. S. 55.

S. 350. Z. 22. Vergl. Friedrich Förster Kunst u. Leben. S. 116. Übrigens hatte Körner seine Frau nicht verpflichtet die Briefe nicht drucken zu lassen. Vergl. den Brief Minnas an Frau von Wolzogen vom 1. Febr. 1833. Litterarischer Nachlaß der Frau von Wolzogen. II. S. 357. Herr Ulrich erzählte mir, daß Frau Körner namentlich gefürchtet habe, es könnten durch die Veröffentlichung der Briefe Schillers und Körners damals noch lebende Zeitgenossen, wie besonders Alexander von Humboldt, sich verletzt fühlen. Humboldt,

der von ihren Skrupeln gehört, habe sie darauf gebeten, ihm die Briefe zur Ansicht zu geben, in denen Schiller oder Körner geringschätzig von ihm gesprochen hätten, und habe dann erklärt, er fühle sich dadurch gar nicht gekränkt und könne nur raten, die Briefe zu veröffentlichen. Auch Gustav Parthey redete der Frau Körner zu, ihren Schatz zu eröffnen, wie ich in einem seiner Briefe an Frau Körner gelesen habe. Die Briefe sind trotzdem erst nach dem Tode der Frau Körner 1847 zuerst veröffentlicht.

S. 351. Z. 32. Die folgenden Daten hat Herr Professor Blumner gütigst aus dem Archiv der Singakademie für den Herausgeber ausgezogen. In Sterns Ges. Schriften Körners S. 431 steht ein Psalm, den Körner nach dem Italienischen für die Singakademie deutsch bearbeitet hat.

S. 352. Z. 10. Nach einem gedruckten Textbuch in meinem Besitz.

S. 352. Z. 12. Brief vom 20. Juni 1824. Original im Körnermuseum.

S. 352. Z. 14. Der Nekrolog ist abgedruckt in den Streckfußschen Ausgaben der Werke Theodors.

S. 353. Z. 23. Förster Kunst und Leben. S. 202.

S. 353. Z. 29. Archiv für Litteraturgesch. V. S. 104 ff.

S. 355. Z. 7. Gedruckt bei Wolff.

S. 355. Z. 8. Förster Theodor Körners Werke. Teil I. S. 16.

S. 355. Z. 13. Briefe an Zacharias Becker in Gotha vom 4. April 1817 und 5. Juli 1820. (Originale im Körnermuseum). Ferner an Professor Weber vom 26. Nov. 1815 Deutsche Rundschau IV. Heft 10. S. 134.

S. 356. Z. 19. Die Schrift ist wieder abgedruckt in Körners Gesammelte Werke. Herausgegeben von Stern. Leipzig, Grunow 1881.

S. 357. Z. 14. Briefe an Weber vom 26. Nov. und 23. Dezember 1815.

S. 357. Z. 22. Wieder abgedruckt bei Stern.

S. 357. Z. 27. Goethe an Zelter 19. März 1827.

S. 358. Z. 2. Litterarischer Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen. II. S. 349—353.

S. 358. Z. 18. Ansichten über Ästhetik und Litteratur von W. v. Humboldt. Seine Briefe an Chrstn. Gottfr. Körner. S. 141–159.

S. 360. Z. 29. Ansichten über Ästhetik und Litteratur. S. 184.

S. 361. Z. 16. Försters Gedicht gedruckt Zeitschrift f. deutsches Altertum. Neue Folge XIII. S. 90.

S. 361. Z. 19. Original im Körnermuseum.

S. 362. Z. 23. Am 31. Mai 1831 veranstaltete die Singakademie eine Gedächtnisfeier an Körner. Es wurden unter Beteiligung von 125 Mitgliedern gesungen:

Requiem von Fasch,
Agnus dei von Runggenhagen,
Motette: Der Mensch lebt und besteht, von Zelter,
Heilig, dreichörig von Ph. Em. Bach.

Dem Bericht im Journal der Singakademie ist von Zelters Hand hinzugefügt: „Der 75jährige Greis ist bis an sein Ende ein fleißiges und wohlthätiges Mitglied der Singakademie gewesen; er war zum letzten Male am 19. April mitsingend thätig". (Nach gütiger Mitteilung des Herrn Professors Blumner).

S. 363. Z. 4. Ansichten über Ästhetik &c. S. 166.

S. 364. Z. 16. Handschriftlich im Körnermuseum aus den Papieren des Herrn Ulrich.

S. 369. Z. 7. Friedrich Förster Theodor Körners Werke. I. S. 12.

S. 369. Z. 16. Die folgenden Nachrichten über den Nachlaß von Dora Stock gebe ich nach den Originalpapieren, im Besitze des Herrn Stadtrats Streckfuß in Berlin.

S. 371. Z. 16. Ansichten über Ästhetik und Litteratur. S. 168.

S. 371. Z. 21. Vergl. ebenda.

S. 371. Z. 27. Die folgenden Stellen aus Briefen an Frau von Wolzogen entnehme ich aus dem Litterarischen Nachlaß derselben. II. S. 353—363.

S. 373. Z. 16. „Meine Treuen" sind ihre Leute, namens Ulrich die auch ihre Haupterben wurden.

S. 374. Z. 21. Original im Besitz des Herrn Stadtrats Streckfuß.

S. 377. Z. 17. Die Töchter Wilhelms von Humboldt.

S. 378. Z. 20. Das neue Buch der Frau von Wolzogen war der Roman Cordelia 1840 in zwei Bänden. Sie selbst schreibt darüber: „Viel aus den Tiefen meiner Seele liegt darin. Das volle Interesse an der großen deutschen Zeit ist mir wieder erwacht; ich kann es festhalten, der Kleinheit, die darauf folgte, nicht gedenkend; auch hoffend, daß das, was einst war, nie untergehen, sondern seine Spuren in der Weltgeschichte zurücklassen werde. Auch eine edle Liebe darzustellen, liegt mir am Herzen, jetzt da in unserer Poesie so grasse Zwittergestalten herrschen. Ehre und Delikatesse werden nicht mehr genannt. Man mag mich eine ideale Träumerin schelten, genug mit den häßlichen Seiten der Menschheit kann ich mich nicht abgeben". Vergl. Litterarischer Nachlaß. I. 55.

S. 380. Z. 9. Über den Begräbnisplatz vergl. Brasch Das Grab bei Wöbbelin, Schwerin 1861. Neuerdings ist auf dem Platz eine Büste, vom Großherzog zu Mecklenburg-Schwerin gestiftet, aufgestellt. Sie ist modelliert von Hermann Hultzsch. In Dresden ist dem jugendlichen Sänger und Helden eine Bronzestatue nach Hähnels Entwurf errichtet worden; zugleich wird dort in seiner Vaterstadt durch Dr. Peschels eifriges Bemühen in dem Körnermuseum das Andenken der Körnerschen Familie lebendig zu erhalten gesucht.

Möge denn in der engeren Heimat, Sachsen, wie im weiten deutschen Vaterland auch fernerhin dieser „treuen Toten" niemals vergessen werden!

Schlußbemerkung: Erst als der Druck dieses Buches fast vollendet war, erschienen Christian Gottfried Körners Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Adolf Stern, Leipzig, Grunow 1881. Ich habe also diese Sammlung nur noch für die Anmerkungen an einigen Stellen benutzen können, freue mich aber umsomehr

die Leser meiner Biographie auf eine würdige Sammlung der Körnerschen Schriften verweisen zu können, als der Plan meines Buches eine ausführliche Inhaltsangabe der Schriften des Vaters wie des Sohnes ausschloß. So ergänzt also das Sternsche Sammelwerk meine Biographie auf das erwünschteste.

Berichtigungen:

S. 21. Z. 16 lies: v. Schönburg. S. 46. Z. 26 lies: 1788. S. 55. Z. 7 lies: Begegnung gelegentlich eines Maskenballes auf einem u. s. w. S. 89. Z. 11 lies: mag lieber selbst etwas schaffen. Aber alle andern Arten von u. s. w. S. 96. Z. 31 lies: Des bin ich gewiß. S. 99. Z. 2 streiche die Worte „in seinem Hause.“ S. 136. Z. 10 lies: armem. S. 197. Z. 12 lies: gewinnen zu wollen. S. 370. Z. 18 lies: vidimata.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.